

Bernd Klein

Etrusker AG

Inhaltsverzeichnis

1	Verschollen vor Elba	1
2	Schmetterlingseffekt	7
3	Dickicht	85
4	Freiheitsstatue	151
5	Der Etrusker	205
6	In Artumes Armen	249

1 Verschollen vor Elba

Finstern und bleiern lag das Meer vor Garda. Aber weiter oben, dort, wohin sich meist nur Verliebte zurückziehen, um sich den direkten Blicken der Badegäste zu entziehen, zeugte der nasse Sand davon, dass das Meer mit gigantischen Wellen kürzlich hier gewesen sein musste. Den ganzen Strand entlang hatte das tosende Meer mit Unrat eine schier endlose Linie gezeichnet: einen mehrere Meter breiten Streifen aus Algen und Gestrüpp, durchsetzt mit Wohlstandsmüll und Holzplanken, die es am Strand gesammelt oder vom Meeresboden hervorgeholt hatte, wo sie zuvor scheinbar für die Ewigkeit verankert schienen. Zu wild war das Meer gewesen, als dass sie wirklich noch hoffen konnte, aber dennoch durchkämmte Garda mit ihren Blicken das tief schwarze, undurchdringlich scheinende Wasser. Gegen den tiefgrauen, fast schwarzen Horizont, kaum heller als die See, würde sie in der Ferne wohl kaum einen Öltanker erkennen geschweige denn einen Schwimmer.

Garda stand alleine an der Wasserkante. Die nunmehr wieder sanften Brandungswellen umspielten ihre Waden und ab und zu ihre Knie. Das Wasser erschien ihr deutlich kühler als vorher. Enrico musste völlig unterkühlt sein, so lange, wie er nun schon im Wasser war, durchzuckte es sie. Francesco und Paolo hatten ihr versichert, dass sie bis zu diesem Unwetter mit Enrico zusammen gewesen seien. Während des Sturmes hätten sie allerdings nichts mehr voneinander sehen oder hören können, hätten nur noch um ihr eigenes Leben gekämpft, sagten die beiden Männer, kurz nachdem sie sich völlig schlapp aus dem Meer gezogen hatten. Marina und Allegra mussten ihre völlig erschöpften Freunde auf dem Weg zum Feuer stützen.

Garda war wieder ein kurzes Stück ins Meer hinausgeschwommen und getaucht, aber sie musste erneut, wie schon die vorigen Male, die Sinnlosigkeit ihres Tuns erkennen. Die anderen saßen mittlerweile am Feuer. Marina und Allegra schmiegt sich von hinten an ihre Freunde, um sie zu wärmen und sich ihrer Liebe zu vergewissern. Unten vom Meeressaum aus schienen sie zu schweigen.

Garda ging, so als wäre sie damit näher an Enrico oder könne ihn besser sehen, ein paar Schritte ins Meer bis sie beinahe hüfttief im Wasser stand. Sie peinigte sich mit Vorwürfen, weil sie Enrico zurückgelassen hatte. Dabei half es nichts, wenn sie sich damit zu verteidigen suchte, dass er ja nicht alleine gewesen war, dass Francesco und Paolo in seiner Nähe gewesen waren. Auch wenn die beiden extrem sportlich waren, so konnte deren Kraft nicht ihre mangelnde Schwimmtechnik wettmachen. Sie waren miese Schwimmer, ungewöhnlich für Männer, die so nahe am Meer groß geworden waren. Die beiden hatten alle Mühe gehabt, sich selbst zu retten. Nein, sie hätte bei ihm bleiben müssen, denn schließlich war sie die bei wei-

tem beste Schwimmerin der Gruppe. Ihr Name war sogar schon mal unter den ersten zehn der italienischen Schwimm-Meisterschaften zu finden gewesen und einmal hatte sie sogar in einem internationalen Wettkampf den ersten Platz über 800 Meter Freistil errungen. Aber hätte sie ihm wirklich helfen können? Hätte sie es in dieser Dunkelheit und in dem hohen Wellengang überhaupt bemerkt, wenn er plötzlich lautlos neben ihr untergegangen wäre? Selbst wenn er geschrien hätte, wären seine Schreie nicht in dem tosenden Meer und dem heulenden Sturm unhörbar verhallt? Wie hätte sie überhaupt in dem pechschwarzen Wasser nach ihm tauchen können? Sie hätte ihn nicht sehen können.

So wie sie ihn auch jetzt nicht sehen konnte. Bloß keine Panik, versuchte sie sich zu beruhigen, Enrico war ein guter Schwimmer und würde sicherlich bald kommen. Er könnte abgetrieben worden sein und weiter südlich an Land gegangen sein. Sie stellte sich vor, dass er von hinten käme, sie umarmte und lachend fragte, wen oder was sie denn im Meer suche. Er sei so weit abgetrieben worden, dass er sich ein Taxi habe nehmen müssen. So lebhaft war ihre Vorstellung, dass sie sich unwillkürlich umdrehte und enttäuscht den Strand absuchte. Aber außer den anderen am Feuer war dort niemand in der Dunkelheit zu sehen. Aber was wäre, wenn die Strömung ihn ins Meer gezogen hätte? Dann hätte er kaum mehr eine Chance, denn schon einen Kilometer gegen eine starke Strömung anzuschwimmen war kaum möglich.

Auch wenn sie sich immer wieder sagte, dass Schuldzuweisungen sie nicht weiterbrächten und vor allen Dingen Enrico nicht helfen könnten, spürte sie plötzlich eine Wut gegen Marina in ihr aufsteigen. Sie war schuld gewesen. Marina war widersprüchlich; immer, nicht nur in dieser Nacht. Obwohl sie sich vor allem Möglichen zu fürchten schien, suchte sie gleichzeitig die Gefahr. Sie war es gewesen, die den Vorschlag gemacht hatte, schwimmen zu gehen, nachdem sie noch kurz zuvor bemerkt hatte, dass das Meer irgendwie unheimlich und bedrohlich bei Nacht wirke. Unverständlich auch, dass gerade sie, die noch niemals oben-ohne am Strand gelegen hatte, so wie ihre Freundinnen es häufig taten, es in dieser Nacht überhaupt nicht störte, dass sie dann sogar völlig nackt schwimmen müssten, da sie ja keine Badesachen dabei hatten. Schwimmen war nicht geplant gewesen, denn sie waren ganz spontan mitten in der Nacht zum Strand gefahren, um dort die laue sternenklare Sommernacht mit gutem Wein zu genießen.

Diese spontane nächtliche Strandparty war wie ein vorgezogenes kleines Abschiedsfest. Eigentlich feierten sie nochmals in privater Runde ihr bestandenes Abitur, oder Maturità, wie es in Italien genannt wird, aber nach den Sommerferien würden sich ihre Wege trennen. Es war ein Abschied und

ein Neubeginn. Garda würde ganz in der Nähe bleiben; sie würde in Siena Geschichte und Geschichte der Wissenschaften studieren. Allegra würde in Florenz eine Hotelfachschule besuchen und dort wahrscheinlich auch die meisten Wochenenden verbringen. Marina hatte sich an der Universität Bologna in Psychologie eingeschrieben. Bologna hatte sie gewählt, weil dort ihr Freund Francesco schon seit vier Semestern anorganische Chemie studiert. Das Studienfach hatte sie, wenn sie es sich auch nicht eingestand, ausgesucht, um ihre eigenen Ängste und Widersprüchlichkeiten besser verstehen und meistern zu können. Ihre Wege würden sich nun trennen, nachdem sie fünf Jahre lang, also von Anfang an, gemeinsam das Liceo, ein humanistisches Gymnasium, besucht hatten. Die Schule, oder genauer gesagt ihre Antipathie gegen diese Institution, war eines der verbindenden Elemente ihrer Freundschaft. Wie Treueschwüre wetterten sie jahrelang gegen die gleichen Lehrer, versicherten sich gegenseitig in ihrer Abscheu gegen die sinnlosen Lerninhalte und darin, dass sie dennoch gemeinsam die Maturità ablegen würden, den Umständen zum Trotz. Es war als hätten sie sich irgendwann stillschweigend verabredet, so wenig wie möglich zu lernen, aufzuschieben, was immer sich aufschieben ließ. In dieser Disziplin waren sie äußerst erfolgreich, aber dennoch litten sie unter ihrem Verhalten. Zum Beispiel als die Lehrer schon in der ersten Klasse die Mädchen im Allgemeinen für ihren Fleiß lobten, sie als strebsamer als die Jungs lobten, waren sie von dieser Würdigung ausgeschlossen. Jungs seien meistens faul, aber auch bei den Mädchen gäbe es Ausnahmen. Dann schauten sie fast immer unverhohlen auf die drei. Bei den Elternabenden lief es ähnlich, nur dass dann ihre Mütter als Blickfang dienten.

Marina war schuld gewesen, dass sie nicht bei Enrico im Meer geblieben war. Mit Marinas Scherzen hatte alles angefangen. Was wäre, wenn plötzlich ein Seeungeheuer käme und sie und die anderen in die Tiefe risse? Niemand würde es kommen sehen. Man könne nichts sehen in dieser finsternen Brühe. Man wisse kaum mehr wo oben und unten sei. Als Francesco dann unter ihr zwischen ihre Beine tauchte, um ein Meeresmonster vorzutäuschen, geriet sie unvermittelt in Panik vor den von ihr selbst geschaffenen Fantasien. Statt zu schwimmen zappelte sie plötzlich wie irr und begann Wasser zu verschlucken. Garda konnte sie nur mit Mühe beruhigen und begleitete sie zum Ufer, während Allegra ihnen folgte. Aber die Jungs, so als gelte es eine Mutprobe zu bestehen, trieb es noch weiter hinaus aufs Meer, während Garda mit ihren Freundinnen Richtung Ufer schwamm.

Kaum hatten die Mädchen in der Dunkelheit das Meer verlassen, während ihre Freunde noch draußen im Wasser schwammen, hüpfte Marina, die zuvor noch so ängstlich gewesen war, übermütig um das Feuer und protzte

mit dem, was sie von der Schule behalten hatte:

— „Sieh er, schwind er, schrumpf er ein!

Wird auch nicht sein Schiff zerschmettert,

Soll's doch bleiben sturmmumwettert!“

Wie zur Antwort auf ihre Verwünschungen schob sich plötzlich eine Wolke, die aus dem Nichts zu kommen schien, vor den Mond. Tiefschwarze Nacht und unvermittelt wehte ein eisiger Wind vom Meer, so als habe jemand die Tür zu einer kosmischen Kühlkammer geöffnet. Ein Wind, der sich in wenigen Sekunden zu einem Sturm steigerte und haushohe Wellen schlimmer als in einem Herbststurm produzierte. Sie pressten ihre Hände und Arme vor ihre Augen, um sich vor den vom Sturm hochgepeitschten Sandkörnern zu schützen. Zahlreiche Blitze durchzuckten die Dunkelheit, ließen den Strand wie im Licht eines Stroboskopes flackern. Aus Furcht warfen sich alle drei in den noch warmen Sand und wagten kaum an ihre sich noch immer im Meer befindlichen Freunde zu denken.

Ebenso unvermittelt, wie der Sturm begonnen hatte, hatte er sich wieder gelegt. Kurze Zeit darauf waren Francesco und Paolo völlig erschöpft, wie Schiffsbrüchige, an den Strand gerobbt.

— „Vielleicht ist Enrico abgetrieben worden ... also ich meine nicht ins Meer, sondern dass er an anderer Stelle an Land gegangen ist., sagte Paolo, der sich wieder bestens von der Strapaze erholt hatte.

Garda schreckte zusammen, sie hatte gar nicht bemerkt, wie ihre Freunde zu ihr gekommen waren.

— „Dann müsste er aber auch schon hier sein ... Wir müssen Hilfe holen.“, sagte Garda, „Es war ein Fehler. Wir haben viel zu lange gewartet.“

Kaum hatte Francesco mit seinem Handy die Polizei verständigt, als Garda aufgeregt auf einen Punkt in der Ferne zeigte.

— „Dort. Schwimmt da nicht was? Es bewegt sich ...“ sagte Garda aufgeregt und schrie dann „Enrico, Enrico“.

Ohne zu zögern, riss sich Garda ihr T-Shirt vom Leib und sprang ins Wasser.

2 Schmetterlingseffekt

Eckels sank auf einen Stuhl. Er betastete wie ein Irrer den dicken Schlamm an seinen Stiefeln und hob zitternd einen Erdklumpen hoch. „Nein, das kann nicht sein. Nicht ein kleines Ding wie dieses. Nein!“ Im Schlamm eingebettet lag grün, gold und schwarz glitzernd ein schöner toter Schmetterling.

„Nicht ein kleines Ding wie dieses! Kein Schmetterling!“ schrie Eckels.

Es fiel herunter, ein erlesenes, ein kleines Ding, das alles aus dem Gleichgewicht bringen und eine Reihe kleiner, größerer und dann riesengroßer Dominosteine umstoßen konnte. Jahre hindurch und durch die Zeit. Eckels schwindelte. So etwas konnte die Dinge nicht verändern. Es konnte doch nicht so ins Gewicht fallen, daß man einen Schmetterling getötet hatte! Oder?

aus: Ray Bradbury: Geh nicht zu Fuß durch stille Straßen, '70

— „Dein Vater wäre stolz, wenn er dich jetzt sehen würde!“, sagte Vulca zu seinem Cousin Cutu.

Während er dies sagte, schaute Vulca seinen Cousin nicht an, sondern starrte auf die hinter ihnen liegenden Rauchsäulen am Horizont. Wie riesige nebelverhangene Leuchttürme ragten sie aus dem tiefen Blau des Meeres in das lichte Blau des Himmels. Rauch, der von den zahlreichen Schmelzöfen der Insel stammte. Die rußigen Feuer, die fast überall auf der Insel loderten, machten diese Insel für die Griechen zum „Land der tausend Feuer“ und Funken und Ruß finden sich in ihrem Namen Aethalia. Später würden die Römer die Insel Ilva nennen, und es gehört nicht viel Sprachgefühl dazu, daraus schon den modernen Namen Elba herauszuhören.

Aethalia war eine Insel, die von den Phöniziern, Karthagern und Griechen gleichermaßen gierig wegen der scheinbar unerschöpflichen Bodenschätze beobachtet und begehrt wurde. Ideal, weil man das Eisenerz wegen der dichten Bewaldung direkt auf der Insel verarbeiten konnte. Allerdings zogen sich wegen der intensiven Abholzung für die Schmelzöfen immer breitere und tiefere waldfreie Schnitte und Flächen wie Geschwüre durch die Insel. Hier und natürlich auch in Cutus und Vulcas gegenüber auf dem Festland gelegener Heimatstadt Fufluna wurde von den Etruskern das Eisen abgebaut und geschmiedet, welches sie zu den reichsten und damit auch nahezu zwangsläufig mächtigsten Völkern ihrer Zeit machte.

Das Schiff liegt ruhig im Wasser mit prallgefüllten Segeln. Kurs auf Corsika, welches die Phönizier wegen seiner dichten Wälder Corsis nannten, was so viel wie „waldiger Ort“ bedeutet. Die Ruderer genießen die Pause, die ihnen der Wind nach einer anstrengenden Etappe verschaffte, mit Essen und Trinken.

— „Wenn mein Vater noch lebte, hätte ich diese Fahrt gar nicht unternommen ... hätte ich sie gar nicht unternehmen müssen!“, korrigierte ihn Cutu ernst, aber mit einem verkniffenen Lächeln.

Wäre nicht der Altersunterschied, könnten Vulca und Cutu auch Brüder sein. Beide das gleiche langgezogene Gesicht mit schmalen Lippen und einer dünnen leichten Hakennase, die ideal mit der Form des Gesichtes harmoniert. Beide wildes gelocktes Haar, tiefschwarz bei Cutu und bei Vulca ebenso schwarz aber von grauen Strähnen durchsetzt. Die Haare um Cutus Wangen und Kinn erwecken den Anschein, als hätten sie ein eigenes Leben. Dicht und kraus verstärken sie den Anschein eines vor Kraft strotzenden jungen Mannes, den keine Frau übersehen konnte. Cutu wusste vor allen Dingen um die Kraft seiner Augen, große mandelfarbene Augen unter dichten dunklen Lidern. Augen, die zwar ein wenig zu weit vorstanden, aber eine magische Kraft vor allen Dingen bei Frauen entfachen konnten.

— „Von müssen kann keine Rede sein. Ich weiß nicht, was du in Alalia herausfinden willst. Ich habe dir doch genau erzählt, was passiert ist, oder traust du meinen Aussagen nicht?“

— „Doch schon, aber vielleicht hast du dich ja in deinen Einschätzungen geirrt! Wenn ich mir nicht selbst ein Bild mache, komme ich nicht zur Ruhe. ... Ich bin es ihm schuldig!“

Nach einer Weile fügte Cutu hinzu, dass schließlich einige in Alalia sich einen Vorteil von seinem Tod versprochen hätten. Wie er das meine, fragte ihn Vulca. Schließlich habe sein Vater doch versucht, den Handel mit Eisenerz aus den Alpen auszubauen und das wäre sicherlich zum Schaden von Alalia gewesen. Damit hätten auch viele auf Aethalia einen Grund gehabt, ihn zu töten, wandte Vulca ein, denn die seien nach wie vor ihr Hauptlieferant!

— „Nicht zu vergessen die Händler in Fufluna!“, sagte Cutu scharf.

Vulca ignorierte Cutus Bemerkung, obwohl er spürte, dass er damit auch ihn meinte, denn Vulca verdiente nicht unerheblich am Handel mit Erz, aber nur mit dem von Alalia. Statt sich zu verteidigen, begann Vulca zu erklären, warum Cutus Vater sowieso nie die Lieferung aus Alalia und Elba durch Erz aus den Alpenländern hätte ersetzen können. Wie er wisse leide Fufluna doch unter einer Knappheit von Eisenerz. Sie könnten nie auf den Handel mit Alalia verzichten. Das gewichtigste Argument sei jedoch, dass der Transport über Land viel zu teuer sei.

— „Ja, aber Alalia müsste dann zu einem deutlich billigeren Preis liefern. Das würde einigen nicht passen! ... Gerade du musst das doch verstehen?“

— „Wie meinst du das?“, sagte Vulca mit stechendem Blick.

— „Du verdienst doch auch ganz gut daran!“

— „Klar und deshalb habe ich Plecu nach Alalia gelockt, um ihn dort zu töten?“, ging Vulca sarkastisch in die Offensive, aber mit einem lauernden Blick, so als wolle er ganz sicher sein, dass sein Cousin ihn nicht verdächtige.

— „Blödsinn! Da hättest du es in Fufluna einfacher haben können!“

— „Wenn ich es gewollt hätte! Aber warum hätte ich meinen eigenen geliebten Bruder töten sollen!“

Nach einer Weile fragte Vulca scheinbar beiläufig seinen Cousin, ob er an den Plänen seines Vaters festhalten wolle, den Handel mit dem Norden zu verstärken. Er wäre immer davon ausgegangen, dass er in dieser Frage anderer Meinung sei als sein Vater.

— „Man kann seine Meinungen auch ändern!“

— „Genau!“, sagte Vulca, der Cutus Antwort falsch interpretierte.

— „Ich meinte, dass ich meines Vaters Plan nun auch für eine gute Sache halte!“

— „Ich würde das an deiner Stelle aber zumindest in Alalia für dich behalten!“, ermahnte ihn Vulca.

— „Sonst wäre mein Leben wohl auch nichts mehr wert?“

Wäre es nach Thana gegangen, befände Cutu sich nicht auf dem Schiff. Am Hafen hatte sie, während dicke Tränen ihre Wangen herunterkullerten, seine Hand nicht loslassen wollen, und er musste ihre Umklammerung mit Kraft lösen. Dann, im Weggehen, hatte sie sich in sein Gewand gekrallt und daran gezerrt und gezogen, dass er es beinahe verloren hätte. Sie kniete sich auf den Boden und flehte ihn an, Fufluna nicht zu verlassen, denn sie wollte nun nicht auch noch den Bruder verlieren. Ein Alptraum hatte von ihr Besitz ergriffen, den sie ihm jedoch nicht anvertrauen wollte. Keinerlei Andeutungen, als er nachbohrte, ob es sich denn bei der Vorahnung, die ihr im Traum erschienen sei, um karthagische Piraten oder ein verheerendes Unwetter handelte. Sie brauche keine Angst um ihn zu haben, sie würde ihn bestimmt wiedersehen, das verspreche er ihr. Auch wenn er sich ihr gegenüber bewusst selbstsicher gegeben hatte, so musste er dennoch gegen die von ihr geschürte Angst ankämpfen. So sagte er sich, dass seine Schwester häufig solche Visionen hatte. Eigentlich wäre es verwunderlich gewesen, hätte sie vor dieser Reise keine gehabt. Im Nachhinein hatten sich bisher die meisten ihrer Zukunftsvisionen als völlig unbegründet erwiesen. Klar, dass sie hier und da auch schon einmal recht hatte. Wenn man ständig Prophezeiungen macht, muss auch manchmal etwas eintreffen, das war doch nahezu zwangsläufig, sagte sich Cedrik. Aber warum sollten sich gerade diesmal ihre Ängste bewahrheiten? Sie fürchtete sich vor allem und überall sah sie unheimliche überirdische Kräfte am Werk. Es würde nichts passieren, versuchte er sie zu trösten und wenn, dann sei es doch eh der Wille der Götter, dem man sich nicht entziehen könne, egal ob in der Heimat oder in der Fremde.

— „Du bist es doch immer, der sagt, dass man sein Schicksal selbst in die Hand nehmen müsse.“, hatte seine Schwester erstaunt zu ihm am Hafen gesagt, „Du sagst doch immer, dass die Götter viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt seien, um sich um unsere irdischen Angelegenheiten zu kümmern.“

— „Nimm wenigstens dein Kreuz, ...“, beschwor ihn Thana.

— „Dein Kreuz! Ich habe es dir geschenkt!“, entgegnete ihr Cutu.

Wenige Tage vorher hatte er es ihr zu ihrem Geburtstag geschenkt. Das Kreuz hielt sie für ihren Glücksbringer. Aber sie hatte es, wie sie später dachte, einen Tag zu spät erhalten. Denn am Tag, als sie ihren Talisman

erhielt, konnte sie noch nicht wissen, was sich in Alalia auf Corsis einen Tag zuvor ereignet hatte. Erst Tage später erfuhren sie von dem, was ihrem Vater zugestoßen war, denn wegen stürmischer See konnten tagelang keine Schiffe in See stechen.

— „...nimm es! Es wird dir den Weg zurück zu mir und der Heimat zeigen!“, bedrängte ihn Thana und nahm die Kette mit dem etruskischen Kreuz von ihrem Hals. Der große blaue Edelstein in der Mitte glitzerte im Sonnenlicht. Die vier gleich langen Arme des Kreuzes endeten in Halbkreisen, deren Durchmesser die Breite der Arme überragt, ähnlich einem Anker- oder Tatzenkreuz. Jeden Halbkreis zierte wiederum ein blauer Stein, aber viel kleiner als der leuchtende im Zentrum des Talismans.

— „Nein, du brauchst es hier nötiger!“, sagte Cutu, während er ihre Hände sanft zurückschob und ihre Finger über dem Kreuz schloss.

Sie hatte das Kreuz auch am Abend zuvor getragen, als sie mit Cutu zur Grabstätte ihrer Familie im Heiligen Wald gegangen war. Cutu wollte den Ahnen opfern, um sich ihren Segen für die Reise zu sichern. Auch sein Vater war diesem Brauch am Vorabend seiner Abreise nach Corsis gefolgt. Vergeblich, dachte Cutu bitter, während er mit seiner Schwester durch den düsteren Wald zu den Grabstätten gegangen war.

Er erinnerte sich auch daran, dass sowohl er als auch seine Schwester sich als Kinder in diesem Wald immer gefürchtet hatten. Als Kind klammerte er sich immer ganz fest an die Hand seiner Mutter. Warum man denn nicht Oma und Opa irgendwohin gebracht hätte, wo es schön hell sei, hatte Cutu seine Mutter gefragt, als er noch so klein war, dass er seinen Kopf tief in den Nacken neigen musste, um zu ihr aufzuschauen. Sie hätten es schön, dort wo sie wären, sagte seine Mutter. Bei hellem Kerzenschein würden sie singen und tanzen. Jünger und schöner als sie gestorben waren.

— „So wie auf den Bildern?“, fragte er dann immer.

— „So wie auf den Bildern!“, antwortete sie dann wie eine mechanische Gebetserwiderung.

— „Aber, Mama, warum tanzen und singen sie nie, wenn wir auch da sind?“

Wenn sie ihm dann erzählte, dass Februs, der Herrscher über die Schatten in der Unterwelt, dies nicht erlaube, spürte Cutu auch bei seiner Mutter eine gewisse Unsicherheit. Sie wollte glauben, dass es eine Nachwelt gäbe, eine fröhliche, eine, in der ihre Eltern fröhlich weiterexistierten und wo sie sich einmal wiedersehen würden. Für Cutu war auch ihre tiefe Trauer, als ihre Mutter, Cutus Oma, starb, ein Beweis dafür, dass sie selbst nicht an diese bunte fröhliche Vorstellung eines Lebens nach dem Tode glauben konnte.

— „Warum bist du so traurig, wenn Oma doch nun so glücklich sein

kann?“, hatte er sie nach der Bestattung gefragt.

Er hatte sie mit seiner Frage überrascht, aber ihre Antwort räumte zunächst einmal seine Zweifel an der Aufrichtigkeit ihres Glaubens beiseite.

— „Weißt du, ich bin traurig wegen uns, weil wir sie nun nicht mehr um uns haben!“

Auch wenn Cutu nicht an das bunte Treiben nach dem Tode glauben konnte, wollte er es dennoch gerne auch einmal an seine noch nicht existierenden Kinder weitergeben, denn es erschien ihm als eine schöne Trost spendende Vorstellung.

Cutus Lieblingsbild in der riesigen Grabkammer seiner Familie war der Flötenspieler im bunten Gewand. Er spielte auf zwei Flöten gleichzeitig. Sein Onkel, Vulcas Vater, hatte es gemalt, wie auch alle anderen in der riesigen Grabkammer. Vielleicht liebte er es auch deshalb so sehr, weil er dabei war, als sein Onkel die ersten Pinselstriche auf den nackten rötlichen Fels brachte. Er hatte verwundert zugeschaut, wie langsam das Bild aus der Vorstellung seines Onkels auf dem Fels Form und Farben gewann.

— „Eigentlich würde ich gerne die Musik selbst festhalten!“, hatte sein Onkel zu ihm gesagt, als er mit dem Bild des Flötenspielers begann, „Aber wir können nur das, was das Auge sieht, festhalten. Die Töne sind flüchtig. Kaum gehört sind sie schon im nächsten Moment für immer verloren.“

Auf der einen Flöte spiele der Musikant die schönen Töne, erklärte sein Onkel ihm später. Töne, die Glück und Liebe in die Welt bringen. Die andere Flöte hingegen brächte nur schrille Töne hervor. Töne, die je nach Melodie, Liebe in Hass kehrten, Glück in Unglück wandelten und Leben zum Tode führten. Aber warum er denn nicht einfach nur auf der einen, auf der guten spielte, wollte Cutu wissen. Das tue er manchmal, dann spiele er nur auf dieser, und die Menschen lebten in Frieden und Wohlstand und könnten sich kaum mehr vorstellen, jemals Krieg gehabt zu haben. Beim Klange dieser Flöte könnten sie sich der Illusion hingeben, dass Hass, Neid und Zwietracht für immer aus der Welt gebannt seien. Aber schon ein paar scharfe Klänge auf der anderen Flöte, ließen jäh solche Träume platzen. Meistens spielte er aber gleichzeitig und verstreue so Glück und Unglück, Frieden und Zwietracht gleichermaßen in der Welt.

Als Cutu mit Thana am Vortag seiner Abreise nach Corsis vor dem Bild stand, glaubte er in seinem Kopf die widerstreitenden Flöten zu hören. Verzaubernde Melodien mit schrillen Unterbrechungen und zu den Schlägen von Trommeln tanzte der Flötenspieler. Er tanzte vor einem Abgrund, und er müsse aufpassen nicht hineinzufallen, hatte sein Onkel damals gesagt. Man habe sehr viel selbst in der Hand, nicht alles sei der Wille der Götter und nichts sei vorherbestimmt. Er solle nicht zu viel auf die Priester hö-

ren. Cutu spürte, dass er damit auch seinen Vater meinte. Sein Vater war, nachdem ihn die bedeutendsten Familien von Fufluna zum König auf Zeit gewählt hatten, auch gleichzeitig oberster Priester des Stadtstaates.

— „Aber warum glauben die Menschen denn, dass alles schon vorher fest steht?“, wollte Cutu von seinem Onkel wissen, „Es ist doch schlimm, wenn alles vorher feststeht!“

— „Sie glauben es, weil es bequemer ist. Dann können sie ihre eigenen Fehler und Schwächen besser entschuldigen. Und sie glauben daran, weil die Mächtigen und Reichen alles tun, diesen Glauben zu erhalten. Warum sollte man sich gegen die Herrschenden auflehnen, wenn sie wegen des Willens der Götter in ihren Positionen sind?“

Sein Vater sagte immer nur, dass die Dinge so seien wie sie seien. Er stelle zu viele Fragen, antwortete er häufig, ohne genau hinzuhören, was er eigentlich fragte. Er schenke seinem Onkel zu viel Gehör, tadelte er ihn dann. Er solle sich nicht von den Hirngespinnsten eines Künstlers in die Irre leiten lassen. Künstler wüssten nicht, was wirklich zählte in der Welt und sie lebten von dem Wohlwollen und der Unterstützung von Leuten wie ihm, also von Leuten, die es durch harte Arbeit zu Reichtum gebracht hatten.

— „Es kann nicht sein, dass unser Vater wegen ein paar Tönen auf der falschen Flöte umgekommen ist!“, sagte Cutu.

Nein, sagte Thana und hielt dann ihr neues Kreuz hoch.

— „So ein schönes Schmuckstück hast du noch nie geschmiedet. Selbst Fanacnei müsste vor Neid erblassen!“, hatte Thana bei den Grabstätten geschwärmt, während sie den goldenen Anhänger, der an einer Kette um ihren Hals hing, in ihrer Hand wiegte.

Cutus und Thanas Vater hatte seine Schmiedekunst bei Fanacnei gelernt, aber seinen Meister nie erreicht. Zumindest nicht was den Ruhm betrifft. Fanacneis Name wurde selbst von griechischen Kunstschmieden mit Ehrfurcht ausgesprochen. Ein Ruhm, der nach seinem Tode sogar noch ständig wuchs. Aber Plecu Apatrui, Cutus Vater, war der bessere Geschäftsmann. Sein Reichtum entsprach dem Ruhm Fanacneis, und dessen Ruhm nützte er für seine Geschäfte. Brüstete sich damit, dass er bei Fanacnei gelernt und lange mit diesem zusammen gearbeitet habe. Manches Geschmeide, welches nur aus Plecus Schmiede kam, verkaufte er als Werk des großen Meisters.

— „Das schönste Geschmeide für die schönste Frau in Pupluna, nein Etruria, schöner als jede Griechin oder Ägypterin!“

— „Schweig“, ich bin doch deine Schwester!“, wehrte sich Thana, aber Cutu spürte, dass ihr sein Lob gefiel.

— „Leider! Ich wäre lieber der Sohn eines Bauern als der Fürstensohn,

wenn ich dann dein Liebhaber sein könnte!”

— „Willst du, dass ich mir einen Bauern als Liebhaber suche?“, hatte Thana gescherzt.

Thana wäre jetzt bestimmt im Tempel, dachte Cutu auf dem Schiff bei der Abreise. Sie würde für eine glückliche Rückkehr den Göttern opfern. Auch wenn er nicht glaubte, dass sich die Götter zu irgendeiner Handlung mit Opfergaben beeinflussen ließen, gab ihm diese Vorstellung dennoch eine tiefe Sicherheit.

— „Das ist eine verschworene Gesellschaft in Alalia, schlimmer als Karthager, Phönizier und Griechen zusammen“, riss ihn Vulca aus seinen Erinnerungen.

Die Rauchsäulen von Aethalia, dem Land der Tausend Feuer, verblassten langsam am Horizont.

Während Zeige, Mittel- und Ringfinger seiner linken Hand seine Lippen und seinen Mund verbargen, fügte Vulca deutlich leiser hinzu, dass Cutu wahrscheinlich eh nicht viel in Corsis herausfinden würde.”,

— „‘Wir’, du meinst, dass wir nichts herausfinden? Du bist doch auch mitgekommen, um herauszufinden, was mit meinem Vater geschehen ist!”

— „Wie oft soll ich es dir noch sagen: Ich weiß, was passiert ist. Ich bin dabei, damit du keine Dummheiten machst“, sagt Vulca und verschließt mit Daumen und Zeigefinger seine Nasenflügel und die Innenfläche seiner Hand schmiegt sich fest um seinen Mund.

Wenn Vulca von Dummheiten redete, dann konnte er nur seinen Lebensstil meinen, denn Cutu kannte seine Zurechtweisungen zur Genüge. Obwohl Cutu bei seinem Vater die Goldschmiedekunst gelernt hatte: Herumhuren und Saufen, das sei eines Fürstensonnes nicht würdig. Das sei eines Menschen nicht würdig. Animalisch sei er. Er müsse sein Leben endlich auf seine eigenen Beine stellen. Etwas tun, was ihre Gesellschaft und seine Familie weiterbringe. Etwas leisten, wovon man auch noch in Jahrhunderten sprechen würde. Dann fing er meist an, sich selbst zu loben. Wenn er nicht gewesen wäre, dann wäre Alalia und ganz Corsis heute in griechischer Hand.

— „Ich schwöre bei Veive: Ich werde herausfinden, was die wirklichen Hintergründe waren!“, sagte Cutu wütend.

— „Mein Onkel wurde von seiner eigenen Leichtgläubigkeit getötet.“, sagte Vulca und fügte dann hinzu: „Und dir blüht das Gleiche!”

Cutu wusste, was Vulca meinte. Wenn es nach seinem Vater gegangen wäre, hatte Vulca einmal zu ihm gesagt, dann spräche man heute in Fufluna griechisch. Wie könne man es zulassen, dass Griechen eine Hafenstadt einen Steinwurf entfernt vor der eigenen Stadtmauer bauten. Die griechi-

sche Neugründung war zwar nahe an Fufluna, aber der Steinwurf entsprach einem drei Stunden währenden beschwerlichen Fußmarsch durch Sümpfe und dichte Wälder. Nicht nur, dass sein Vater nichts gegen diese Eindringlinge unternommen hätte, er hatte sie als Bereicherung ihrer Kultur angesehen, und hätte sie sogar zu den Tempel-Spielen nach Fufluna eingeladen. Viele Männer seien auch gekommen. Es sei sehr friedfertig abgelaufen, aber am Ende seien, so Vulca, drei ihrer schönsten Frauen mit den Griechen weggezogen. Ihre Gastfreundschaft hätten sie missbraucht, indem sie ihre Frauen geraubt hätten. Aber auch das hätte sein Vater beschönigt. Hätte darauf hingewiesen, dass ja auch in ihrer Stadt mittlerweile einige Griechinnen als Ehefrauen von etruskischen Männern weilten. Außerdem hätten die Griechen sie nicht geraubt, sondern hätten Fufluna gewissermaßen im Tausch ein äußerst lukratives Handelsabkommen angeboten. Für drei Weiber, die nichts taugten, die sich jedem Mann um den Hals geworfen hätten, also auch den Griechen, würde sich der Reichtum ihrer Stadt im Gegenzug mehren. Außerdem würden solche Hochzeiten die Friedensbeziehungen zwischen ihren Städten stärken. Niemand würde diese Frauen in ihrer Stadt vermissen. Frauen, die nur lasziv und noch nicht einmal schön seien.

Widersprüchlich sei sein Onkel gewesen. Einerseits sei er völlig arglos gegen die Griechen gewesen, aber voller Ängste gegen Karthago. Selbst als alle anderen Stadtoberhäupter bereits die Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen Etrurien und Karthago eingesehen hätten, habe sein Vater immer noch geglaubt weiterhin friedlich Handel treiben zu können.

* * * * *

Mit einer tiefgehenden Erkenntnis war er an diesem Morgen aufgewacht. Eine, die viele andere, auch diejenigen, die normalerweise nicht unter Niedergeschlagenheit leiden, in eine tiefe Depression gestürzt hätte. Nicht so Eva. Beim Aufwachen stand für ihn fest: „Ich bin ein Versager!“

Eva ist keine Frau, und eigentlich heißt er auch nicht Eva. Cedrik Dumotel hatte seinem Chef, der laut Ausweis Thorsten Gumbrecht heißt, diesen Spitznamen verpasst. Dieser Name war aus Cedriks ständigem Ärger über seinen Vorgesetzten geboren. Lange Jahre als Abteilungsleiter hatten ihn zu einem kompromisslosen Diskutanten gemacht. Auch wenn er nur ein Chef auf niedrigster Stufe ist, war es ihm wie fast allen Machtmenschen ergangen. Wenn man umgeben ist von Menschen, die einem ständig Beifall zollen, — auch wenn man den größten Unfug von sich gibt, — weil

die von ihm Abhängigen sich persönliche Vorteile erhoffen oder Nachteile befürchten, wird es zunehmend schwierig, selbstkritisch zu sein oder zu bleiben. Falsches Lob und fehlende Kritik führen nahezu zwangsläufig bei den meisten Machtmenschen zu einer chronischen Überschätzung der eigenen Fähigkeiten und des eigenen Wissens. So auch bei Gumbrecht, obwohl er zu den freundlichsten und umgänglichsten Vorgesetzten der iBS gehört.

Gumbrecht unterscheidet sich deutlich von anderen Chefs. Will ein normaler Chef einen Mitarbeiter mit einer neuen Aufgabe betrauen, so geht dies in der Regel ziemlich direkt. Zunächst ein Anruf bei dem Mitarbeiter, ob er gleich oder zu einem bestimmten Termin Zeit habe, sich mit ihm zu unterhalten. Dann im Gespräch heißt es, je nach Charakter des Chefs: „Ich habe“ oder „Ich hätte eine neue Aufgabe für Sie!“ oder „Es ist notwendig, dass Sie sich in Zukunft im Projekt xab einbringen!“ Immer ist klar, dass man nur schwerlich ablehnen kann.

Ganz anders bei Gumbrecht. Nehmen wir an, er hat ein Projekt, von dem er überzeugt ist, dass nur Cedrik Dumotel es machen kann und soll. Meistens vereinbart er keinen Termin. Scheinbar zufällig trifft er ihn dann auf dem Flur oder beim Kaffeeholen. Verwickelt ihn in ein interessantes Gespräch, was meistens kaum einen Bezug zur Arbeit hat, und lotst ihn dann in sein Büro, um ihm dort etwas zu zeigen, meist etwas, was noch nicht einmal etwas mit dem eigentlichen Thema oder überhaupt mit der Firma zu tun hat. Scheinbar zufällig streut er dann in die Unterhaltung ein, dass es da eine interessante Aufgabe gäbe. Nehmen wir an, die Aufgabe interessiere Cedrik nicht. Er überhört also geflissentlich Gumbrecht und bleibt beim alten Thema. Statt Cedrik nun direkt zu fragen, geht Gumbrecht behutsam weiter vor.

— „Ich dachte, vielleicht kennen Sie jemanden, der geeignet wäre, diese Aufgabe zu übernehmen?“, würde er fast standardmäßig fragen.

— „Frauke Gortsworst vielleicht?“

— „Glauben Sie?“, könnte Gumbrecht entgegnen und seine Enttäuschung wäre spürbar.

— „Was die Programmierung betrifft ja! Aber ansonsten ist die Sache zu mathematisch für sie. Das müsste am besten jemand machen, der auch Mathematiker ist.“

— „Genau! Das denke ich auch! Jemand, der richtig gut ist und komplexe Probleme knacken kann“, legte er dann seinen Köder, auf den dann Cedrik anbeißen müsste.

— „Ich könnte es machen, aber ich bin noch mit ...“

— „Finde ich toll, dass Sie das gerne machen würden! Einen Besseren gibt es wirklich nicht! Ich hätte mich gar nicht getraut, Sie direkt zu fragen,

da Sie ja wirklich so viel zu tun haben!”

Für Gumbrecht hat dieses Vorgehen generell den Vorteil, dass er, wenn sich im Laufe des Gespräches zeigte, dass seine Einschätzung nicht richtig war, einfach das Thema wechseln konnte. Er hatte nichts verlangt und konnte so nie sein Gesicht oder seine Autorität verlieren. Er hatte keine Anordnung gegeben, die er widerrufen musste. Für den Mitarbeiter oder die Mitarbeiterin hatte es den Vorteil, dass Gumbrechts Vorgehen die Illusion der Freiwilligkeit erzeugte. Man sagt selbst zu, eine Aufgabe zu übernehmen. Man bekommt sie nicht übertragen. Ja man bittet seinen Chef sogar, die Aufgabe machen zu dürfen. Man ist kein Befehlsempfänger, sondern ein Individuum, das zwischen Alternativen wählen kann. Aber Gumbrecht wäre schon lange kein Chef mehr, wenn er im Falle einer indirekten Ablehnung nicht beharrlich bliebe. Irgendwann würde er dennoch, so wie jeder andere Chef auch, sagen, dass er oder sie die Aufgabe machen müsste. Aber das war im Laufe seines langen Arbeitslebens nur selten notwendig gewesen.

Aber trotz seiner sanften Methoden und obwohl er nicht zu Jähzorn neigt und vor allen Dingen nicht rachsüchtig ist, hat auch er das Problem, so wie andere Chefs, dass ihm meist nur sehr zaghaft und zögerlich widersprochen wird. sodass er die Einwände direkt per Autorität wegdiskutieren kann. Wenn er ein unmögliches Ziel vorgibt, eines welches mathematisch und algorithmisch zum Scheitern verurteilt ist, ein Ziel, welches unter Kollegen mit einem „So ein Blödsinn“ oder „hirnrissig“ klassifiziert wird, hört er oft keine Widerrede oder wenn doch, dann zaghafte Formulierungen wie „Glauben Sie wirklich, dass das so machbar ist?“, „Könnte es nicht sein, dass vielleicht . . .“ oder sogar ein „Ich denke, dass es Probleme geben könnte.“ Aber was soll ein Mitarbeiter sagen, wenn Gumbrecht sagt, dass es genau so sei, wie er es sehe. Wenn er indirekt behauptet, dass jeder, der es anders sehe, nicht tief genug in der Materie sei. Wie die Höflinge von Hans Christian Andersens „Des Kaisers neue Kleider“ traut sich dann niemand zu widersprechen, und manche bejubeln dann sogar nackte substanzlose Ideen. Gumbrecht sagt oft nur „Denken Sie mal nach!“ und keiner mit Ausnahme von Cedrik antwortet ihm, dass er, Gumbrecht, nochmals nachdenken müsse, denn er habe es nicht verstanden und sich verrannt. Sie beugen sich dann seiner Position, denn welcher Angestellte verdirbt es sich gerne mit seinem Chef. Wenn Cedrik an Gumbrecht denkt, denkt er automatisch auch an die Phrase „Er weiß alles besser!“. Beinahe zwangsläufig bildete sich daraus - übrigens ganz in der Firmentradition — das für Gumbrecht wenig schmeichelhafte Akronym „Ewa Besser“ heraus. Was nahezu zwangsläufig zu Ewa bzw. Eva wurde.

Die meisten wissen, wann es besser ist, einer Diskussion mit Eva aus dem

Weg zu gehen. Nur Cedrik nicht. Cedrik, — der, was Mathematik und Informatik betrifft, in einsamen Höhen schwebt, — liefert sich mit ihm immer wieder unerbittliche Diskussionen. Diskussionen, wie sie zwischen Mitarbeiter und Chef unüblich sind. Wenn Cedrik auf einem Standpunkt verharret, hat er Recht. Dann geht es um Sachen, denen unumstößliche mathematische Beweise zugrunde liegen. Cedrik diskutiert manchmal derart hart mit Gumbrecht, dass sich die meisten sicher sind: Bei einem anderen Chef als Gumbrecht hätte Cedrik schon längst seinen Job verloren. Und viele sind sich sicher, dass sie selbst, wenn sie sich das gleiche herausnehmen, ihren Job auch bei dem milden und überaus menschenfreundlichen Gumbrecht verlören. Aber Cedrik hat so etwas wie Narrenfreiheit oder die Freiheit des Genies.

Aber an diesem Morgen in der Toskana gab es eine radikale Umkehr in Gumbrechts Selbsteinschätzung. „Ich bin ein Versager!“ war der Satz, der schon beim Aufwachen wie ein schlechter Geschmack im Mund auftauchte, der in der Dusche mit dem Wasser auf ihn herab zu rieseln schien, der beim Frühstück den Kaffee bitter zu machen schien und die Marmelade zu süß erschienen ließ. Aber er versuchte die Erkenntnis auch nicht zu verschrecken, vielmehr hegte und pflegte er sie wie einen wertvollen Schatz. Andere Menschen würde eine solche Einsicht niederschmettern, aber Gumbrecht ließ keine Enttäuschung und Frustration hochkommen und hegte stattdessen einen Besitzerstolz auf seine neue, wie ihm schien, philosophische Erleuchtung. So wie der berühmte griechische Philosoph, lange vor seiner Zeit, der das Nichtwissen auf höchstem Niveau pflegte und es in sein sprichwörtliches Paradoxon münzte. So glaubte auch Gumbrecht als begabter Hobby-Philosoph schon lange zu wissen, dass er nichts wisse, aber — das erfüllte ihn mit Besitzerstolz — auf höchstem Niveau. Nichts zu wissen und doch mehr als die meisten anderen, das war eine alte Erkenntnis für ihn. Aber nun war ihm klar geworden, dass nicht nur er, sondern auch alle anderen Versager seien. Der Mensch ist zum Versagen verdammt, denkt Gumbrecht mit einem leichten Anflug von Selbstmitleid, während er die wunderbare Aussicht vom Seminarraum über das Meer genießt.

Ihre Firma hat sie zu einem Seminar in die Toskana geschickt. Eine bunte Truppe von Versagern, denkt Gumbrecht, wird mit einem einwöchigen Aufenthalt in einem edlen Hotel in der Toskana belohnt. Nicht nur Versager, sondern auch Faulenzer waren sie, die der Firma nicht mehr das an Arbeitsleistung gaben, was sie eigentlich könnten. Gumbrecht ist sich aber bewusst, dass die anderen Gruppenmitglieder dies anders sehen. Sie betrachten sich als wahre Leistungsträger der Firma, und dieser Aufenthalt stellt für sie die krönende Anerkennung für ihre hervorragende Arbeit dar.

Auch er sieht einen Unterschied. Während die anderen seiner Meinung nach wirkliche Versager sind, ist er nur in den Augen der Firma ein Versager. Er fühlt sich als Ideenlieferant, als einer, der der Firma Perspektiven gibt. Seine Arbeit zahlt sich also immer erst langfristig aus. Manchmal auch gar nicht, war ein Gedanke, den er sofort verscheuchte. Aber Leute wie ihr Entwicklungsleiter, Baumeister, und die Geschäftsleitung denken nur in schnellem Geld und nicht langfristig.

Auch wenn Gumbrecht den Spitznamen Eva hat, so hat er dennoch nichts Weibliches an sich. Ihn allerdings einen ganz normalen Mann zu nennen, wäre wohl auch eine Irreführung. Eva wirkt meist völlig vergeistigt und scheint in anderen Sphären zu schweben. Ein Geisteswesen, welches zufällig in einem männlichen Körper gefangen scheint. Während andere, also „richtige“ Männer, sich für Fußball, teure Autos und schnelle Motorräder interessieren, vergnügt sich Thorsten Gumbrecht, nicht nur in seiner Freizeit, mit Philosophen, Poeten und Geschichtsschreibern des klassischen Altertums. Während echte Kerle ihre Körper ehrgeizig in sportlicher Betätigung stählen, um dann ihre Muskeln narzisstisch dem sogenannten schwachen Geschlecht zur Schau zu stellen, hält sich Gumbrecht, was Sport betrifft, an Churchills „No sports“ oder „Sport ist Mord“. Aber obwohl Gumbrecht nie Sport treibt, nie getrieben hat — außer in der Schule gezwungenermaßen — wirkt er sportlich und kann, obwohl er bereits ein paar Jahre jenseits der 50 ist, mit einem jugendlichen Auftreten aufwarten. Was wahrscheinlich unter anderen daran liegt, dass er sich auch von jener anderen, weit gefährlicheren Gruppe von Männern fernhält. Diejenigen, die ihre von Nikotin und Teer vergifteten und von Alkohol aufgeschwemmten Leiber kraft ihres männlichen Willens zur Stammkneipe lotsen, um dann schwankend auf dem Nachhauseweg sich schicke Autos, athletische Körper und attraktive sie anhimmelnde Frauen erträumen.

Diejenigen, die Gumbrecht kannten, waren sich sicher, dass es keine eiserne Disziplin war, die seine Blicke nie bewusst auf Busen, Po oder Beine von Frauen abschweifen ließen. Streifte sein Blick dennoch über weibliche Formen, dann war es klar, dass es blanker Zufall war. Der gleiche Blick, mit dem er Momente vorher über die Ordner des Aktenschranks, über die Ablage auf dem Schreibtisch oder über den Wandkalender gewandert war. Die drei Buchstaben der iBS, der Firma, der Gumbrecht und die anderen Seminarteilnehmer angehörten, standen offiziell streng der neudeutschen Mode folgend für „intelligent business solutions“, aber inoffiziell für „immer Busen und Sex“. Die Frauen nannten sie so, weil ihrer Meinung nach ihre männlichen Kollegen nichts anderes im Kopf hatten, und die meisten Männer liebten den Namen, weil es stimmte, was die Frauen von ihnen dachten.

Wie in jedem Betrieb oder in jeder Gruppe von Menschen brodeln in den zwischenmenschlichen Kontakten konstant Spekulationen und Mutmaßungen, die kollektiv zu spannenden Gerüchten verwoben werden. Sollte A wirklich mit B? Nein, das hätte ich von G nicht gedacht. Dabei wirkt sie so als könne sie kein Wässerchen trüben.

Auch Gumbrecht hat den Ruf, kein Wässerchen trüben zu können. Wie das gutgläubige Schaf in Äsops Fabel sich stromabwärts vom Wolf tränkte, so war Thorsten Gumbrecht fern von der Gerüchteküche, aber wie Salz und Pfeffer waren Spekulationen über seine Person nicht wegzudenken. Auch wenn es viele versuchten, so hat es nie eine Frau geschafft, ihm den Kopf zu verdrehen und an Versuchen mangelte es nicht, denn in der iBS gab es Dutzende ledige, geschiedene und verwitwete Mitarbeiterinnen, die auf Partnersuche waren. Ein Abteilungsleiter, wie Gumbrecht, zwar kein Adonis aber dennoch nicht schlecht aussehend, der im Übrigen sicherlich eine Menge Geld gespart hatte, war für viele eine Traumoption. Aber auch wenn immer wieder einige ihr Glück bei ihm versuchten, schien er komplett immun gegen ihre Flirts zu sein. Jegliche Annäherungsversuche würgte er mit schier endlosen Monologen über mathematische Probleme oder Exkursen in die Antike ab. Da half es nichts, wenn eine Dame mehr Bein zeigte oder ihren Busen optimal präsentierte, Gumbrecht dozierte weiter, als spreche er zu einem vollen Hörsaal.

Auch wenn es immer wieder in den Gerüchtopf geworfen wurde: Niemand glaubte ernsthaft daran, dass er schwul sein könnte. Denn auch für männliche Reize war er ebenso unempfindlich. Ein sogenannter verkappter Schwuler war für manche die Lösung des Problems. Ein Homosexueller, der sich seiner Neigung nicht bewusst war oder sie konsequent unterdrückte. Manche bewundern ihn, weil er es geschafft habe, sich aus den Niederungen der fleischlichen Lust zu befreien; andere bemitleiden ihn, weil er nicht wisse, was er sich entgehen ließe.

Für Cedrik ist sonnenklar an diesem Morgen mit wolkenlosem Himmel über dem tyrrenischen Meer, dass Thorsten Gumbrecht wieder seinen „Ich weiß alles“-Blick drauf hat. Cedrik Dumotel würde es nicht wundern, — im Prinzip erwartet er es sogar, — wenn sein Chef sich plötzlich von seinem Platz erheben würde und das Seminar, an dem er nur ein gewöhnlicher Teilnehmer, wie alle anderen war, einleiten würde. So, wie er ihn in zahlreichen Abteilungsbesprechungen kennengelernt hatte. Besprechungen, die sich meistens wegen Gumbrechts schier grenzenloser Lust am Reden scheinbar endlos in die Länge zogen. Cedrik hatte dafür einen neuen Begriff gebildet, der sich schnell großer Beliebtheit in der Firma erfreute: Rhetomanie, der zwanghafte Drang zum Reden auf kunstvollem Niveau.

Aber mehr als glänzende Rhetorik war es häufig nicht, was Gumbrecht von sich gab. Auch wenn er, selbst in den Augen Cedriks, einfallsreich und scharfsinnig war und schnell die wesentlichen Aspekte eines Problems erkannte, war er dennoch anscheinend blind für die Grenzen seines Verständnisses. Er mischte sich in Dinge ein, die er nicht verstehen konnte. Gumbrecht verwickelte Cedrik allzu häufig in fruchtlose Detaildiskussionen und versuchte ihm, obwohl er die Problematik nur unzureichend verstanden hatte und wohl nie richtig verstehen würde, darzulegen, wie er bei der weiteren Algorithmenentwicklung vorzugehen habe. Störrisch beharrte Gumbrecht dann auf mathematisch unhaltbaren und widersprüchlichen Forderungen und stellte Cedrik dabei gleichzeitig hin, als sei er derjenige, dem das mathematische Verständnis fehle. Einmal hatte Cedrik Gumbrecht auch schon vor versammelter Abteilung bloßgestellt. Gumbrecht hatte in einer Abteilungsbesprechung darauf bestanden, dass Cedrik ein bestimmtes Problem algorithmisch lösen solle, welches bewiesenermaßen als unlösbar gilt. Cedrik brach die Diskussion ab, indem er Gumbrecht sagte, dass er erst wieder mit ihm darüber reden würde, wenn dieser die entsprechende Fachliteratur gelesen und verstanden hätte. Gumbrecht machte weiter mit anderen Themen, als sei nichts vorgefallen und das Gelächter der anderen schien er so zu deuten, als amüsiere man sich über Dumotels Starrköpfigkeit. Cedrik kannte seinen Chef genau und wusste, dass dieser nicht so schnell aufgeben würde. Dennoch war Cedrik überrascht, als Gumbrecht ihn nur wenige Tage später mit einer bitteren Wahrheit konfrontierte. Es sei ihm gelungen, hatte sein Chef geschwärmt, Prof. Bellinger mit ins Boot zu bekommen. Cedrik spürte die Enttäuschung seines Chefs, als die Begeisterung nicht auf ihn übersprang. Auch dieser Prof. Bellinger wäre nicht in der Lage, den Brown-Tashinen-Algorithmus praxistauglich zu machen, entgegnete Cedrik seinem Chef. Wenn das wirklich so sein sollte, sagte Gumbrecht mit einem versöhnlichen Lächeln, dann würde das eben das Ergebnis der Bellinger-Studie sein. Davon ginge er aber nicht aus.

— „Ich fürchte eher, dass man diesen Prof. Bellinger mit den falschen Fragestellungen füttern wird und dann kommt natürlich auch ein unsinniges, also unbrauchbares Ergebnis heraus!“

— „Dann wird es Ihre Schuld sein!“

— „Wieso meine Schuld?“, hatte Cedrik überrascht und beinahe wütend gefragt.

— „Ich dachte mir, dass Sie der Richtige sind, den Auftrag für Bellinger zu spezifizieren!“

Cedrik glaubt im Gesicht seines Chefs zu erkennen, dass dieser zu wissen glaubt, wie das Seminar zu laufen habe, bevor es überhaupt begonnen

hatte. In Gumbrechts Mimik sieht er eine Mischung von Unzufriedenheit und Selbstsicherheit.

Cedrik hatte Gumbrecht in einer Hinsicht richtig gedeutet. Gumbrecht würde am liebsten sein „Wir sind alle Versager!“ dem Kurs als Motto voranstellen. In Gumbrechts Kopf schallt Wolffs imaginäre Antwort: „Sie vielleicht, aber ich nicht!“

Aber Wolff ist noch nicht da. Cedrik, ebenso wie die anderen, ärgert sich, dass Wolff als einziger noch nicht im Seminarraum ist. Er würde wieder zu spät kommen. Wolff kam prinzipiell zu allen Besprechungen und Veranstaltungen zu spät. Das alleine war schon schlimm genug, findet Cedrik, aber während die meisten anderen sich in solchen Situationen verlegen hineinschlichen, nutzt Wolff immer solche Gelegenheiten, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Mit Bemerkungen wie, „der Entwicklungsleiter geht halt vor“ oder „wenn die Geschäftsleitung ruft ...“ hob er dann die eigene Bedeutung hervor und setzte damit die anderen herab. Cedrik stellte ihn einmal bloß. Baumeister sei doch in den USA, wunderte sich Cedrik laut, als Wolff behauptete ein Gespräch mit ihm geführt zu haben. Wolff wirkte für einen Augenblick geschockt, alle glaubten, dass man ihn endlich einer offensichtlichen Lüge überführt hätte, aber dann sagte er, dass er mit dem Gespräch natürlich ein Telefonat gemeint habe.

— „Nachts um drei?“, bohrte Cedrik damals nach.

— „Ja, ja, Baumeister hat Probleme mit der Zeitumstellung!“

Als Wolff dann noch hinzufügte: „Baumeister konnte nicht schlafen und hat mich halt angerufen!“, war sich Cedrik nicht mehr sicher, ob er vielleicht doch die Wahrheit gesagt hatte.

Wolff ist nicht nur ein Faulenzer, sondern auch ganz objektiv gesehen dumm, denkt Cedrik. Diese Einschätzung hatte nichts damit zu tun, dass ihm Wolff, seit er der iBS beigetreten war, immer ins Gehege gekommen war und dass Wolff den Entwicklungsleiter Baumeister um den Finger wickeln konnte. Baumeister war vom ersten Tag von Wolffs Schleimereien und Eigenlob verblendet gewesen. Dass Baumeister einem Scharlatan wie Wolff auf den Leim ging, konnte Cedrik nachvollziehen, aber dass auch ein intelligenter Mensch wie Gumbrecht auf ihn hereinfallen konnte, war ihm unerklärlich.

Einmal in einer recht lockeren Unterhaltung, die mit allgemeinen Dingen und wenig mit der Firma zu tun hatte, schockte ihn Gumbrecht, als er auf Wolff zu sprechen kam.

— „Dr. Wolff ist ein Glücksgriff für unsere Firma, nicht wahr?“

Cedrik verlor sofort die Fassung. Auch wenn er oft mit seinem Chef Meinungsverschiedenheiten hat, hält er ihn für einen intelligenten Menschen,

sogar für einen der intelligentesten nach ihm in der Firma. Ein Verstandes-
mensch wie Gumbrecht musste doch solche Typen wie Wolff durchschauen.

— „DOKTOOOR Wolff ist ein promovierter Blender!“, platzte es dar-
aufhin aus Cedrik. „Ein Schaumschläger! Noch dazu ein mistfauler!“

Bei seiner Antwort glaubte Cedrik so etwas wie verhaltene Begeiste-
rung oder Zustimmung in Gumbrechts Blicken und Gestik zu sehen. Cedrik
glaubte sogar, dass Gumbrecht genau diese Reaktion von ihm hatte provo-
zieren wollen.

— „Glauben Sie nicht, dass Sie mit diesem Urteil ein wenig zu hart
sind?“, beschwichtigte ihn Gumbrecht daraufhin freundlich lächelnd.

Dann wechselte Gumbrecht das Thema, aber Cedrik war sich sicher, dass
dieses „ein wenig zu hart“ eine Zustimmung bedeutete. Er war sich plötzlich
sicher, dass sein Chef seine Antipathie gegen Wolff teilte.

Cedrik, der Meister der Akronyme, hatte Wolffs Dokortitel in Dog-Tor
gewandelt. Dog hatte nichts mit Hund zu tun, woran man bei seinem Namen
wohl denken könnte. Nein, es war keine Anspielung auf einen gezähmten
Wolf oder so, sondern laut Cedrik stand es für „Doktor ohne Gehirn“ und
Tor stand für „törichter Mensch“. Aber dieser Spitzname hatte sich trotz
Cedriks Bemühungen nicht durchsetzen können. Die meisten sprachen von
Wolff nur als dem „Doktor“, und zwar in abfälligen Betonungen, die kei-
nen Zweifel ließen, dass man in seinem Fall nichts von diesem Titel hielt.
Cedrik hatte versucht, ihm den Namen „WWW“ zu verpassen. Aber auch
sein „Wolff weiß wenig“, wofür die drei Buchstaben standen, konnte sich
nicht durchsetzen. Außerdem erschien es Cedrik als schiere Übertreibung,
Wolff „wenig“ Wissen zuzusprechen. Gumbrecht und Wolff waren beide
gleichermaßen rechthaberisch und glaubten alles besser zu wissen als an-
dere, aber während es in Gumbrechts Fall häufig stimmte, war es bei Wolff
das Gegenteil.

Auch Gumbrecht kommt mit Wolff nicht klar. Gumbrecht hasst vor allen
Dingen die Art, wie Wolff häufig diskutiert. Gumbrecht liebt es Dinge aus-
zudiskutieren. Er legte Wert darauf, dass sich die anderen Diskutanden sei-
nen Argumenten beugten und nicht nur zustimmten, um ihre Ruhe zu haben.
Wolff machte Eva rasend, wenn er seinen Kopf in Diskussionen zur Seite
neigte, wenn er seine Augen schloss oder die Pupillen zur Decke drehte,
während andere ihre Argumente vorbrachten, oder wenn Wolff mit Bedacht
an den Gesprächspartnern vorbei ins Leere starrte und dabei Langeweile
und Geringschätzung signalisierte. Dann sagte Wolff meist nur, dass er das
nicht so sehe, ohne auf die Argumente einzugehen. Sein bestes Gegenargu-
ment war meistens „Auch Baumeister sieht es so und der muss es schließ-
lich als Entwicklungsleiter wissen!“ und dann war klar, dass Baumeisters

Meinung für Wolff Axiom und Dogma war. Wenn Baumeister sagen würde, dass die Erde flach sei, dann wäre sie es.

An diesem Morgen in der Toskana ist für Gumbrecht der Fall klar. Wolff ist ein Musterbeispiel für einen Prokrastinator. Oder sollte er Wolff besser als gewöhnlichen Faulenzer bezeichnen? Prokrastination ist mehr als Faulheit, denkt Gumbrecht, denn er will sich selbst schützen. Ein Prokrastinator ist ein Dieb, ein Zeitdieb stand in dem Artikel. „Morgen, morgen, nur nicht heute ...“ stand als Untertitel unter der Überschrift des Artikels, den er am Vorabend gelesen hatte, und die drei Punkte standen für die bereits Kindern vertrauten Fortsetzung des Spruchs. Bisher hatte sich Gumbrecht selbst keineswegs als Faulenzer gesehen, auch wenn er manchmal tagelang nicht das machte, was von ihm in der Firma erwartet wurde. Er sah dies als kreative Zerstreuung an, denn daraus erwuchsen meist fantastische Ideen zum Wohle der Firma. Fantastereien in den Augen seiner Mitarbeiter, aber diese Einschätzung nahm Gumbrecht natürlich nicht wahr. Er war sich sicher, dass er kein fauler Mensch sein konnte, denn so einer interessiert sich für nichts, verschiebt immer wieder nahezu alles auf den nächsten Tag und wartet gelangweilt darauf, dass es Abend wird. Wenn Gumbrecht aufschob, so lag das an seinen so überaus vielfältigen Interessen. Er konnte sich prinzipiell für alles begeistern. Alles konnte blitzschnell seine Aufmerksamkeit gewinnen und ihn von dem ablenken, was er gerade tun sollte. Darin lag aber doch auch gerade seine Kreativität, die man auch in der Firma immer so geschätzt hatte, zumindest bevor Baumeister gekommen war. Kleinkram nervt ihn, er kümmert sich lieber um das, worauf es wirklich ankommt. Aber dass er es selbst war, der diese willkürliche Trennlinie zwischen Wesentlichem und Unwesentlichen zieht, stört Gumbrecht nicht im mindesten. Ebenso wenig nimmt er wahr, dass seine Ziele sich immer seltener mit denen der Firma decken. Allerdings ärgerte er sich in den letzten Monaten immer öfter und intensiver, wenn seine genialen Ideen von Baumeister und anderen nicht aufgegriffen wurden. Schlimmer noch empfand er Baumeisters Gegenvorschläge. Vorschläge, die die Firma in Gumbrechts Sicht ruinieren würden. Mehr noch, was Baumeister von ihm verlangte ödete ihn an.

Die Symptome der Prokrastination waren ihm schon lange bekannt gewesen, aber erst in der Toskana konnte er sie zu einem einheitlichen Ganzen und — was ihm als wissenschaftlich denkender Mensch besonders wichtig ist — unter einem Terminus Technicus zusammenbringen. Er fühlte sich wie ein Kranker, der endlich eine Diagnose hatte. Nichts Körperliches, sondern eine Erkrankung, nein eher ein Zustand seiner Psyche. Ein Zustand, der sich ändern ließ, was wiederum eine Hoffnung auf Heilung verhiess und daraus schöpfte er seine Erleichterung. Zu wissen, woran er litt, war der

erste Schritt zur Lösung. Damit hatte er einen Hebel gefunden, mit dem er eine Weiche in seinem Leben umstellen konnte, raus aus der Sackgasse.

Zu dieser Erkenntnis hätte er auch zu Hause in Deutschland kommen können, dafür hätte es nur des Artikels und nicht der Fahrt in die Toskana bedurft. Eine Einsicht, die, wie er glaubte, auch nichts mit dem Seminar zu tun hatte. Ein Seminar, das noch nicht einmal begonnen hatte. Es ärgerte ihn, dass die Firma hier ihr Seminar abhielt, obwohl er die Toskana aufgrund seiner privaten Interessen fast mehr liebte als seine Heimat. Mit dem ebenso dummen wie teuren Seminar entweichte die Firma seinen ihm heiligen Ort, dachte er, als sich die Kursleiterin anschickte, den Kurs zu eröffnen.

Ob der Kurs gegen neun beginne, wollte Frauke wissen und Sylvia wies sie in einem belehrenden und tadelnden Tonfall darauf hin, dass es doch so in der Agenda stehe. Schließlich sei neun vorbei und man habe noch nicht angefangen, wehrte sich Frauke. Da wird man ja mal fragen dürfen.

Cedrik fand Frauke eigentlich sehr sympathisch, aber vor allen Dingen, weil sie normalerweise nicht zusammenarbeiten mussten. Was die Arbeit betrifft, könnte er mit ihr nicht harmonieren, da war er sich sicher. Vor allen Dingen störte ihn ihr übertriebenes Pflichtbewusstsein und ihre Autoritätshörigkeit. Egal welchen Blödsinn Gumbrecht, Baumeister oder irgendein anderer sich ausdachte, sie packte die Ideen sofort mit Eifer an. Sie war auch immer die erste, die ihre AZA, wie alle die allseits gehassten Arbeitszeitabbrechungen nur nannten, fertigstellte, während Cedrik meistens erst auf die zweite Ermahnung von Gumbrecht reagierte. Frauke war für Cedrik das Paradebeispiel einer Streberin. Außerdem erinnerte Frauke ihn an seine Schwester. Sie war es immer, die von den Eltern für ihre große Ordentlichkeit gelobt wurde, während er im Chaos und im Tadel zu versinken schien. Mittlerweile, wo sie nicht mehr im häuslichen Konkurrenzkampf standen, hatte Cedrik ein besseres Verhältnis zu seiner Schwester, aber er konnte sich nicht vorstellen, wie er jemals mit Frauke warm werden sollte. Das wäre wohl ein extra Seminar, dachte Cedrik: Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen in der Firma.

Auch Garda, ihre Kursleiterin, schaut ungeduldig auf ihre Armbanduhr und sagt, dass sie nun wirklich beginnen müsse. Auch wenn man in Italien sei, fügt sie scherzend hinzu, könne man es mit der Unpünktlichkeit nicht allzu sehr übertreiben. Ob jemand wisse, ob der Kollege bald komme?

— „Wie jeder Star wartet er bis das Publikum ungeduldig wird!“, sagte Cedrik sarkastisch.

— „Er hatte noch einen wichtigen Anruf!“, verteidigte ihn Lutz Willach.

Lutz Willach, auch Billy genannt, wurde vor ein paar Monaten die Leitung der Support-Abteilung übertragen. Aus Sicht der Firmenhierarchie ist

er also Wolff nicht untergeordnet. Dennoch wirkt es häufig grotesk, wie er auch in unmöglichen Situationen Wolff verteidigt. Wie ein Hund laufe er hinter Wolff her, hatte Cedrik schon öfter zu seinem Abteilungskollegen gesagt. Aber was an diesem Vergleich stört, ist die Tatsache, dass das Herrchen klein und dick ist und der Hund ihn um fast einen halben Meter überragt. In Besprechungen ist es peinlich, wenn Lutz Willach fast jede auch noch so nichtssagende oder falsche Äußerung von Wolff mit einem „Das sehe ich auch so!“ oder „Genau so ist es!“ kommentiert. Der kleine dicke Wolff schien so etwas wie ein großer Bruder für den Riesen Billy zu sein. Baumeister hatte Willach einmal während einer großen Runde zurechtgewiesen. Er habe ihn gefragt und nicht Wolff, als Lutz Willach sich fragend an Wolff gewendet hatte. Auch wenn er ja nicht sein Chef sei, hatte Baumeister später unter vier Augen zu ihm gesagt, gebe er ihm einen gut gemeinten Rat. Er solle die ihm übertragene Führungsaufgabe wahrnehmen!

— „Wolff hat immer wichtige Anrufe!“, stichelt nun auch Sylvia.

Dr. Wolff musste in Hörweite vor dem Raum gewartet haben, denn er platzt just in diesem Augenblick in den Raum.

— „Schön, dass Sie noch auf mich gewartet haben!“

Während er weder ein schlechtes Gewissen noch Eile zeigend selbstsicher durch den Raum zu seinem vorher von ihm reservierten Platz schlenkert, fügt er noch bedeutungsvoll hinzu, dass es halt manche Gespräche gäbe, die man nicht abwürgen könne.

— „Klar, wenn sich der Papst persönlich bemüht einen telefonisch willkommen zu heißen ...“, sagt Cedrik und erntet allgemeine Zustimmung außer von Dr. Wolff natürlich.

Aber falls Wolff Cedriks und Sylvias Bemerkung gehört hatte, so konnten sie ihn nicht aus der Fassung bringen. Er zeigt keinerlei Anzeichen von Irritation oder Verärgerung. Frauke und Sylvia, die an einem Nachbartisch von ihm sitzen, werden von ihm mit einem anzüglichen Grinsen begrüßt.

Wie eine Stewardess steht sie nun vor ihnen. Ein Eindruck, der vor allem durch ihre uniformartige Kleidung hervorgerufen wird und durch ihr energisches selbstsicheres Auftreten noch verstärkt wird. Auch wenn ihr dunkelblauer männlich wirkender Hosenanzug ihre Weiblichkeit verbergen soll, so tut er es nur unzureichend, denn die sexuelle Fantasie der anwesenden Männer — mit Ausnahme von Gumbrecht natürlich — wird dadurch nur weiter geschürt. Dennoch regt sie auch Gumbrechts asexuelle Vorstellungskraft an. Für Gumbrecht ist sie eine Wanderin zwischen Yin und Yang, zwischen dunkel und hell, zwischen Körper und Geist, zwischen Gefühl und Verstand. Spielball der scheinbar ambivalenten in jedem Menschen ringenden Kräfte. Um ihren Hals schlingt sich ein leuchtend gelber Schal, sonnen-

gelb. „Willkommen bei der Etrusker-Air. Ich bin Circe, Ihre Flugbegleiterin ... und ich begrüße Sie herzlich zum extemporalen Flug Pisa-Populonia!“, lässt Gumbrecht sie in Gedanken sagen. Wenn er schon in Tagträumen zu versinken droht, dann kann er es gleich richtig tun, denkt Gumbrecht. Noch vor ein paar Jahren beherrschte die Firma sein Denken und Handeln. Langsam und unmerklich begann er jedoch eine Leidenschaft für Geschichte, speziell die des alten Roms zu entwickeln. Die politischen Intrigen des republikanischen alten Roms waren ihm bald geläufiger als die aktuellen Possenspiele des Bundestages. Aber was wirklich zählte, die Ränkeschmieden in der Firma, nahm er schon lange nicht mehr wahr. Stattdessen enttarnte er aufs Neue mit Cicero nach 2000 Jahren das verschwörerische Treiben Catilinas. Äußerst sensibel für die üblen Machenschaften im alten Rom, aber taub und blind für die Gerüchteküche der Firma, in der es unaufhörlich köchelte. So merkte er natürlich auch nicht, dass er zu einem der beliebtesten Hauptgerichte der Gerüchteküche avanciert war. Noch waren es Kleinigkeiten: Man hatte ihm oder besser, der von ihm geleiteten Abteilung drei Mitarbeiter entzogen, und sie dem von Dr. Winfried Wolff geleiteten Projekt zugeschlagen. Wolff und sein Projekt waren direkt dem Entwicklungsleiter Baumeister unterstellt. Man spekulierte, dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis Wolff eine eigene Abteilung erhalten würde und viele munkelten bereits, dass dies sicherlich auf Kosten von Gumbrechts Abteilung ginge. In manchen Gedankenspielen übernimmt Wolff sogar Gumbrechts Abteilung. Der erste Schritt bevor Wolff zum neuen Entwicklungsleiter avanciert, denn Baumeister — auch wenn niemand an seine Qualifikation glaubte — würde bald wieder befördert werden, darin waren sich fast alle einig. Gumbrecht schien taub zu sein für diese Spekulationen, ebenso wie für die Warnungen seiner Freunde, dass es Wichtigeres als das alte Rom gäbe. Als ob es dieser Ermahnung bedurft hätte. Rom war nichts ohne die alten Etrusker und die Welt wartete auf sein wissenschaftliches Elaborat über das alltägliche Leben dieses alten Kulturvolkes. Es sei eine richtige Marktlücke, verkündete er eines Tages seiner ratlos wirkenden Schwester, die sich Sorgen machte wegen seiner zunehmenden Entrücktheit.

— „Also, ich bin die Garda!“, beginnt sie, „In meinen Kursen halte ich es immer so, dass wir uns mit den Vornamen anreden! Ich denke, wenn nichts dagegen spricht ...“, sie stockt, denn für einen Augenblick wirkt es, als käme Protest von Dr. Wolff und Gumbrecht, „können wir es auch in diesem Kurs so halten!“

Sie begrüße sie im Namen ihrer Firma, der „Coat IT“, eine Abkürzung, die für „Coaching and Teambuilding in Tuscany“ stehe. Coat habe viele Bedeutungen im Englischen. Jeder kenne wohl die Bedeutung Mantel. Außer-

dem stehe es auch für Schale oder eine Haut, wie zum Beispiel nach einem Anstrich. So wie es in ihren Seminaren darum ginge, ihre Teilnehmer mit einer schützenden und stärkenden Haut oder einem Mantel zu versehen, damit sie nachher besser ihre Aufgaben im Leben oder in der Firma erfüllen könnten.

Nach ihrer Einleitung versinkt Gumbrecht erneut in eigenen Gedanken. Auch wenn er immer wieder versucht, sich zusammenzureißen. „Konzentrier’ dich!“, meldet sich immer wieder sein schlechtes Gewissen, der beste und dennoch schlecht behandelte Freund eines jeden Prokrastinators. „Oder willst du, dass der sündhaft teure Kurs wirkungslos an dir abgeleitet?“ Ist das nicht wieder ein Paradebeispiel für sein Problem, denkt er? Ein Zauderer, das war eine der möglichen deutschen Übersetzungen von Prokrastinator, die Gumbrecht aber nicht mochte. Es verengte seiner Meinung nach die Sichtweise zu sehr. Sein Problem war mehr als nur Zögern und Zaudern. Prokrastination, das war mehr eine Lebensphilosophie, eine die man sich nicht selbst gewählt hatte, sondern eine, die einem vom Unterbewusstsein still und heimlich aufgezwungen wird. Er war jemand, der sich leicht ablenken ließ, aber nicht etwa, weil ihn seine Arbeiten überforderten. Das Gegenteil war der Fall! Wenn er sich langweilt, reißt ihn seine wissenschaftliche Neugierde aus dem Sumpf der Routine und führt ihn zu neuen Ufern. Selbst Cedrik Dumotel zollte ihm einen gewissen Respekt, wenn auch nur Kenner von Dumotel dies aus Aussagen wie „Von allen, die nicht begreifen, um was es bei meiner Arbeit geht, verstehen Sie noch am meisten.“ ableiten können.

Von ihrem Seminarraum aus haben sie ein fantastisches Panorama: Hinter dem hoteleigenen Strand scheint sich ein endloser Pinienwald zu erstrecken und vor allen Dingen das blaue im Horizont versinkende Meer. Gumbrecht macht aber nur einen kleinen Kiesweg dafür verantwortlich, dass er sich nicht konzentrieren kann. Ein Weg, der zu einer Treppe durch die Klippen führt. Obwohl er die obersten, der in den Stein gehauenen Stufen von seinem Fensterplatz aus sehen kann, steht Gumbrecht auf, während Garda ihnen die Aspekte des Seminars erläutert. So als wolle er ein Fenster öffnen, bleibt aber dann fasziniert vor der Fensterscheibe stehen und drückt nach kurzer Zeit sogar seine Stirne gegen die Fensterscheibe. Weg und Treppe ziehen ihn magisch an. Laden ihn ein, den Saal zu verlassen und hinunter zum Meer zu gehen. Seine Begeisterungsfähigkeit ist aufs Neue geweckt, als gäbe es dort unten keinen Strand sondern eine alte etruskische Grabstätte mit unbekannten Details aus dem Leben der Etrusker zu entdecken. Obwohl das Seminar noch nicht einmal begonnen hatte, konnte er es kaum mehr erwarten, bis endlich Pause wäre.

Er hört nicht Gardas irritiertes Hüsteln, die nun ihren Vortrag unterbro-

chen hat.

— „Sie wollen das Fenster öffnen?“, fragt sie ihn, während sie zu ihm geht, um ihm zu helfen.

— „Nein ...“, stammelt er gedankenverloren und korrigiert sich gleich in ein „Doch!“

— „La scala per il cielo“, kommentiert Garda, die plötzlich seine schmachthenden Blicke zu verstehen glaubt. „Zu deutsch ...“

— „Die Treppe zum Himmel“, unterbricht Gumbrecht sie, um zu zeigen, dass er Italienisch versteht, „aber sie führt hinunter, nicht hinauf!“

— „Alles nur Sache der Perspektive! Vom Strand aus führt sie himmelwärts!“, mischt sich Cedrik in die Unterhaltung.

— „Aber von hier oben geht’s halt runter!“, verteidigt sich Gumbrecht, der sich von Cedrik wie so häufig übertrumpft fühlte.

Nun hielt auch Frauke nichts mehr an ihrem Platz. „Treppe zum Himmel!“ klingt mystisch und alles was mit Mystik zu tun hat, interessiert sie brennend.

— „Stimmt, wirkt wirklich mystisch!“, sagte Frauke Gortsworst, die nun auch ihre Stirne gegen die Scheibe drückte.

Wer habe denn etwas von Mystik gesagt, korrigiert Sylvia sie. Aber Garda stimmt Frauke zu und sagt, dass die Treppe von unten, also vom Strand aus, wirklich sehr geheimnisvoll wirke. Wenn man unten am Strand sei und den stufig in die Klippen gehauenen Pfad anschaute, wirke es, als verschmolzen die letzten Stufen mit dem Blau des Himmels. Dort wo jetzt die kleine Kapelle stehe, sei einst einem Fischer die Mutter Gottes — sie sagte la Santissima Madre — erschienen. Kurz vor einem Krieg, sie wisse nicht mehr welcher. Unten am Strand habe er sich vor einem Gewitter in Sicherheit bringen wollen. Sie habe ihren Kopf nach unten geneigt, so als wolle sie ihn besser sehen. Dann seien große dicke Tränen aus ihren traurigen Augen gekullert. Tränen, groß wie Felsbrocken, seien die Klippen hinunter gerollt. Tränen, die sich in Feuerbälle wandelten und den Weg in die Klippen brannten, den man später zur Treppe ausbaute. Wie durch ein Wunder seien aber die Feuerbälle kurz vor ihm zum Stehen gekommen. Auch heute noch pilgerten jedes Jahr an einem bestimmten Tag im Mai, sie wisse nicht mehr genau wann, hunderte von Menschen, manche von weit her, zu diesem Ort, den man „Madonna delle Lacrime di fuoco“ nenne. Auch vor dem zweiten Weltkrieg sei die Mutter Gottes an der gleichen Stelle wieder erschienen.

Frauke hatte auch etwas Madonnenartiges, denkt Cedrik. Erschienen sie im Dämmerlicht oben auf der Klippe in wallenden weißen Gewändern, könnte man sie auch für eine Marienerscheinung halten. Oder vielleicht besser eine Elfe, korrigiert Cedrik sein Bild. Eine Elfe in einer bewaldeten

Flussniederung im Licht der aufgehenden Sonne. Sähe man sie inmitten von Nebelschwaden, die wie weißes Leinen Bäume und Sträucher umhüllten, fiel es auch einem eingefleischten Skeptiker schwer, nicht an eine überirdische Erscheinung zu glauben. Winkte sie einem Ahnungslosen mit ihren langen und dünnen Armen, folgte er ihr gebannt und willenlos. Arme, so blässlich, dass ihre blauen Venen durchschimmerten,

Aber nicht nur äußerlich scheint sie dem Reich der Elfen entsprungen. Auf ihrem Schreibtisch türmen sich Heilsteine - unter anderen ein riesiger Rosenquarzbrocken zur Ableitung der schädlichen Strahlung des Monitors - und in ihren Schreibtischschubladen wimmelt es von verschiedenen Tinkturen oder besser Fläschchen mit klarem Wasser, in das sie einmal bestimmte von Edward Bach empfohlene Wildblumen getaucht hatte oder Wasser, was von befreundeten Heilern besprochen worden war, bestimmte Krankheiten zu heilen. Kein esoterischer Gedanke war ihr abstrus genug, dass sie ihm nicht enthusiastisch folgte. Cedrik Dumotel konnte es nie verstehen, dass sie sich zu einem Ingenieursstudium entschlossen hatte. Archäologin oder Bibliothekarin hätte nach Cedriks Einschätzung besser zu ihr gepasst. Aber er musste ihr zugestehen, dass sie ihre Arbeit gut machte. Cedrik billigte ihr sogar technisches Verständnis zu, was in Cedriks Fall einiges bedeutete, da er vielen anderen Kolleginnen und Kollegen dies vorenthielt. Dennoch war sie eine Träumerin, und damit passte sie zu Gumbrecht, dem begabtesten aller Traumfabrikanten.

Wie konnte es anders sein, als dass Frauke sofort bei der Treppe auf Wunder und Geistererscheinungen hoffte. Eine Treppe, die zu einem Ort der Heilung und Selbstfindung führt. Frauke konnte keine Wolken anschauen, ohne dass sich darin Heerscharen von Tieren, Dämonen und sonstigen Fantasiegestalten tummelten.

— „Vielleicht gibt es ja auch noch andere Gründe für den Namen. Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen lässt!“, rezitierte Frauke.

Cedrik hasst dieses Zitat, wird es doch allzu häufig dazu missbraucht pseudowissenschaftliche und okkulte Behauptungen zu rechtfertigen, für die es keinerlei wissenschaftliche Anhaltspunkte gibt. Klar gab es Dinge, die von der Wissenschaft noch nicht ergründet waren, aber den unvollständigen Erkenntnisstand der Wissenschaft als Beweis für absurde Vorstellungen zu nehmen war völlig abwegig. Also gibt es Einhörner, pferdeähnlich mit goldener Mähne, mit dem Schwanz eines Löwen und mitten auf dem Pferdekopf ein goldenes Horn. Nur Wissenschaftler konnten sie wegen ihrer beschränkten Schulweisheit nicht sehen. Ebenso wenig wie die Reiche der Zwerge und Riesen, die in den abgelegenen Regionen unserer Welt oder

in deren Innerem ihr Wesen oder Unwesen trieben. So konnte man auch die Medizin zur Schulmedizin degradieren und anschließend an die Wirkung von mystischen Steinen, Bachblüten oder Homöopathie glauben, auch wenn sich die Wirksamkeit nicht wissenschaftlich nachweisen lässt. Ja der Nachweis nach dem Willen ihrer Anhänger noch nicht einmal erbracht werden durfte. Man weiß, dass es hilft, und wenn Statistiken etwas anderes sagen, dann verweist man auf Churchill, der gesagt haben soll, dass man keiner Statistik trauen solle, die man nicht selber gefälscht habe. Cedrik glaubte gelesen zu haben, dass es eigentlich Goebbels gewesen war, der diesen Spruch geprägt hatte, aber auch das würde nichts ändern.

— „Apropos Strand,“, begann Sylvia Hell und es war sofort klar, dass sie das Thema entmystifizieren würde, „werden wir heute noch Zeit haben, ihn selbst zu begutachten. Nicht dass ich so blass nach Hause komme, dass die glauben, wir wären in Finnland gewesen.“

Ihre gespielte Sorge um ihre Bräune führte zur allgemeinen Erheiterung, denn sie war ein südländischer Typ und wirkte immer so, als käme sie gerade vom Strandurlaub.

— „Wir sind doch nicht zum Baden hierhergekommen,“, ereiferte sich Frauke Gortsworst und schaute dabei Beistand suchend den nachdenklich wirkenden Gumbrecht an.

Gumbrecht nickte nur, so als könne er sich gerade nicht mit so banalen Dingen beschäftigen. Die anderen schauten Frauke irritiert und beinahe verärgert an.

Nicht nur das Meer und die südliche Vegetation, sondern die ganze Atmosphäre des Kurses und der Räumlichkeiten ließen Sylvia permanent an Urlaub denken. Die nagelneuen schicken weißen Möbel, jeder an einem eigenen Tisch. Auf der Projektionswand die Golden Gate Bridge mit auf- oder untergehender Sonne im Hintergrund. Über den goldenen Himmel steht in schwarzen Lettern „Herzlich Willkommen“ und darunter der Titel des Kurses „Bridging all Gaps“ und die Abkürzung BAG.

— „Wirkt wie Urlaub-Werbung!“, flüsterte Frauke zu Sylvia.

— „Urlaub gibt’s auch noch“, sagte Garda, die Fraukes Bemerkung gehört zu haben schien. „Heute Nachmittag werden Sie genügend Zeit für den Strand haben, denn wir werden frühzeitig schließen. Da können Sie sich noch einmal stärken für das, was Sie in den nächsten Tagen erwartet! Sie werden richtig was von der Natur kennenlernen.“

— „Das klingt wie eine Drohung!“, sagte Burbacki.

Für ihn bedeutete Natur sportliche Betätigung und jeglicher Sport war für ihn ein Synonym für sinnlose körperliche Schikanen.

— „Nur ein Versprechen!“, antwortete Garda mit einem hintergründigen

Lächeln.

Wolff sitzt als einziger noch an seinem Platz. Seine Arme stützt er auf seine Oberschenkel, Fingerkuppen nach innen und Ellbogen nach außen zeigend, und seinen Brustkorb hat Wolff aufgebläht. Mit seinem schwarz-behaarten Igelkopf, seinen weit nach oben geöffneten Nasenlöchern und dem ewigen Dreitagebart wirkt er — seinen Namen Lügen strafend — wie ein Gorillamännchen. Einer dieser wuchtigen Patriarchen, die man im Zoo hinter Glas bewundern kann. Träge und scheinbar apathisch sitzen sie auf ihren mangels Bewegung mit Hämorrhoiden überhäuften Hinterteilen. Aber in ihren Augen kann man oft reges Interesse an den jenseits der Glasscheibe ulkige Fratzen machenden Verwandten erkennen. Um sie herum Affenkin-der, die in kindlichem Übermut herumtollen und immer wieder versuchen auch den Vater zum Spielen zu animieren. Weibchen, die neben dem Miniatur King Kong klein und hilflos wirken, klettern im spartanischen Minidschungel herum. Alle erschrecken, wenn der Patriarch plötzlich lautstark sein Unbehagen bekundet oder sogar seine imposante Masse erhebt und mit seinen langen behaarten Armen um sich wirbelt.

Auch wenn die Verhaltensforschung von Primaten nicht zu Cedriks Spezialgebieten gehört, glaubt er instinktiv zu erkennen, dass diese Position einen Machtanspruch verkörpert. Cedrik glaubt in allen Blicken der anderen Missbilligung oder zumindest Irritation zu sehen. Cedrik erinnert sich spontan an einen extremen Wutausbruch eines Kollegen vor einigen Monaten in der Kantine. Cedrik fand sich zufällig an diesem Tag zusammen mit Frauke und Maximilian, einem Kollegen, mit dem er normalerweise fast nichts zu tun hatte, an einem Tisch, als sich Wolff dazusetzte. Er hatte noch nicht richtig Platz genommen, als er auf einen Schlag Frauke und Maximilian gegen sich aufbrachte. Beide stocherten lustlos in ihrem Essen herum und wenn sie eine gefüllte Gabel zum Mund führten, schienen sie nur mit Mühe schlucken zu können. Wutverstopfung. Wolff schlang sein Essen und lief in seinem Primaten-Alpha-Männchen-Gang zur Tablettabgabe. Es habe nicht viel gefehlt und er wäre ihm an die Gurgel gesprungen, platzte es unverzüglich aus Maximilian, kaum dass sich Wolff außerhalb der Hörweite befand. Er habe sie provozieren wollen, sprudelte es gleichzeitig aus Frauke. Er wisse genau, dass sie zur Zeit Probleme in ihrem Projekt namens RUN2 hätten. Wie denn RUN laufe, hatte er sie begrüßt. Am meisten hatte sie sein Hilfsangebot aufgebracht, was Cedrik zunächst nicht verstehen konnte. Nichts konnte in ihrer Firma geheim bleiben, erst recht keine vertraulichen Gespräche. So hatten Frauke und Maximilian sehr schnell von Wolffs Versuchen gehört, RUN2 an sich oder genauer gesagt in seine Gruppe zu ziehen. Er habe die besseren Leute, flötete er Baumeister und anderer

Entscheidungsträger. Man müsse ein solch wichtiges Projekt in die Hände von kompetenteren Mitarbeitern geben. Er hätte ihn ungespitzt in den Boden schlagen können, ereiferte sich Maximilian. Wolff müsse hoffen, ihm nicht im Dunkeln zu begegnen. Cedrik dachte, während er ein leichtes Lächeln nicht verbergen konnte, dass sich Wolff dann sicherlich ebenso fürchten würde, wie ein Bernhardiner, der plötzlich von einem Dackel angefallen würde. In seiner Vorstellung sah Cedrik einen Dackel winselnd und mit eingezogenem Schwanz von einem Bernhardiner davoneilen. Maximilian interpretierte sein Lächeln als Zustimmung und steigerte nun seine Hass-tiraden, indem er nun postulierte, dass ein Schwein wie Wolff erschlagen gehöre. Als auch Frauke zustimmend nickte, wiegelte Cedrik ab. Auch er könne Wolff auf den Tod nicht ausstehen, aber Mord und Totschlag gingen ihm zu weit. Aber seine Sprache habe doch offengelegt, dass er sich mit ähnlichen Gedanken herumschlage, wandte Frauke scharfsinnig ein, oder wie sonst solle sie sein „bis auf den Tod nicht ausstehen“ interpretieren. Cedrik erschrak über seine Wortwahl und wiegelte ab, dass dies nur so eine unbedachte Redewendung gewesen sei. Klar, er wolle Wolff loswerden, aber dadurch, dass dieser freiwillig wegginge oder entlassen würde. Egal wie, Hauptsache er wäre weg, hatte Frauke damals mehrdeutig gesagt.

— „Also ich denke, wir sollten jetzt mit unserem Seminar weitermachen!“, sagt Garda, während sie wieder zum Beamer geht.

Cedrik schaut in Fraukes Richtung und wird mit einem zustimmenden Lächeln empfangen. Ihm erscheint es, als habe sie seine Gedanken gelesen, als habe sie sich auch an diese Begegnung in der Kantine erinnert. Wie sieht es aus, schien sie ihn lautlos zu fragen. Hatten wir recht, was Wolff betrifft?

* * * * *

— „Dort am Himmel, das sieht aus wie Berge!“, sagte Cutu zu Mamarce, der mit ihm am Bug des Schiffes stand.

— „Nach meinen Berechnungen müssten das schon die Berge von Kyrnos sein!“, sagte Mamarce.

— „Das ist Kyrnos!“, mischte sich Vulca, der sich den beiden von hinten unbemerkt genähert hatte, in ihre Unterhaltung ein.

— „So hohe Berge, so nahe am Meer . . .“, wunderte sich Cutu.

— „Wollen die Götter einer Insel Berge geben, haben sie keine große Wahl! Auf einer Insel ist alles nahe am Meer!“, sagte Vulca belehrend, und

er ließ seine Verachtung für den jungen und unerfahrenen Kapitän durchscheinen.

— „Das hängt aber von der Größe der Insel ab.“, wehrte sich Mamarce.

Vulca schaute ihn so wütend an, dass Mamarce unwillkürlich einen Schritt zurückwich, als fürchte er, von Vulca ins Meer geworfen zu werden. Wegen der Ernennung von Mamarce hatten Vulca und Cutu vor der Abreise heftig gestritten. Vulca wollte Cuinte Ancarui von Velathri. Er sei einer der Kapitäne, die sich bereits in der Schlacht von Alalia bewährt hatten. Mamarce habe keinerlei Kriegserfahrung und ob er das Seemannshandwerk richtig verstehe, bezweifle er auch.

— „Mamarce ist ein äußerst erfahrener Kapitän und Kriegserfahrung brauchen wir bei dieser friedlichen Mission nicht!“, hatte Cutu ihm entgegen.

Gegen Cuinte sprach vor allem, dass Vulcas Vater, Spurie, ihn ausgewählt hatte. Cutu hatte Spurie noch nie gemocht, aber als er nach dem Tod seines Vaters in die Gemächer seiner Mutter zog, begann er ihn zu hassen und ihm zu misstrauen. Im Prinzip hätte er sogar ein Motiv gehabt, seinen Vater zu töten, aber diesen Gedanken wollte Cutu, auch wenn er immer wieder kam, nicht weiterspinnen. Vulca tat vieles für seinen eigenen Vorteil, aber Mord war einfach etwas anderes, dachte Cutu.

Kurze Zeit später flatterte um ihre Schiffe ein erstes Empfangskomitee von Alalia. Einige besonders mutige Möwen landeten auch auf den Schiffen und pickten und suchten auf den Planken nach Körnern und Brotkrumen.

* * * * *

Eigentlich hatte Gumbrecht gehofft, dass ihnen diesmal die von ihm so gehasste Vorstellungsrunde erspart bliebe, denn schließlich kannten sie sich ja alle untereinander. Aber Garda sagte, dass es für sie als Kursleiterin besser sei, denn sie wollte sie kennenlernen und mehr über sie erfahren. Aber das Schlimmste war, dass sie noch wissen wollte, was sie sich von dem Seminar erhofften. Gar nichts, wäre seine ehrliche Antwort für Gumbrecht gewesen. Aber als er dann an der Reihe war, sagte er unter vorgehaltener Hand, nachdem sie nochmals extra nachgefragt hatte:

— „Ich lasse mich überraschen! Im Prinzip bin ich offen für alles“

‘Im Prinzip’ – das war einer dieser Verräter, so wie ‘eigentlich’. Füllwörter, die häufig nicht nur einschränken, sondern darauf hinweisen, dass der

Sprecher das Gegenteil meint oder die Unsicherheit des Sprechers offenbaren. So ist es häufig so, dass „im Prinzip offen für alles“ bedeutet, dass der Sprecher dem Neuen skeptisch gegenübersteht, verschlossen und nicht offen ist, aber dem, was da kommen mag, dennoch eine kleine Chance zu geben bereit ist. Garda hatte ihn einige Sekunden skeptisch angeschaut und dabei nervös ein Ohrläppchen massiert. Sie spürte seine Skepsis. Mit einem Lächeln, an dem sich seine Augen nicht beteiligten, versuchte er ihr zu signalisieren, dass es nicht so schlimm sei, wie sie vermutete. Beträfe das Seminar nur ihn, hätte er es auf den folgenden Tag verschoben. Bedingt verschoben. Ein *Mañana*, der zweiten Stufe: ‘Morgen, wenn es nichts Wichtigeres zu tun gibt.’ Letzte Nacht war ihm klargeworden, dass er dringend Zeit zum Nachdenken brauchte. Aus Furcht hatte er monatelang oder gar jahrelang nicht mehr über sich selbst richtig nachgedacht.

Gumbrecht schreckt auf, als plötzlich ein Teil von Gardas Rede in sein Bewusstsein dringt: „... Kosten, die durch offenkundige, aber auch latente Prokrastination entstehen!“

— „Haben Sie eine Frage?“, wendet sie sich plötzlich an Gumbrecht.

— „Nein, nein ...“, stammelt er, „gestern habe ich zufällig einen Artikel in einer Zeitschrift in meinem Hotelzimmer zu diesem Thema ...“

— „Sie meinen den Sonderdruck zur Prokrastination?“

— „Woher wissen Sie?“

— „Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben diese Zeitschrift von uns erhalten, damit sie sich schon einmal zwanglos in die Materie einlesen können!“

— „Sie haben ...“, begann Gumbrecht empört.

Auch wenn er seinen Satz nicht vollendete, war seine Mimik eindeutig. Seine gerunzelte Stirn und seine zusammengekniffenen Augen warfen ihr vor, dass er sich von ihr hereingelegt fühlte.

— „Warum nicht! Der Artikel hat Ihnen doch gefallen? Wir haben die Erfahrung gemacht, dass viele Leute Informationen eher lesen, wenn sie glauben, sie selbst gefunden zu haben.“

Ob sie alle diese Broschüre gefunden hatten, wandte sich Garda daraufhin an die Gruppe und wusste als erfahrene Kursleiterin ihre gesenkten Blicke und die zaghafte Zurückhaltung zu deuten. Die meisten hatten die Broschüre noch nicht einmal wahrgenommen geschweige denn gelesen.

Gumbrecht war erschüttert, obwohl es nur seine Annahme bestätigte. Die Firma hielt sie also wirklich für Faulenzer, auch wenn man es mit dem schicken neuen Namen Prokrastination zu beschönigen wusste.

Nach weiteren Ausführungen Gardas schreckte auch Cedrik auf. Mehrmals hatte Garda davon gesprochen, dass sie dieses Seminar als Chance an-

sehen sollten, ihre Arbeitsprozesse zu verbessern. Cedrik hatte nicht richtig zugehört, aber das, was Garda sagte, klang für ihn plötzlich wie eine Drohung. Ihm war, als habe sie gesagt, dass sie ausgewählt worden seien, weil sie nicht mehr produktiv seien, sie nicht mehr richtig spurten. Die Firma gebe ihnen eine letzte Chance. Wenn er sich in der Runde umschaute, konnte er ihre Aussagen nur so interpretieren. Alles Leute, die er auch unter diesem Gesichtspunkt ausgewählt hätte. Was er sich jedoch nicht erklären konnte oder wollte, war die Tatsache, dass er selbst dabei war.

* * * * *

— „Wenn das so wäre, wie Gumbrecht das sieht, dann wären ganz andere Leute dabei!“, sagte Lutz Willach.

Lutz, Cedrik und Sylvia diskutieren vor dem Kaffeeautomaten auf dem Flur vor dem Seminarraum.

— „Dr. Winkelmann beispielsweise!“, sagt Sylvia.

— „Genau!“, unterstützt sie Cedrik sofort, „Seit ich in der Firma bin, hat der garantiert noch keine Zeile Code geschrieben! ... Ich frage mich immer, was der eigentlich macht! Immer wenn ich zu dem ins Zimmer komme, sitzt der schlafend vor seinem Computer bei laufendem Bildschirmschoner!“, sagte Cedrik.

— „Mir sagte er mal, dass er nachdenke!“, sagte Sylvia, „Ich hatte ihn einfach frech weg gefragt, ob er Mittagsschlaf halte. ... Keine Spur von schlechtem Gewissen!“

Cedrik und Lutz kamen dann fast gleichzeitig auf Sylvias Chef zu sprechen.

— „Gumbrecht kann nicht recht haben, denn sonst wäre dein Herr Wiedenbach auf jeden Fall hier!“, sagte Lutz.

— „Also erstens ist es nicht ‘mein’ Herr Wiedenbach und zweitens war er dafür ausgewählt worden, hierherzukommen!“

Sie sei gewissermaßen stellvertretend für ihn eingesprungen. Sie hätte das Gefühl gehabt, dass dies den Zuständigen der HR überhaupt nicht gefallen hätte. Aber Herr Wiedenbach habe nun mal halt keine Zeit gehabt. Eigentlich hatte ihr Chef Zeit gehabt. Jedenfalls was die Firma betraf. Privat hatte es ihm nicht in den Kram gepasst. Aber sie schwieg und sagte darüber kein Wort zu Cedrik und Lutz, auch wenn es ihr auf der Zunge brannte. Ihr Verhältnis zu ihrem Chef war eine Mischung aus Verachtung und Loyalität. Sie

hasste es beispielsweise, wenn er sie mit Arbeiten bombardierte, die er eigentlich selbst machen müsste, oder die eine Sekretärin erledigen müsste. Arbeiten, die ihr keinerlei Anerkennung brachten. Sie musste sich anschließend noch rechtfertigen, was sie selbst eigentlich machte. Überhaupt nicht ausstehen konnte sie seine Arroganz. Wenn er sie von oben herab behandelte. Wenn er so tat, als sei er ihr intellektuell weit überlegen.

— „Also mich würde auch einmal interessieren, was der den ganzen Tag macht!“, sagte Cedrik.

— „Auf jeden Fall hat er mit die meisten Überstunden in der Firma!“, sagte Lutz.

— „Fast vierhundert im letzten Jahr!“, präzisierte Sylvia.

— „Wann macht der die alle?“, wollte Lutz wissen.

Er sei bis spät abends da und häufig auch samstags, sagte Sylvia. Einmal war sie mit ihm samstags anwesend gewesen. Ein wichtiges Kundenprojekt drohte zu scheitern, deshalb wurden in der Entwicklung für mehrere Wochen in Folge Samstagarbeit angeordnet. Ihr Chef meinte damals zu ihr, dass es gut sei, wenn sie sich solidarisch zeigten und auch erschienen. Fachlich war es überhaupt nicht notwendig gewesen und sie waren auch die einzigen ihrer Abteilung gewesen. Von den anderen, die hektisch und nervös an diesem Tag wirkten, wurde sie mehrmals gefragt, was sie und vor allem ihr Chef in der Firma machten. Einer fragte, ob bei ihrem Chef vielleicht zu Hause die Heizung ausgefallen sei? Vielleicht habe er auch eine schlechte Nacht gehabt und müsse nun noch ein wenig Schlaf nachholen, bemerkte daraufhin ein anderer. Die ersten zwei Stunden sah sie ihren Chef an diesem Morgen nur am Kopierer. Einladungen, Protokolle und Flugblätter, alles für den FC Esperdingen, dessen Präsident er war. Betritt man sein Büro hat man das Gefühl, das Vereinslokal dieses Clubs zu betreten. Bilder, Plakate, Trikots und Pokale zierten Wände und Schränke. In den ca. 15 Stunden pro Woche, die er in meist sinnlosen Besprechungen verbringt, wird er meist erst richtig munter, wenn ihn jemand im Anschluss auf den Verein anspricht. Für seinen Verein steht er Tag und Nacht zur Verfügung, also auch während seiner Arbeitszeit. Deshalb findet sich in den Briefköpfen des Vereins sowohl seine private als auch seine Büronummer. Wenn er mit rotem Kopf und voller Begeisterung am Telefonieren ist, dann weiß sie sofort, dass es sich um Fußball dreht. Auch wenn man es sich nur schwer vorstellen kann, wenn man ihn schwerfällig durch die Gänge schleichen sieht, so musste er einmal ein richtiges Talent gewesen sein. Verschiedene Bilder und Utensilien in seinem Büro bezeugen, dass er sogar einmal in der 2. Bundesliga gespielt hatte. Alkohol und Bewegungslosigkeit hatten ihn in den letzten Jahren kontinuierlich aufgebläht. Seine Hüften waren

weiblich, dachte Sylvia, ebenso wie seine Brüste, die, wenn sie fest wären, vielen Frauen genügen würden. Er hatte sich gewehrt in die Toskana zu fahren, denn in dieser Woche gab es die Neuwahlen zum 1. Vorsitzenden. Er musste anwesend sein, denn die Statuten ließen keine Wahl in Abwesenheit zu.

An diesem Samstag hatte er bestimmt 500 Blatt für seinen Verein fotokopiert. Dann hatte er sich in sein Büro verzogen. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit hatte er die Tür offen stehen lassen. Eigentlich erwartete sie, dass sie ihn bei wichtigen Vereinsarbeiten stören würde, als sie zu ihm ins Büro ging. Sie hatte eine Frage zur Arbeit. An diesem Samstag war es ungewöhnlich, beinahe unheimlich leise im Gebäude. Sylvia schlich durch die Räume, als ginge es darum, diese Ruhe nicht zu stören.

Eigentlich wunderte sie sich darüber, dass er zusammenschreckte, als sie in sein Zimmer kam. Er wollte halt nicht, dass sie mitbekam, dass er schon wieder für seinen Verein arbeitete. Aber dann wurde ihr bewusst, dass er seinen Pullover verkrampft über seine Hose zog und anschließend verkrampft auf seiner Maus rumklickte. Als sie auf seinen Bildschirm sehen konnte, war sie sich sicher, dass in diesem Moment ein pornografisches Bild verschwand.

Ja, dachte Sylvia, ihr Chef hätte an diesem Seminar teilnehmen müssen. Aber sie selbst passte überhaupt nicht in die Zielgruppe, wenn es wirklich so war, wie Gumbrecht es sah.

* * * * *

Die Sonne stand schon tief, aber der Strand leerte sich nur zögerlich. Auf diejenigen, die in Richtung Parkplatz aufbrachen, folgten meist noch Neuankömmlinge, welche die freigemachten Plätze schnell wieder füllten. Leute, die ihren Tag bei der Arbeit verbracht hatten und nun noch schnell die Wonnen des Strandes genießen wollten. Vorwiegend Familien begannen ihre zahlreichen Utensilien zusammenzupacken. Manche Eltern, genervt von den Anstrengungen des harten Badetages, durchforschten mit ihren kleinen Kindern den Strand, um verlorene Förmchen oder in schlimmeren Fällen einzelne Sandalen, Socken oder gar Badehosen zu suchen. Vieles würden sie nicht mehr finden, würde unauffindbar im Sand des ehemaligen Burggrabens der Sandburg schlummern und viel später von anderen Kindern als Schatz geborgen werden oder aber mit einem lauthals gerufenen 'Igitt, ein Stinksocke' oder 'Iih, eine dreckige Hose' gefunden werden. In jedem Fall

werden sie stolz ihren Eltern die Trophäen aus ihren frisch gegrabenen tiefen Sandlöchern oder ihren ausgedehnten Bewässerungssystemen präsentieren.

Cedrik verfolgte über den Buchrand, wie Frauke barfuß tänzerisch zwischen den Decken und Matten über den Strand schlenderte. Noch nie war ihm aufgefallen, wie rhythmisch der menschliche Gang war. Er beobachtete, wie sich der jeweils vordere Fuß mit der Ferse zuerst in den Sand grub, dann abrollte und, wenn das Bein hinten war, sich mit den Zehen — kleine Sandfontänen hinter sich werfend — wieder abstieß, um Schwung für die Gewichtsübernahme auf das andere Bein zu gewinnen. Ein Bein immer fest am Boden, während das andere schwingt. Ihr Schwungbein bildete fast einen rechten Winkel, oder war es weniger, dachte Cedrik. In Wellenbewegungen schienen die Muskeln unter ihrer weißen Haut an Waden und Oberschenkeln zu wandern. Dann als sie wieder aus der zuerst eingeschlagenen Richtung zurückkam, ging sie so dicht an ihm vorbei, dass er kleine blonde Härchen sehen konnte und trotz seiner wissenschaftlichen Neugierde bemerkte Cedrik nun, dass es sich um Frauenbeine handelte und dass dieses Paar nicht nur äußerst effizient und funktional war, sondern auch schön und wohlgeformt. Frauke lief weiter in Richtung Pinienwald und einen Augenblick lang spürte Cedrik den Reflex, aufzuspringen und sie zu begleiten, aber dann dachte er, dass es zu aufdringlich sein könnte, und dass sie doch vielleicht lieber alleine sein wolle.

Cedrik hatte die ganze Zeit etwas abseits von dem Rest der Gruppe alleine unter einem Sonnenschirm gesessen und in Camus „Der Fremde“ gelesen. Eigentlich müsste man eher sagen, dass er versuchte zu lesen, aber er war nur wenige Abschnitte weiter gekommen, denn das ungewohnte Strandtreiben störte seine Konzentration. Direkt neben ihm befand sich eine Familie mit drei Kindern. Die Eltern der Kinder störten ihn aber weit mehr, als die Kinder selbst. Ihre ständigen Belehrungen gingen ihm auf die Nerven. Als sich der kleine Junge neben seinem Handtuch niederließ, um im Sand zu buddeln, bemerkte Cedrik das nicht. Aber dann begann die Mutter mit ihrem „Nicht da, du störst den Mann beim Lesen!“ oder „Der Mann wird bestimmt gleich böse!“. Der Junge wollte aber nicht seine bereits begonnenen Bauwerke aufgeben und maulte. Dann begann das Baby der Familie zu heulen, wohl vom wütenden Ton der Mutter erschrocken. Und über allem tönte der Bass des Vaters, verärgert, dass er sich nicht entspannen könne.

Von den anderen Seminarteilnehmern kamen anfangs keine Störungen, denn sie waren weit genug weg. Nur Frauke und Sylvia, die sich auch von den anderen getrennt hatten, lagen direkt vor ihm, aber sie waren still. Frauke in ihrem gelben Badeanzug schmorte neben Sylvie in der Sonne und bei-

de schienen zu träumen, richtig in Urlaub zu sein. Während Sylvias Hautfarbe mehr an Afrika als an Deutschland denken ließ, erschien Frauke weißer denn je im gelblichen Sand.

Zuerst störte Gumbrecht diesen Frieden, als er aus dem Schatten des großen Sonnenschirmes herausrückte und sich neben Sylvia im Schneidersitz auf dem Sand niederließ. Aus seiner Badehose, deren verblasste Farben auf eine lange Nutzungsdauer schließen ließen, rankten sich seine schneeweißen, schwarzbehaarten dünnen Beine, die es nicht gewohnt waren, in der Öffentlichkeit präsentiert zu werden. Als einziger trug er noch ein Hemd, ein kurzärmeliges Hawaiihemd, welches er sich anscheinend extra für das Toskana-Seminar zugelegt hatte.

Traumhaft sei es hier, sagte Gumbrecht. Frauke hielt ihre Augen fest geschlossen und Sylvia nickte zaghaft, so als wolle sie Gumbrecht nicht ermuntern, weiterzumachen. Er könne gar nicht verstehen, dass Garda nicht mit ihnen habe kommen wollen. Ja, das habe sie auch nicht verstehen können, sagte Sylvia. Es habe so geklungen, als ginge sie nie an den Strand. Jedenfalls nicht an diesen Strand, schränkte Gumbrecht ein. Sie hasse diesen Strand, habe sie gesagt. Sylvia war fast willens ihre Augen zu öffnen, als Gumbrecht abrupt das Thema wechselte. Gumbrecht fand es plötzlich notwendig in der Hitze des Strandes die Themen des Seminars zu resümieren, so als befänden sie sich in einer offiziellen Besprechung, die er leitete. Sylvia begann sich demonstrativ nach ihrer Sonnencreme umzuschauen und Frauke kniffte ihre Augen so fest zu, dass es fast schmerzte.

Cedrik konnte verstehen, dass sie hier am Strand nicht nochmals über die Inhalte des Seminars diskutieren wollten. Er wollte auch einfach nun seine Freizeit genießen. In der Pause hatte Sylvia gescherzt, nachdem sie im Programmheft der „Coat-It“, gestöbert hatte, dass sie wohl besser den Kurs FFF belegt hätten. FFF stünde für „Fabelhafte Firmen Ferien“. Burbacki nahm sich daraufhin sofort auch interessiert einen Prospekt und sagte kurz darauf, dass FFF doch für „Fehler-Freie-Fertigung“ stünde. Sylvia schaute ihn entsetzt an und fragte, ob er eigentlich wüsste, was Scherze seien. Frauke korrigierte Burbacki und sagte, dass FFF eigentlich für „Fraukes fabelhafte Ferien“ stehe, aber sie hätten ja leider diesen Taschen-Kurs belegt. BAG stehe für „Bridging all Gaps“ und habe mit Taschen nichts zu tun, hatte sie Burbacki verbessert. Frauke und Sylvia schauten ihn nur verächtlich an und ließen Burbacki alleine im Flur vor dem Seminarraum stehen. Doch es hatte etwas mit Taschen zu tun, dachte Cedrik am Strand, während Gumbrecht auf Sylvia einredete. Mit Taschen und Modeschau. Eine Modeschau der Ideen. Kaum eine Folie ohne Zitat irgendeiner berühmten Persönlichkeit. „Lebe und sei die Veränderung, die du in der Welt wünschst.“,

wurde Gandhi zitiert und Cedrik hatte eingewendet, dass in ihrer Firma zumindest eigene Wünsche nicht erwünscht seien. Man müsse die Wünsche der Geschäftsleitung leben. Cedrik mochte den Spruch Gandhis. So wie auch all die anderen Zitate. Tiefgehende Weisheiten, die allerdings plakativ aneinander gereiht verpufften. Selbst Schopenhauer wurde zitiert mit „Unsere Gedanken sind unser Schicksal!“ Aber was dann folgte, hatte wenig mit Philosophie zu tun. Garda hatte holistische Heilweisen für „Business-Entscheider“ geboten. Dass man alles selbst in der Hand habe, oder besser in seinen Gedanken. Die ungeheure Macht der Gedanken. Jeder könne entscheiden, diese Macht zu seinem Nutzen oder Schaden einzusetzen. Cedrik hatte ihr wiederholt während des Seminars widersprochen. Das sei Schwarz-Weiß-Malerei, was sie betreibe. So einfach sei es nicht.

— „Glauben Sie denn, man könne etwas erreichen, wenn man es sich nicht fest vornimmt und wenn man nicht konsequent daran arbeitet?“, hatte sie ihn festzunageln versucht.

— „Wenn man reiche Erben, Lottogewinner und sonstige Glücksritter ausnimmt, ist es eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für Erfolg!“

— „Sehen Sie! Das meine ich!“, hatte sie daraufhin triumphiert.

— „Ich sprach von einer ‘notwendigen, aber nicht hinreichenden Bedingung’, d.h. also eine Voraussetzung, ohne die ein Sachverhalt nicht eintritt. Es müssen noch andere Rahmenbedingungen vorliegen, die in diesem Fall meist vom Zufall abhängen, damit der Erfolg eintritt. Sie tun so als handele es sich um hinreichende Bedingungen. ...“

Jetzt käme wohl der Mathematiker in ihm durch, lästerte Garda, aber Cedrik sagte, dass dies mehr exakt formulierter gesunder Menschenverstand sei. Dann fragte ihn Garda, was er ihr eigentlich sagen wolle. Sie verstehe ihn nicht.

— „Okay, ganz einfach! Ein simples Beispiel: Nach ihren rosigen Folien braucht jemand, der völlig unmusikalisch ist, sich nur in den Kopf zu setzen ein großer Pianist zu werden und schon läuft alles von selbst ...“

— „Klavierstunden muss man schon nehmen und hart üben ...“, sagte Garda, die damit die Diskussion abbrechen wollte.

Damit würde sie leugnen, dass es so etwas wie Begabung gebe, sagte Cedrik. Aber ihm ginge es nicht darum. Ihn störe, dass, so wie sie es darstelle, jemand mit Begabung automatisch, wenn er den nötigen Fleiß entwickle zum Erfolg gelange. Das sei wirklichkeitsfern.

Gumbrecht mischte sich ein und unterstützte Garda, indem er sagte, dass die Kunst ausgenommen werden müsse, dort gelten andere Bedingungen.

— „Genau! Dort ist es noch schlimmer als sonst.“, ereiferte sich Cedrik.

„Dort gilt das The-Winner-Takes-It-All-Prinzip. Da gibt es hunderte, vielleicht tausende, von Pianisten mit Weltklasse-Niveau, aber die Leute kaufen lieber eine CD mit einer beschissenen Monoaufnahme eines Arthur Rubinstein als eine CD eines neuen, erfolgversprechenden, aber noch nicht in den Olymp der Superstars erhobenen Pianisten. Da zahlen Leute, die von ihrem musikalischen Gehör her Mühe haben, das Geräusch einer Kreissäge von einer Trompete zu unterscheiden, 80 oder mehr Euro, um eine international bekannte Jazz- oder Rockband live zu erleben, bringen ihren Arsch aber nicht hoch, wenn es im Jazzkeller um die Ecke ein kostenloses Livekonzert einer erstklassigen heimischen Band gibt.“

In der Musik kenne sie sich nicht so aus, aber die berühmten Schauspieler seien wirklich besser, beteuerte Garda.

— „Besser als die anderen Schauspieler, die sie nicht kennen?“, fragte Cedrik. „Ein paar Dutzend oder ein paar hundert Schauspieler dominieren doch weltweit die Filmproduktionen. Sie scheffeln die Millionen, während die Schauspielerei sich für tausende von anderen, die mindestens ebenso begabt sind, als brotlose Kunst darstellt. Sie haben vielleicht noch härter gearbeitet, sind weitaus begabter, aber ihr Fehler ist, dass sie nicht zur richtigen Zeit am richtigen Ort waren. Statt Neuen eine Chance zu geben, statt ein Risiko einzugehen, entscheiden sich die Regisseure allzu häufig fürs Bewährte, für die Publikumsliebblinge. Da nimmt man lieber einen in die Jahre gekommenen Hollywood-Schönling als begehrten Liebhaber, auch wenn sie lächerlich wirken ...“

— „Oh, Sie stehen also auf attraktive Männer! Wusste ich gar nicht!“, witzelte Willach und fügte dann hinzu, dass er lieber eine attraktive Nicole Kidman sehe.“

— „Und die am liebsten nackt!“, sagte Wolff, und ließ offen, ob er das für sich oder für Willach meinte.

— „Wenn das alles ist, was sie an der Schauspielerei bewundern, dürften Sie ja überhaupt keine Probleme mit neuen, unbekannten Schauspielerinnen haben?“, entgegnete ihm Cedrik bissig.

— „Hätte ich auch nichts dagegen, wenn bestimmte Damen mal ein wenig schauspielern würden!“, bemerkte Wolff und schaute dabei Frauke, Sylvia und Garda an.

— „Sie sollten sich schämen!“, sagte Garda und dann sagte sie zu Cedrik, dass es in ihrem Seminar nicht um Kunst, sondern um Firmenkultur gehe.

— „Genau! Und in der Firma braucht es noch nicht einmal Begabung, um nach oben zu kommen.“, entgegnete Cedrik unverzüglich, so als habe er nur auf diesen Einwand gewartet.

— „Das ist doch lächerlich!“, erboste sich Wolff. „Sie wollen also be-

haupte, dass man ohne jegliche Qualifikation nach oben kommen kann?”

— „Sie haben recht!“, sagte Cedrik, „Man braucht Qualifikationen: Einen starken Ellenbogen verbunden mit dem passenden Charakter, diesen auch rigoros einzusetzen. Es darf einen nicht stören, wenn ...“

— „Wir sind hier, um etwas zu lernen und nicht um weltanschauliche Haare zu spalten!“, hatte Willach die Diskussion barsch unterbrochen und Garda nutzte die Gelegenheit mit der nächsten Folie und einem Zitat von Abraham Lincoln fortzufahren: „Wer im Leben kein Ziel hat, verläuft sich.“

— „Der ist doch nur neidisch, weil er selbst nicht vorwärts kommt!“, brummelte Wolff vor sich hin, während Garda ihren Vortrag fortführte.

Ihm habe das Seminar schon jetzt viele tolle neue Denkanstöße gebracht, ereiferte sich Gumbrecht am Strand neben Sylvia, während Frauke weiterhin ihre Augen zusammenkniff. Typisch Gumbrecht, dachte Cedrik. Tags zuvor sah er noch keinen Sinn in dem ganzen Seminar und hielt es für eine sinnlose Geldverschwendung, nun dozierte er, als sei er der Seminarleiter oder sogar derjenige, der das GAP-Prinzip ausgeheckt habe.

Cedrik wollte nur in seinem Buch lesen und nicht mehr über diesen Mist nachdenken, aber Gumbrecht verhinderte es erfolgreich. Frauke ging es wohl ebenso. Egal wie fest sie auch ihre Augen zusammenkniff, Gumbrechts Gefasel über die Erweckung schlummernder Kreativität konnte sie ihnen so nicht entgehen. Wollte sie weiter träumen, müsste sie sich noch die Ohren zuhalten. Als Gumbrecht dann über die immensen Potenziale schulmeisterte, die Firmen durch Prokrastination verloren gingen, mischte sie sich doch ein und fragte freundlich, aber bestimmt, ob er diese Diskussion nicht bis zum nächsten Tag aufschieben könne. Jetzt sei Feierabend. Daraufhin war Gumbrecht richtig verärgert. Cedrik und die beiden Frauen hofften, dass er beleidigt wegziehen würde, aber er hielt ihnen nun einen Vortrag über Arbeitseinstellungen. Diese Beamtenmentalität könne er überhaupt nicht verstehen. Wenn man doch etwas faszinierend finde, dann beschäftige man sich doch damit, egal ob man dafür bezahlt werde oder nicht. Er habe recht, pflichtete ihm Sylvia bei, aber wie er gesagt habe „wenn man von etwas fasziniert sei“ und dieses Thema fände sie so prickelnd wie einen Zahnarztbesuch. Oder eine Abteilungsbesprechung von Gumbrecht, dachte Cedrik. Ob diese Arbeitseinstellung auch beinhalte, faszinierende Dinge während der Arbeitszeit zu tun, für die man nicht bezahlt würde, fragte ihn Sylvia und Gumbrecht wich schuldbewusst ihren Blicken aus. Damit hatte sie ihn zumindest kurzfristig zum Schweigen gebracht.

Kaum schwieg Gumbrecht, erschien Dr. Wolff, der wohl Gumbrecht nicht alleine das Feld überlassen wollte. Wolff platzierte sich neben Frauke mit den Worten, dass bei ihnen mehr los zu sein scheine, was Frauke

mit einem „leider“ und Sylvia mit einem „der Schein trügt“ kommentierte. Beide blieben demonstrativ liegen und behielten ihre Augen geschlossen. Aus halb geschlossenen Augen hatte Frauke mehr gespürt als gesehen, wie Wolff sie und Sylvia unverhohlen musterte, wie er mit begehrlischen Blicken, wie ein pflichtbewusster Landvermesser, jeden Fleck ihrer Körper durchkämmte, wie er Distanzen, Richtungen und Winkel bestimmte und verglich. Gleichzeitig peilte er drei junge Frauen an, die nur wenige Meter von ihnen entfernt akrobatische Übungen veranstalteten. Sie nutzten einen kleinen freien Fleck des Strandes, um Handstand und Radschlagen zu üben. Wie ein orientalischer Scheich beäugte Wolff seinen Wunschharem.

So einen Strand könnte man auch bei ihrer Firma gebrauchen, sagte Wolff zu Gumbrecht, der geometrische Figuren in den Sand ritzte. Er werde es mal bei Baumeister, dem Entwicklungsleiter, beantragen. Wäre doch Klasse für eine verlängerte Mittagspause. Das würde die Arbeitsmoral und damit auch die Arbeitsleistung steigern.

Frauke richtete sich daraufhin auf und bemerkte sarkastisch, dass es bei den Männern — wobei sie Wolff abschätzig anschaute — sicherlich Einiges steigern würde, wenn die weiblichen Mitarbeiterinnen in Strandmoden herumliefen, aber garantiert nicht die Arbeitsleistung.

Auch Sylvia, die wohl gesehen hatte, wie er die drei Mädchen beäugte hatte, sagte, während sie sich aufrichtete:

— „Erinnert sie an ihre Töchter?“

Ihr bissiger Tonfall und der verkiffene Gesichtsausdruck machten klar, dass es sich um eine rein rhetorische Frage handelte.

— „Meine Töchter sind noch nicht so alt, die hier sind schon über achtzehn ...“

— „Bezweifle ich!“, sagte Sylvia.

— „Und selbst wenn sie volljährig wären, was würde das bedeuten?“, fragte Frauke bissig.

— „Ist doch klar!“, sagte Wolff mit einem süffisanten Hirschgrinsen.

Wolff glaube, dass ihm dies das Recht zu seiner dreisten Fleischschau gibt, formulierte Cedrik eine bissige Antwort, die er aber für sich behielt. Wohl wissend, dass auch er, wenn er einen freien Blick in die Richtung gehabt hätte, wahrscheinlich hin und wieder hingeschielt hätte, aber anders als Wolff, dezent, so dass es garantiert keiner bemerkt hätte. Cedrik konnte nicht hören, was Frauke zu Sylvia flüsterte.

— „Die wollen doch bewundert werden.“, wehrte sich Wolff, „Sonst würden sie es doch nicht hier mitten am Strand machen!“

— „Ja, wegen ihrer akrobatischen Leistungen aber nicht als Sexobjekte“, sagte Frauke.

— „Genau, ich habe mich natürlich nur für die sportliche Leistung interessiert!“, sagte Wolff mit einem zweideutigen Grinsen. „Außerdem schielen doch alle Männer ab und zu hin.“

Als er sah, dass Fraukes Blick bei seinem Kommentar zu Cedrik wanderte, fügte er noch hinzu:

— „Auch Cedrik. Der verbiegt sich doch auch seine Augen über seinen Buchrand hinweg ... wenn es keiner merkt!“

— „Eben, wenn es keiner merkt!“, sagte Sylvia.

— „Man darf also schlecht sein, solange es keiner merkt?“, spöttelte Wolff.

— „Wenn ein Mann so etwas nicht in der Pubertät gelernt hat, dann ist es jetzt zu spät!“, sagte Sylvia zu Frauke.

— „Manche kommen nie aus der Pubertät heraus und dann wird es echt gefährlich!“, erwiderte Frauke mit einem verachtenden Blick in Richtung Wolff.

Frauke war daraufhin aufgestanden, so als könne sie weitere Sprüche von Wolff nicht mehr ertragen. Aber sie sagte nur, dass sie ein wenig über den Strand wandern wolle.

Als Dr. Wolff kurz darauf auch aufstand, fürchtete Cedrik, dass er Frauke folgen wollte. Cedrik überlegte kurz, ob er nicht zu Frauke gehen solle, auch wenn er das Gefühl hatte, dass sie eigentlich allein sein wollte. Er würde sie gewissermaßen vor Wolff schützen, obwohl er nicht wusste, ob sie diesen Schutz überhaupt wünschte oder brauchte. Lief er schnell genug auf dem direkten Weg zu ihr, hielt sich Dr. Wolff vielleicht gar zurück, aber dies kam ihm sehr unwahrscheinlich vor. Aber die Vorstellung, wie lächerlich es wirken würde, wenn sie beide hinter ihr herdackelten, ließ ihn auf seinem Platz verharren.

Cedrik sah, wie Wolff Frauke einholte wie er lachend und mit weit ausladenden Armbewegungen auf sie einredete. Aber er glaubte auch gesehen zu haben, dass Frauke zusammenzuckte, als er sie einholte und auf sie einredete. Frauke beginnt deutlich schneller zu gehen, fast schon ein Laufen. Ein Slalom zwischen den immer dichter liegenden Strandmatten und Decken. Wolff gelingt es nicht so erfolgreich den Hindernissen auszuweichen und hinterlässt wie einen Kondensstreifen Schimpfkanonaden. Er entfacht einen Regenbogen europäischer Flüche, als er ahnungslose Sonnenbade im Laufen erschreckt, mit Sand bewirft oder kurz neben ihren Köpfen auf die Matten stampft. Frauke macht halt, als sie vor einer Reihe Liegen ankommt, wo ein einfaches Durchkommen nicht mehr möglich scheint. Sie sieht wohl ein, dass sie ihn nicht los werden kann. Deutlich langsamer geht sie Richtung Meer, was Wolff wohl als Aufmunterung auffasst.

Am Meer gehen sie nun nebeneinander. Sie waten knöchelhoch durch die leichten Brandungswellen.

Wolff redet auf sie ein, während er in italienischer Manier mit seinen Armen und Händen in der Luft rumfuchelt. Ihre Gesichter kann er nicht sehen, da sie in entgegengesetzte Richtung laufen. Nur wenn Frauke Richtung Wolff schaut, kann er deren Gesicht sehen. Einmal glaubte er, ein Lachen auf die Entfernung zu erkennen. Cedrik glaubte zu wissen, was er zu ihr sagte. Dinge, die Frauen gerne hören. Sprüche, die bei Don Juans und Casanovas immer zu Eroberungen führen. Er würde ihr ins Ohr flöten, was sie für eine außergewöhnliche Frau sei. Er habe ihr das schon immer sagen wollen, aber die Arbeit habe ihm dafür keine Zeit gelassen. Wenn es nach ihm ginge, würde sie mit ganz anderen Arbeiten in der Firma betraut sein. Was sage er, ihre Firma sei gar nicht gut genug für sie. Aber Frauke würde doch nicht so blöd sein, dass sie auf die Komplimente des berüchtigsten Frauenjägers der Firma hereinfallen würde, sagte sich Cedrik.

Als Frauke und Wolff stehen geblieben waren, stellte sich Cedrik vor, dass sie zu Wolff sagte, dass sie seinen Worten nicht trauen könne. So schmeichelte er doch wohl allen Frauen.

Cedrik beobachtete wie Wolff seine Arme in einer Geste der Offenheit in Hüfthöhe ausbreitete. Seine Handflächen ihr zugewandt.

— „Auch wenn ich es schon einmal zu anderen Frauen gesagt haben sollte, so sind sie doch die erste, die es wirklich verdient!“, würde Wolff nun sagen, um das Eis zu brechen.

Doch dann plötzlich spürt Cedrik, wie sich sein Puls vor Freude beschleunigt. Abrupt dreht sie sich um und läuft in entgegengesetzter Richtung. Wolff zögert einen Augenblick und läuft ihr dann nach, überholt sie und blockiert ihr sogar den Weg. Sie weicht aus und läuft nun über den Strand in direkter Richtung zu ihrer Matte. Wolff bleibt am Meeresufer stehen.

Aber sie geht nicht an ihren vorigen Platz, sondern geht direkt zu Cedrik. Sie fragt ihn, ob es ihn störe, wenn sie sich zu ihm setzte.

— „Keineswegs! ... Ganz im Gegenteil“, während er auf seiner Matte zur Seite rutschte, um ihr Platz zu machen.

Wenn Wolff, der mittlerweile langsam zurücktrottete, nun käme, würde er ihm sagen, dass er sich woanders hinsetzen solle. Aber seine Sorge ist umsonst. Wolff würdigt weder ihn noch Frauke eines Blickes, sondern lässt sich nun neben Sylvia nieder, die mittlerweile alleine war.

Als Cedrik sein Buch in seinen Rucksack steckt, sagt sie, dass er wegen ihr nicht aufhören müsse zu lesen.

— „Es ist eh viel zu heiß zum Lesen!“, sagte er

— „Schlimmer als die Hitze ist Dr. Wolff. ...“

Cedrik, ebenso blass wie Frauke, lächelt erleichtert und verständnisvoll, während er sich verlegen seinen dünnen kurzen Bart kratzt.

Er sähe nicht aus wie ein Geißbock und außerdem sei sein Haar nicht rot, sondern nur rötlich blond, hatte Frauke Cedrik einmal verteidigt, als zwei Kolleginnen ihn mit dem gehörnten Tier verglichen. Wenn er nur den Bart abrasierte und seine zerzausten Haare schneiden ließe, dann sähe er gut aus. Naja, sie stehe eher auf richtige Männer, sagte eine der beiden und die andere lachte schallend.

— „Was für ein süßes Baby!“, sagte Frauke, als die Mutter neben ihnen ihr Baby in die Arme nahm, um ihm ein Gläschen zu geben.

Während sie sich zur Seite drehte, stützte sie sich mit ihrer Hand von Neuem ab. Ihre Hand nun direkt neben Cedriks. Ihre Zeigefinger berührten einander.

Cedrik widerstand dem Gefühl, ihr zu widersprechen und zu sagen, dass die Kleine ein entsetzlicher Schreihals sei. Stattdessen sagte er nur:

— „Die Kinder sind okay! Aber die Mutter! Eine Katastrophe! Man könnte meinen, die hätte die Kinder adoptiert.“

— „Der Vater ist irgendwie komisch!“, pflichtete ihm Frauke bei, „So einem würde ich kaum so tolle Kinder zutrauen!“

— „Aber irgendwie muss er doch nett sein! ...Ich meine bei solchen Kindern ...“

— „Das muss nichts heißen, mein Vater hatte ja auch einen netten Jungen bekommen!“, sagte Cedrik mit einem überdeutlichen Lachen, das klar machen sollte, dass er nicht ernst meinte, was er sagte.

— „Heißt das, dass du ...“, sie stockte, weil sie ihn plötzlich geduzt hatte.

Cedrik hatte beinahe unmerklich den Druck seiner Hand auf ihrer erhöht, ohne dass sie zurückwich.

— „Ist schon in Ordnung!“, sagte Cedrik nickend.

— „... Also heißt das, dass du kein guter Junge, oder dass dein Vater kein lieber Vater war?“

— „Was meinst du?“

Frauke schaute plötzlich sehr ernst und nachdenklich, so als bereitete ihr eine Antwort auf die Frage Schwierigkeiten.

— „Deinen Vater kenne ich nicht, aber du warst ganz bestimmt ein netter Junge!“

Cedrik wurde verlegen und Frauke errötete. Sie hatte ihre Beine nun fest an ihren Oberkörper herangezogen und ihre Arme um die angewinkelten Beine geschlungen.

— „Was liest du eigentlich?“, wechselte sie abrupt das Thema.

Verstört hielt ihr Cedrik sein Buch entgegen, und nannte dabei Autor und Titel.

— „Camus, L’etranger”

— „Oh, du liest das Buch im Original! Verstehst du denn alles?”

— „Mit einem Franzosen als Vater und wenn man einen Teil seiner Schulzeit an französischen Schulen verbracht hat, sollte es eigentlich kein Problem sein!”, sagte Cedrik lachend.

Sie habe das Buch nur in Deutsch gelesen, als sie den Roman im Französischunterricht behandelt hatten. Den apathischen Protagonisten des Romans habe sie irgendwie sympathisch gefunden. Auch wenn seine scheinbare Gefühllosigkeit sie erschreckte. Irgendwie könne sie auch verstehen, als er beim Begräbnis seiner Mutter nicht weinen konnte, oder wenn er auf den Heiratsantrag seiner Freundin sagt, dass es ihm egal sei, ob er verheiratet sei oder nicht. Dann sagte sie zu Cedrik, dass Cedrik für sie auch so ein Fremder sei. Sie meine in der Firma. Also sie meine es ganz positiv, sagte sie, als sie merkte, dass Cedrik mit dem Vergleich nicht so begeistert schien. Cedrik wirke in der Firma auch immer so, als gehe ihn das nichts an, als sei er nur mal eben so zu Besuch da. Während die anderen immer so verbissen wirkten, käme er ihr immer gelassen vor, so als könnten ihn diese ganzen kleinen Details nicht interessieren. Und wenn er mal was sage, das habe Hand und Fuß, man spüre dann, dass er wisse, wovon er spreche.

— „Ich fühle mich geschmeichelt!”, sagte Cedrik, „aber der Vergleich mit Meursault ...”

— „Meursault?”

— „So heißt doch die Hauptperson in der Fremde!”

— „Ist schon eine Weile her, dass ich das Werk gelesen habe. Damals beim Abi. Eigentlich habe ich, glaube ich, nur die erste Hälfte gelesen.”

— „Meursault ist ein Typ, der völlig ehrgeizlos in den Tag hineinlebt und dann auch noch fast zufällig zum Mörder wird. Mörder wider Willen.”

— „Dann ist es doch Totschlag oder so?”

— „Selbst vor Gericht bleibt er passiv und verteidigt sich nicht. Wird zum Tode verurteilt!”

* * * * *

— „Weißt du, dass mir eine Frau wie du noch nie begegnet ist?”, sagt Cutu, der bäuchlings auf einer Massagebank liegt. Beweglich wie eine Schlange verrenkt Cutu seinen Kopf, um einen besseren Blick auf die neben ihm

stehende Frau zu erhaschen. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass er keine Wirbel im Hals hätte, die herausspringen könnten.

Thiphilnia lächelt nur verhalten und, wie er glaubt, verlegen und nimmt vom kleinen Tischchen noch etwas Öl, was sie sorgsam in ihren Händen wärmt.

— „Oder bist du eine Göttin? Alpanu im Frühling ... ihr Atem lässt die Wiesen ergrünen ... Du Schönste der Lasas ...”

— „Der typische Männertraum! Die nackte Göttin in Sandalen ...”

Antike Historiker, wie auch der griechische Theopompus, lassen die Etrusker als laszives Volk erscheinen. Nach Festgelagen mit Alkohol und üppigen kulinarischen Genüssen, begannen Männer und Frauen, so die antiken Historiker, mit ihren Liebesspielen. Vor den Augen aller umarmten und liebkosten sie sich in atemberaubenden Verrenkungen. Männerhände streicheln voller Lust über Frauenkörper, auf denen keine Haare zu finden sind. Auf ihren Köpfen haben die Frauen ihre Haare zu Kunstwerken geformt, um damit die Männer in ihren Bann zu schlagen. Nach Belieben wechselten sie dabei die Partner. Wenn es wirklich so gewesen wäre, wäre es nur verständlich, dass die Frauen, — wie die gleichen Historiker meinten, — häufig nicht mehr gewusst hätten, wer die Väter ihrer Kinder waren. Im Prinzip hätte es so auch keine sogenannten außerehelichen Kinder in dieser Gesellschaft geben können, da ja der außereheliche Geschlechtsverkehr nach Sicht dieser Historiker gewissermaßen der Normalfall war und sich niemand daran störte.

Thiphilnia herrscht ihn an, sich wieder auf den Bauch zu legen und seine Hände bei sich zu halten, wobei sie ihn kräftig auf die Liege herunterdrückt.

— „Du bist ganz anders als alle Frauen, die mir bisher ...”, versucht Cutu ihr aufs Neue seine Bewunderung zu versichern.

— „Und so etwas wie du ist mir auch noch nicht begegnet ...”

— „Wirklich?”, fragt er mit einem Grinsen und verrenkt seinen Kopf dabei so weit, dass die Nackenwirbel knacken.

— „Ja wirklich, du bist auch anders als die anderen Männer ...”, sie macht eine Pause, in der er gierig auf ihr Lob wartet „du bist nämlich noch schlimmer ... und wenn du nicht aufpasst, dann brichst du dir deine Geilheit noch das Genick!”

— „Gibt es einen schöneren Tod als in den Armen einer Göttin?”

— „Und ich wäre anschließend arbeitslos, wenn sich herumspricht, dass Männer sich bei meiner Massage das Genick brechen!”

— „Im Ernst: In deinen Augen spiegelt sich das Morgenland. Deine Haare sind ... wie ...”, er zögert und sagt dann mit hintergründigem Lächeln, „wie Silphion. Deine Haut ist weiß wie die Strände von Kyrenes. Kostbar

wie Opos ...”

— „Silphion stinkt!”, sagt sie, scheinbar unbeeindruckt von seinen Schmeicheleien.

Auch wenn es stank, wog man Silphion in der Antike mit Silber auf, und es schmückte die Münzen, kyrenäische Münzen, und Geld stinkt ja bekanntermaßen nicht. Ein einzigartiges Gewächs aus der Familie der Doldenblüter. Eine fenchelartige Gewürzpflanze, deren weißem Milchsaft die Kraft nachgesagt wurde, Vergiftungen zu kurieren aber auch Epilepsie zu heilen. Ein Gewächs, welches auch in der Lage war, die Menstruation bei Frauen in Gang zu bringen und seine größte Bedeutung — wie könnte es anders sein, in einer Zeit in der es noch keine wirkungsvollen Kondome und keine Pille gab — gewann es als natürliches Verhütungsmittel. Der römische Dichter Catull, der viele Jahrhunderte nach Cutu geboren wurde, wusste wie kein anderer vor ihm sexuelle Sehnsucht und Ohnmacht in Verse zu schmieden. Auf die Frage, wie viele Küsse seiner von ihm heiß begehrten Lesbia ihm genügten, weiß er die Antwort: „Wie viel libyscher Sand bedeckt Kyrenes Weite, silphionreiche Küstenstriche, vom Orakel des glühendheißen Ammon bis zu Battos´, des Alten, heiligem Grabmal; wieviel Sterne in stummer Nacht vom Himmel auf der Menschen verstohl´ne Liebe schauen: soviel Küsse zu küssen wär´ Catullllen genug, übergenuß in seiner Tollheit. Kein Fürwitziger soll sie zählen können, und kein tückischer Mund soll sie berufen!”

— „Nein, wirklich schon als ich dich heute am Hafen zum ersten Mal sah, als du auf mich zugekommen warst. Es hatte mir den Atem verschlagen!”

— „Hast du eine Papyrusrolle mit Poesie zu viel zum Frühstück verspeist?”, fragte sie ihn lachend, aber er glaubte zu spüren, dass seine Schmeicheleien auf fruchtbaren Boden fielen.

Eigentlich war sie eine der drei Göttinnen gewesen, die die Männer von Fufluna am Hafen erwartet hatten, als sie mit den Schiffen einliefen. Aber Thiphilnia war Cutu sofort als die einzig wahre Alpanu erschienen, egal wie sie in Bildern und Statuen sonst dargestellt wurde. Alpanu, die gekommen war, den Frühling zu bringen, den Winter aus seinem Herzen zu vertreiben. In ihren ungewöhnlichen goldblonden Haaren schimmerte die Kühle des Nordens und in ihren großen runden Augen die Hitze des Südens, rötlich golden, wie der Sand der großen Wüste Afrikas. Aber tief in ihnen schimmerte auch eine warme Melancholie und eine verklärte Weisheit. Hinter den sinnlichen leicht gewölbten Lippen zeigte sie strahlend weiße Zähne, wie er sie in einer derartigen Ebenmäßigkeit noch nie gesehen hatte. Ihre schmale Nase zeigte leicht nach oben. Sie war die größte der drei Göttinnen, eine Handbreit länger als Cutu. Sie trugen wegen der großen Hitze dünne bunte

Gewänder durch die ihre Körper im Gegenlicht schimmerten.

— „Vielleicht war das ja der Sinn der Sache!“, sagte sie lachend und knetete dabei seine Schulterblätter.

Er solle vorsichtig sein, hatte Vulca vor langer Zeit bei einem feierlichen Empfang in einer phönizischen Stadt seinen Vater gewarnt. Cutu, damals nicht mehr Kind und noch nicht Mann, stand zwischen seinem Vater und seinem Cousin Vulca. Der ganze Rummel, hatte Vulca erklärt, womit er Musik-, Tanzgruppen und Ehrengarde meinte, diene nur zur Vernebelung ihres Verstandes. Sie wollten sie nur einlullen, um sie später bei den Verhandlungen über den Tisch zu ziehen.

Die Möwen waren die ersten Boten Alalias gewesen, dann kam die Musik. Als sie die Bauwerke des Hafens noch mehr erahnen als sehen konnten, trug ihnen der Wind schon den Klang der Tuben, Hörner und Posaunen entgegen. So war es nicht geplant, denn die Musiker hatten nur geprobt, was sie zu ihrem Empfang blasen würden. Cutus Plan war gewesen überraschend aufzutauchen, aber schon ihre Vorbereitungen in Fufluna waren wohl nicht geheim geblieben. So hatte ein tags zuvor eingelaufenes Handelsschiff ihr Kommen angekündigt. Ein Schiff mit Waren aus Fufluna.

Cutu glaubte, dass es die gleiche Melodie war, wie damals in der phönizischen Stadt, die man zu ihrem Empfang im Hafen von Alalia gespielt hatte, während die Mannschaft das Schiff vertäute. Diesmal schien Vulca kein Misstrauen bei dem überschwänglichen Empfang zu hegen, denn er vertraute Nerie, dem Stadtoberhaupt von Alalia. Viel gefährlicher als die Musik war für Cutu seine Alpanu, die ihn sofort den Kopf verlieren ließ. Aber es waren nicht die Triumphmärsche voller Kraft und Stärke, womit sie nicht nur ihre Gäste willkommen hießen, sondern auch die eigene Stärke betonten.

Thiphilnia, — eigentlich auch ihre Begleiterinnen, aber das wollte sich Cutu unter ihren Händen auf seinem nackten Körper nicht mehr eingestehen, — hatte Cutu so sehr in ihren Bann gezogen, dass es ihn kaum störte, ja er vielleicht nicht einmal registrierte, dass Nerie zuerst Vulca überschwänglich begrüßte. Eine schwere Verletzung des Protokolls, denn Vulca war zwar der Ältere, aber Cutu der Ranghöchste. Nerie umarmte und drückte ihn wie einen alten Freund oder einen Bruder, den er schon lange nicht mehr gesehen hatte.

— „In deinen Augen kann man versinken. Augen, die einen die Düsternis von Aitas Welt fröstelnd erkennen lassen, aber aus denen auch das Leben wie Tinias Blitze sprudelt.“

— „Falls du meine Augen suchst, findest du sie ein gutes Stück höher!“, ermahnte ihn Thiphilnia, denn während er ihre Augen lobte, starrte er auf ih-

re Brüste, die von einem Stoffteil, — welches im 21. Jahrhundert problemlos als Bikinioberteil akzeptiert würde — nur andeutungsweise verborgen wurden.

Schon während Nerie und die Würdenträger der Stadt sie feierlich durch die festlich geschmückten Straßen von Alalia zum Palast geleitet hatten, schaute Cutu immer wieder auf die vor ihm gehende Thiphilnia, wobei der Schwerpunkt seiner schmachttenden Blicke auf ihrem Gesäß lastete. Nerie pries die Neuerungen der Stadt: Das neue Theater und vor allem die neue prunkvolle Badeanstalt, die sie später noch kennenlernen würden. Man würde ihnen ein Bad mit den erlesensten Kräutern von Kyrnos bereiten, damit sie sich von Schweiß und Meersalz reinigen könnten. Nach Bad und Massage könnten sie dann erfrischt an dem am Abend zu ihren Ehren stattfindenden Fest teilnehmen.

— „Es gibt ja auch andere Massage-Techniken, ...“, sagte Cutu grinsend und drehte sich gegen den Druck ihrer Hände auf den Rücken und hob sein Becken mit beachtlich geschwellenem Penis ihr entgegen.

— „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“, sagt sie lachend.

— „Wie meinst du das?“, fragt er.

— „Ist doch klar: Die Potenz scheinst du von deinem Vater geerbt zu haben!“

— „Du kennst meinen Vater?“

— „Immer wenn er in Alalia war, waren wir zusammen.“

— „Auch das letzte Mal?“

Sie schaute ihn nachdenklich an, so als habe sie seine Frage nicht richtig verstanden oder überlege, wie sie am besten antwortete. Dann bejahte sie seine Frage

* * * * *

— „Ich kann halt schlecht nein sagen!“, sagt Frauke scherzend und rutschte dabei unruhig auf dem Ledersofa hin und her.

— „Das heißt, du wolltest wirklich zu ihm?“, fragt sie Cedrik mit einem gequälten Gesichtsausdruck, so als sei eine Welt in ihm bereit zusammenzubrechen, wenn sie es bejahte.

— „Blödsinn! ... Ich war nur so überrascht von seiner Dreistigkeit, dass mir die Worte fehlten.“

Kaum war auch Sylvia gegangen und Cedrik mit Frauke alleine, hatte er unverzüglich die Unterhaltung wieder auf sein bizarres Erlebnis mit Wolff

gelenkt. Die beiden befinden sich in der kleinen Hotelbar mit einer langen Theke und ein paar kleinen niedrigen Salontischen, um die kleine Ledersessel gruppiert sind. Ihr Tisch ist der einzige mit einem gemütlichen Sofa. Nach dem üppigen Abendessen im Anschluss an den ersten Seminartag hatte sich der größte Teil der Gruppe in diese Hotelbar begeben. Eigentlich alle außer Garda, denn die war bereits direkt nach dem Seminar nach Hause gegangen. Sie war auch beim Abendessen nicht mehr anwesend gewesen.

Das Restaurant wirkte wie ein Fremdkörper oder besser eine Perle in dem modernen riesigen auf Funktionalität getrimmten Hotel. Es war hergerichtet wie eine traditionelle Pizzeria, die einem erfolgreich das Gefühl suggerierte, sie befände sich in einem malerischen toskanischen Bergdorf, in einem alten Steinhaus und sei für die Einheimischen und nicht für die Touristen entstanden. So konnte man träumen, wenn man sich die anderen Gäste nicht zu genau anschaute und wenn man nicht auf die vorherrschende Sprache achtete. Selbst die Bedienungen schienen des Deutschen ebenso mächtig wie des Italienischen.

Als Sylvia und Frauke zu Beginn bedauerten, dass Garda nicht mit ihnen gegangen sei, fanden sie allgemeine Zustimmung. Aber man konnte es verstehen. Es war ihr Job. Ging sie mit jeder Gruppe abends auch noch essen, hätte sie zwölfstündige Arbeitstage. Außerdem wäre das Essen für sie sicherlich nicht kostenlos wie für die Kursteilnehmer. Aber es bedurfte nur eines einzigen Satzes von Gumbrecht, dass alle außer ihm selbst erleichtert waren, dass sie nicht mitgekommen war.

— „Wirklich schade, denn ich hätte noch ein paar interessante Fragen an sie gehabt!“, hatte er mit einem leidend wissbegierigen Gesichtsausdruck gesagt.

Keinem mangelte es an Vorstellungskraft, sich diese Gumbrechtschen Stimmungskiller-Fragen vorzustellen. Als ob sie eine Regieanweisung erhalten hätten, starteten nach Gumbrechts Anmerkung alle mit einer nahtlosen Diskussion über harmlose Themen wie Wein und Küche Italiens. Manchmal redeten gar mehrere gleichzeitig. Sagten, dass man in Italien wegen der Qualität der Trauben anders als in Deutschland keinen Zucker dem Wein hinzugeben müsse oder dass die italienische Küche häufig verkannt werde, dass sie weit mehr sei als nur Pizza und Spaghetti. Alle redeten beinahe gleichzeitig, um Gumbrecht keine Lücke zu lassen. Dennoch machte Willach einen schweren Fehler, als er sagte, dass man die Toskana nicht mit Italien gleichsetzen dürfe. Die Toskana sei viel kultivierter als der Rest Italiens. Da sich für Willach Kultur in erster Linie im Essen ausdrückte, sagte er folgerichtig, dass es deshalb in der Toskana auch die beste Küche gäbe. Gumbrecht hatte nun sein Stichwort erhalten. Cedrik versuchte zwar unver-

zügig das Thema wieder in die alten Bahnen zu lenken, indem er bewusst provokant formulierte, dass Deutschland doch gar kein geeignetes Weinanbaugebiet sei. Nicht sonnig genug, da liefe halt nichts ohne künstlichen Zucker. Erfahrungsgemäß würde sich, so hoffte er, eine heftige Diskussion über halbtrockenen und trockenen Wein entzünden, in deren Verlauf Gumbrecht keine Chance gelassen würde. Aber Gumbrecht war für die nächste viertel Stunde nicht mehr zu bremsen gewesen. Toskana und Kultur, das war für ihn die Brücke zu den Etruskern.

Aber dann hatte das Schicksal oder Gumbrecht doch mit ihnen Erbarmen gehabt, denn er verabschiedete sich schon vor dem Nachtsch. Er habe keine Lust mehr auf etwas Süßes und außerdem warte ein äußerst interessantes Buch in seinem Zimmer auf ihn, entschuldigte er sich mit einem hintergründigen Lachen, als handle es sich dabei in Wirklichkeit um ein romantisches Rendezvous. Bei Gumbrecht war es jedem sofort klar, dass es wirklich nur um ein Buch gehen konnte, und außerdem waren sich alle sicher, dass es sich noch nicht einmal um ein romantisches oder erotisches Buch, sondern um ein Fachbuch handeln würde. Eines, das alle anderen als Strafe empfinden, wenn sie es lesen müssten. Entweder mathematisch oder eines über die Geschichte Roms oder die Etrusker.

Auch Burbacki hatte ein unruhiges Essen verbracht, denn sein Handy begann immer öfter in seiner Hose zu vibrieren. Zu Beginn des Essens hatte er sein Gerät deutlich sichtbar für alle auf dem Tisch platziert. Sein neuestes Modell hatte ein nach Burbackis Ansicht zu faszinierendes Design, um es in der Hosentasche zu verstecken. Noch bevor das Essen serviert wurde, hatte sich Burbackis Handy mehrmals in verschiedenen ausgefallenen und lauten Klingeltönen gemeldet. Dabei vibrierte und hüpfte es auf dem Tisch. Besonders stolz war er auf seinen neuesten Klingelton, den Titelsong des neuesten James Bond 007. Allerdings nur so lange, bis Lutz Willach sarkastisch fragte, — als Burbacki wieder einmal die Melodie gnadenlos ausspielen ließ, statt ein Gespräch anzunehmen, — ob man sich denn mit so einem Klingelton auch wie ein James Bond fühle. Dabei blähte Willach seinen massiven Brustkorb auf und streckte seine Arme mit verschränkten Fingern weit über den Kopf. So als dehne er sich für eine sportliche Leistung oder als wolle er zeigen, wer überhaupt in der Gruppe Bond spielen dürfe. Aber er war nicht der einzige, der diesen Klingelton lächerlich fand. Schließlich wirke er ja auch sonst wie ein stahlharter Geheimagent, tuschelte Sylvia zu Frauke, die daraufhin so spontan und herzlich lachen musste, dass sie sich beinahe verschluckte und der letzte Bissen auf ihren Teller fiel. Sylvias Flüstern war viel zu laut gewesen. So laut, dass es alle hören konnten, also auch Burbacki selbst. Errötend hackte er daraufhin wild auf

der Tastatur seines Handys herum, so als suche er dort verzweifelt etwas. Vielleicht suche er die Funktion „Hilfe gegen beißende Kritik“, tuschelte Cedrik daraufhin zu Gumbrecht. Sein Handy bot ihm doch sonst alles, neben der „primitiven“ Telefonfunktion, E-Mail, Internet, Musik in MP3, Fotos und so weiter. Aber ein paar Minuten später ließ er es nicht nur zur Freude Gumbrechts resigniert in seiner Hose verschwinden. Unruhig kontrollierte er anschließend ständig den Sitz seiner goldenen Krawattennadel und seine Freude am Essen schien sichtlich getrübt, denn er stocherte lustlos darin herum. Sein Tiramisu verschlang er dann jedoch in atemberaubender Geschwindigkeit. Dabei verzog er aber sein Gesicht als handele es sich nur um geschmacksarme synthetische Astronautennahrung, die er zum Zwecke der Nährstoffaufnahme zu sich nehmen musste und nicht um einen, wie alle sonst schwärmten, fantastischen Nachtisch. Das beste Tiramisu, den sie je gegessen habe, hatte Sylvia sogar mit schnalzender Zunge geschwärmt. Den letzten Bissen schluckte er bereits im Stehen und ging, ohne sich zu verabschieden.

Das Essen ist mittlerweile schon fast verdaut und außer Frauke und Cedrik befindet sich nur noch ein älteres Ehepaar in der Hotelbar. Der Barkeeper, der mittlerweile sehr schläfrig wirkt, beginnt demonstrativ seine Theke zu reinigen und schaut dabei ungeduldig in ihre Richtung, denn er hofft wohl, dass sie möglichst bald von selbst gehen würden, damit er sie nicht auf die Öffnungszeiten aufmerksam machen müsste.

— „Wolff musste quasi hinter der Türe gestanden haben. Ich hatte kaum geklopft, da riss er schon die Türe auf. Der muss auf jemanden gewartet haben!“, sagte Cedrik und schaute dabei Frauke fragend an. „Vermutlich eine Frau!“

Als Frauke dazu schwieg, sagte Cedrik, dass sich Wolff wohl sicher gewesen sein musste, dass diese Frau an der Türe sei. Als Cedrik dazu nichts weiter sagte, wollte Frauke wissen, wie er sich dessen so sicher sein könnte.

— „Sonst hätte er mir doch nicht splitternackt die Türe aufgemacht.“

— „Du empfängst also Frauen splitternackt an der Türe?“, sagte Frauke scherzend.

— „Nein natürlich nicht. Er hat eine Frau erwartet, von der er wusste, dass sie mit ihm ... du weißt schon ...“

— „Du meinst ... mit ihm schlafen wollte!“

— „Genau! Jedenfalls, als er mich sah, hatte ihn fast der Schlag getroffen! Hat sofort wieder die Türe zugeknallt!“, sagte Cedrik.

Er frage sich nun, auf wen Wolff wohl gewartet habe. Dabei schaute er Frauke wiederum fragend und beinahe anklagend an, als müsse sie die Antwort wissen oder wäre gar die Frau gewesen.

— „Du glaubst doch wohl nicht, dass der auf mich gewartet hatte?“, sagte Frauke, und Cedrik glaubte zu spüren, dass sie leicht verärgert war.

Cedrik murmelte verlegen, dass er doch nicht gemeint habe, dass sie ihm Hoffnungen gemacht habe oder so. Aber schließlich habe Wolff ihr doch eben dieses frivole Angebot gemacht!

— „Und ich habe es nicht angenommen!“, sagte Frauke, während sie ihren Zeigefinger in Kreisen über den Glasrand gleiten lies.

— „Aber du hattest es vielleicht nicht dringlich genug abgelehnt!“, gab Cedrik nicht nach.

— „Also ich hatte geschwiegen, da es mir peinlich war, als du zurückkamst ... Außerdem, ich muss mich doch nicht verteidigen!“, sagte Frauke nun beinahe zornig, „Du kommst mir vor wie ein eifersüchtiger Ehemann!“

Nur für wenige Minuten war sie mit Wolff alleine gewesen. Wolff hatte dreist die kurze Zeit ausnutzt, während Sylvia auf der Toilette war, und Cedrik ungeduldig an der Theke auf die Getränke wartete, ihr sein frivoles Angebot zu machen. Dazu hatte er seinen Platz auf einem Sessel verlassen und neben Frauke auf dem Sofa Platz genommen. Dort wo vorher Sylvia gesessen hatte. Frauke rutschte seitwärts aber Wolff folgte ihr nach. Während sie ein Glas auf dem Tisch fixierte, plauderte er scheinbar belanglos davon, wie sehr er es hasste, alleine in fremden Hotelzimmern zu schlafen. Auch wenn sie weiter unbewegt geradeaus starrte, spürte sie seine bohrenden Blicke von der Seite. Außerdem spürte sie, wie weiter näher rückte. Sie rückte weiter nach rechts, dort wo vorher Cedrik gesessen hatte. Wolff rückte weiter nach, aber ließ diesmal wenigstens einen Zentimeter Raum. Während sie weiterhin jegliche Seitwärtsbewegung ihres Kopfes verkrampft vermied, erkannte sie dennoch am äußersten linken Rand ihres Blickfeldes, dass er ungeniert ihre nackten Beine betrachtete, der Teil ihrer Oberschenkel der zwischen Rocksäum und Tischrand sichtbar war. Nervös zog sie ihr Kleid weiter nach unten. Auch wenn es nun schon so lange zu seinem Beruf dazugehöre, habe er sich daran noch nie richtig gewöhnen können. Frauke tat so, als habe die Betonung auf „fremden Hotelzimmern“ und nicht auf dem Wort „alleine“ gelegen. Fremde Zimmer möge sie auch nicht. Sie habe Angst vor den neuen Geräuschen, neuen Düften und auch so einfachen Dingen wie knarrende oder durchgelegte Matratzen. Da helfe es, wenn man nicht alleine sei, preschte Wolff vor.

— „Was? Wenn auf einer durchgelegten Matratze auch noch ein Mann neben einem liegt?“, sagte sie und schaute ihn dabei höhnisch an. „Nein, danke!“

— „Gegen die Angst hilft es!“, blieb Wolff unbeirrt.

Jetzt habe sie richtig Angst, sagte Frauke und blickte unruhig zwischen

Bar und Toilette hin und her, in der Hoffnung, dass möglichst bald Cedrik oder Sylvia käme.

Auch Wolff, der sich dazu eigens umdrehen musste, vergewisserte sich, dass noch niemand käme. Unverfroren rieb er mit seiner heißen verschwitzten Hand über ihren Oberschenkel. Sie krampfte sich bewegungslos zusammen, unfähig seine Hand abzuwehren. Über ihren ganzen Körper huschte eine Gänsehaut, was Wolff jedoch völlig falsch interpretierte. Er spüre es, dass sie es auch wolle, sagte er. Er würde in seinem Hotelzimmer auf sie warten. Sein Zimmer habe die Nummer „drei Sex Sex! Schöne Nummer nicht wahr!“

Als Wolff in ihren Blicken erkannte, dass Cedrik mit den Getränken zurückkam. Cedrik stand verduzt und bewegungslos mit den Getränken in der Hand auf der anderen Seite des Tisches und starrte auf seinen alten Sitzplatz, wo jetzt Frauke saß. Er könne die Getränke ruhig auf dem Tisch abstellen, ermunterte ihn Wolff mit einem hämischen Lachen. Dabei schaute er auch in Richtung Frauke, als erwarte er von ihr Beifall.

— „Also ich wollte mich eigentlich auf meinen Platz ...“, stammelte Cedrik.

— „Sie wollen doch nicht unsere Dame von ihrem Platz vertreiben?“, hatte ihn Wolff breit grinsend gefragt.

Dann klopfte Wolff auf das Sofa zu seiner Linken, während er mit seiner Rechten Fraukes Knie tätschelte. Aber diesmal wurde er sofort von Frauke unterbrochen, die seine Hand energisch weghob. Ungeachtet was auf seiner Rechten passierte, tätschelte Wolff weiter das Sofa zu seiner Linken und forderte Cedrik auf, doch dort Platz zu nehmen.

Cedrik lehnte dankend aber mit einem sauren Gesicht ab und nahm auf dem Sessel neben Frauke Platz.

— „Sie wissen das unsere Sylvia dort vorhin saß!“, meinte Wolff ihn aufklären zu müssen, während er genüsslich, so als habe er Grund zu feiern, einen Schluck seines neuen Glases vom Rosso di Montalcino trank.

Wenn man wirklich nachhaltig die Arbeitsmoral und die Leistung in der Firma steigern wolle, sollte man diesen Wein in der Kantine zum Essen kredenzen, scherzte Wolff selbstzufrieden wie ein Buddha lächelnd, nachdem auch Sylvia zurückgekommen war. Sylvia war sofort Wolffs Aufforderung doch neben ihr Platz zu nehmen nachgekommen.

— „Ein traumhafter Wein, zwischen zwei tollen Frauen, da bin ich schon ganz neugierig, was das Seminar noch so alles zu bieten hat!“

Er macht eine bedeutungsvolle Pause, in der er abwechselnd Frauke und Sylvia lüstern anstarrte. Alleine der Wein mache dieses Seminar für ihn schon zu einem vollen Erfolg. Frauke nippte gedankenverloren und mit

nach innen gekehrtem Blick an ihrem beinahe leeren alten Weinglas, denn sie hatte kein neues mehr gewollt. Manchmal bleibt es auch bei den ersten Erfolgen, sagte Sylvia zu ihm.

Als Frauke sagte, dass sie bald gehen würde, denn sie sei ziemlich müde, fasste dies Wolff wohl falsch auf. Sie hatte ihn möglicherweise auch ganz unbeabsichtigt zu freundlich lächelnd angeschaut.

— „Also ich gehe dann schon mal ...“, sagte Wolff und für Frauke war es, als habe er auch noch „vor“ gesagt.

Als er schwankend vom Tisch davonzog, sagte er noch breit grinsend in ihre Richtung „Bis später!“

— „Bis morgen!“, sagte Cedrik daraufhin laut und deutlich.

Ein paar Minuten später fand Cedrik auf dem Sessel, auf dem wenige Minuten zuvor Wolff gesessen hatte, dessen Geldbeutel.

— „Verdammt, wenn der merkt, dass sein Geldbeutel fehlt, dann kommt der wieder!“, sagte Cedrik.

— „Ich denke, der merkt heute Abend nach all dem Wein nichts mehr!“, hatte Sylvia daraufhin gesagt.

— „Ich bring ihm lieber seinen Geldbeutel. Sicher ist sicher! ... Kennt jemand seine Zimmernummer?“

Frauke schwieg, obwohl sie Nummer nicht vergessen hatte. Sie hatte sie sich gemerkt, um zu wissen, um welchen Raum sie einen Bogen machen musste oder besonders leisen passieren musste. 366 müsste es wohl sein, sagte Sylvia, oder 362, denn sie habe doch das Zimmer 364, zwei Zimmer vorher. Jedenfalls sei Wolffs Zimmer, dasjenige welches weiter weg vom Fahrstuhl sei.

Schon von weitem konnten Frauke und Sylvia bei Cedriks Rückkehr sehen, dass ihm etwas außergewöhnliches widerfahren sein musste. Während er sich ihrem Tisch näherte schüttelte er immer wieder ungläubig lachend seinen Kopf.

— „Das glaubt mir keiner!“, sagte er, als er sich wieder hinsetzte.

Die beiden Frauen brauchten nicht lange auf seine Erklärung zu warten.

— „Splitternackt hat der die Türe aufgemacht und schrak dann zusammen als habe er den leibhaftigen Teufel vor sich stehen.“

— „Der muss wohl jemand anderes erwartet haben!“, sagte Sylvia kichernd, während Frauke wie schuldbewusst ernst unter sich schaute.

— „Davon gehe ich aus!“, sagte Cedrik „Ansonsten würde ich mich wundern, warum er jemand in dem Zustand ... also ich meine, der hatte einen ...“

Cedrik stockt, so als ringe er nach Wörtern oder als zaudere er etwas Unangenehmes auszudrücken und überlege, ob er überhaupt fortfahren solle.

— „Was hatte er?“, fragte Frauke.

— „Der hatte ...“, Cedrik stockte wieder „der hatte einen erigierten Penis!“

— „Wir sind erwachsene Frauen! Du brauchst dich nicht wie ein Professor in einem medizinischen Hörsaal auszudrücken.“, sagte Sylvia lachend.

Immer wieder bohrt Cedrik nach, als er mit Frauke alleine in der Bar sitzt, wieso Wolff sich so sicher gewesen sein konnte, dass sie zu ihm käme. Eine normale Frau würde doch sicherlich schreien oder sonstwie ausrasten, wenn ihr ein nackter Mann mit einem steifen Schwanz die Türe öffnete.

— „Wer sagt dir eigentlich, dass ich geschrien hätte? ... Vielleicht hätte ich auch einen Lachkrampf bekommen! ... Zumindest hier im Hotel. In einem einsamen dunklen Wald oder so würde es wieder anders aussehen.“

— „Aber wieso macht er sich Hoffnungen?“

— „Das musst du ihn fragen! ... Verdammt! Der ist besoffen, außerdem ein eingebildeter Arsch, der glaubt, dass ihm keine Frau widerstehen könne ... und der glaubte es, weil ich ihm nicht deutlich genug widersprochen habe!“

Dann sagt sie zu Cedrik, dass sie ein Problem habe, klar und deutlich nein zu sagen. Außerdem habe sie nicht das Gefühl gehabt, dass er wirklich ernst meine, was er sagte.

Es sei ein Problem, wenn man nicht nein sagen könne, das sei falsch verstandene Freundlichkeit sagte sie zu Cedrik. Sie wollte ihm seine Eifersucht nehmen. Sie begann von ihrer Studienfreundin Eirwen aus Wales zu erzählen. Sie habe den richtigen Namen gehabt, denn Eirwen bedeute schneeweiß auf Walisisch und so sei ihr Teint auch im Sommer gewesen. Eirwen hatte, so wie sie es scherzhaft darstellte, bereits von ihrer Muttersprache her Probleme ‘nein’ zu sagen. Bei Partys machte sie sich immer einen Spaß daraus zu bemerken, dass die Mädchen in Welsh nicht richtig nein sagen könnten, denn es gäbe kein Wort für „nein“. Wenn dann die männlichen Gäste aufmerksam wurden und anzüglich zu scherzen begannen, sagte sie, dass sie sich nicht zu früh freuen sollten. Die Waliserinnen hätten auch kein Wort für „ja“. Jetzt wo sie so gut Deutsch könne, habe sie doch wohl keine Probleme mehr damit. Daraufhin hätte sie immer zugestimmt und gesagt, dass sie nun das Wörtchen „nein“ kenne.

— „Aber geholfen hatte es Eirwen dennoch nicht.“, sagt Frauke „Sie musste ihr Studium abbrechen, weil sie im richtigen Moment doch nicht nein gesagt hatte und schwanger wurde.“

Cedrik, scheint seine Eifersucht wieder überwunden zu haben und lacht herzlich. Er hat eine Frage auf der Zunge von deren korrekter Formulierung er noch nicht richtig überzeugt ist. ‘Wenn ich nun die richtige Frage stel-

le, kannst du dann auch nicht nein sagen!’, erscheint ihm prinzipiell okay, aber er war sich nicht sicher, ob Frauke sie möglicherweise als zu unflätig empfinden würde. Vielleicht würde sie erkennen, dass seine Frage nicht nur harmlosen Wortwitz darstellte. Vor allem traut er sie sich jetzt nicht, nach dem, was mit Wolff passiert war zu stellen. Sie würde ihn vielleicht mit Wolff auf eine Ebene stellen. Sie würde ihm sexuelle Ambitionen unterstellen, obwohl er sich insgeheim wünschte mit ihr aufs Zimmer zu gehen.

— „Woher weiß man eigentlich, wann eine Frau, die nicht nein sagen kann, ‘ja’ meint?“, fragt Cedrik.

— „Sie weiß es!“, sagt Frauke lächelnd und sucht dabei seinen Augenkontakt, „und wenn ein Mann nicht total unempfindlich ist weibliche Signale zu deuten, dann sollte er es auch merken!“

Cedrik spürt wie ihm das Blut in den Kopf schießt, und als er daran denkt, dass sie es bemerken könnte errötet er noch mehr.

— „Aber Frauen sind nicht so wie Männer ...“, fährt Frauke fort.

— „Du meinst solche Männer wie Dr. Wolff?“, wirft Cedrik zur Verteidigung seines Geschlechts und seiner selbst ein, denn er spürt, dass etwas Negatives kommen würde.

— „Gut, solche Männer wie Wolff, aber das sind ja wohl die meisten! ... Die brauchen doch nur ein wenig nackte Frauenhaut zu sehen, Beine, eine sich unter der Bluse abzeichnender Busen und die sind geil. Die würden doch mit jeder ins Bett springen ...“

— „Männer wie Wolff, aber ...“

— „Aber bei Frauen ist das anders. Die brauchen mehr! Die sind nicht so auf Äußerlichkeiten fixiert!“

Allerdings seien Frauen aber auch relativ verschieden. Bestimmt gäbe es auch solche, die rein auf Äußerlichkeiten abführen, aber dennoch seien die wohl die Ausnahme.

— „Ich kenne eine ...“, dann stockt sie und korrigiert sich „Ich meine, ich habe mal über eine Frau gelesen, die musste erst einmal Kinderbilder von einem Mann sehen, um sich in ihn zu verlieben.“

— „Also eine pädophile Frau! Soll es ja auch geben!“

— „Nein, nein. Die hatte nichts mit Kindern am Hut. Also sexuell meine ich. Also bei der Frau war es so, dass sie sich nur in einen Mann verlieben konnte, wenn sie wusste, dass er ein gutes Kind ... also nett, intelligent, gewesen war.“

— „Ja, hängt wohl damit zusammen, dass bei der Partnerwahl immer auch allerdings meist nur unbewusst Fortpflanzungsaspekte eine Rolle spielen. Wenn eine Frau mit einem Mann zusammengeht, kommen ja meist auch

Kinder und die werden wenn alles seinen normalen Gang geht auch ihrem Vater gleichen!”

— „Wenn alles seinen normalen Gang geht ...”, sagt Frauke mit einer für Cedrik unerklärlichen Enttäuschung in der Stimme.

— „Diese Frau, ”, sagt Frauke dann „hatte sich jahrelang ein Kind gewünscht! Aber es funktionierte nicht. Dann wurde sie schwanger, aber nicht von ihrem Mann, sondern von einem Liebhaber. Ich glaube sie hat sich ihn nur gesucht, weil sie schwanger werden wollte. Doch, ich glaube, sie liebte ihn schon, aber dennoch ging es um ein Kind. Ihr Mann glaubte es sei sein eigenes Kind, auch wenn es ihm nicht allzu sehr glich. Alles war wunderbar, bis der Mann erfuhr, dass er schon seit seiner Pubertät nicht zeugungsfähig war. Die Ehe war kaputt, aber besonders absurd ...er liebte seine Tochter und dann als er erfuhr ...”

Plötzlich stockt Frauke, schluckt mehrmals und ihre Augen werden wässrig.

— „Du kennst die Frau sehr gut?”, versucht Cedrik sie zu ermuntern weiter zu reden.

— „Ich denke, dass es Zeit ist zu gehen!”, sagt sie nach einer Weile mit Blick auf den Barmann, der mittlerweile die Musik abgestellt hatte und mit auffälligem Lärm die Stühle auf die Tische zu räumen begonnen hatte und immer wieder in ungeduldig in ihre Richtung starrt, denn sie waren die letzten Gäste.

Nach einer Weile, wie als Antwort auf seine Frage schon lange verhallte Frage, sagte sie dann:

— „Vor allen Dingen kann ich die Situation der Tochter und der Mutter gut nachvollziehen. Was es heißt, von seinem Vater abgelehnt zu werden, und was es heißt Kinder zu wollen und keine zu kriegen!”

— „Also diese Frau ...”, Cedrik machte eine Pause, wie um zu überlegen, ob er konkreter werden sollte, „also diese Frau betrog ihren unfruchtbaren Mann, wurde schwanger und später heiratet die Tochter wieder einen Mann, der unfruchtbar ist.”

— „Ja! ... Aber lassen wir das Thema!”

— „Aber du selbst willst doch keine Kinder?”, fragt Cedrik und fügte schnell hinzu, als sie ihm nicht antwortet, „Entschuldigung! Geht mich ja nichts an!”

Bei einem Umtrunk, den ein Kollege in der Firma zur Feier seines neuen Nachwuchses gegeben hatte, hatte sich Frauke einmal ereifert, dass sie keine Kinder wolle. Zu viel Verantwortung, zu viel Arbeit und überhaupt.

— „Also gut: Die Frau von der ich sprach, ist meine Mutter! Das wolltest du doch wissen. ...Ich glaube, dass es jetzt Zeit zum Gehen ist. Der Bar-

keeper wird schon unruhig. Außerdem, wenn ich Garda richtig verstanden habe, wird es morgen kein Spaziergang!”

Während Cedrik alleine den Fahrstuhl verlässt, denn sein Zimmer befindet sich im zweiten Stock, bemerkt Frauke, während sich der Fahrstuhl schließt, dass er doch sicherlich die Fabel vom Fuchs und den zu hoch hängenden süßen Trauben kenne. Als sich die Fahrstuhltüre langsam leise zischend zuzieht, glaubt Cedrik in zwei große traurige Augen zu blicken und schüchternes Lächeln huscht über ihr Gesicht.

* * * * *

Burbacki steht mit schlotternden Knien vor dem Abgrund. Ein Aussichtspunkt auf einem Felsvorsprung, der nach Burbackis Einschätzung mindestens dreißig Meter senkrecht in die Tiefe fällt. Aber vor dem Abgrund sieht alles tiefer und steiler aus, vor allem für Menschen ohne jegliche Bergerfahrung wie Burbacki. Statt dreißig Meter sind es höchstens zehn und senkrecht heißt in diesem Fall etwa sechzig Grad. Aber solche Klarstellungen würden die Panik, die Burbacki erfasst hat, nicht mindern. Erstarrt klammert er sich an das morsche Holzgeländer. Nur seine Augäpfel traut er noch zu bewegen und durchkämmt blinzelnd im Licht der noch tief im Osten stehenden Sonne das weite dicht bewaldete Tal.

— „Was da vorne so blau glitzert, ist wohl ein Fluss und da unten auch! Das heißt, der Fluss fließt auch durch das Tal, wir können ihn nur nicht sehen wegen des Waldes ...“, sagt Cedrik, der neben Burbacki steht.

— „Wow! Scharfsinnig beobachtet, Herr Kollege!“, kommentiert Dr. Wolff, „Aber vielleicht versickert der Fluss auch um dann wieder dort unten aufzutauchen. ... Oder er hat mal ne Weile keine Lust zu fließen und fährt ein paar Stationen mit Dschungel-U-Bahn weiter.“

— „So viel Phantasie hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut!“, sagt Cedrik verärgert.

— „Sie werden Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, was dort ist“, mischt sich Garda ein „denn Sie müssen dort oben hin und dazu müssen wir das ganze Tal durchqueren!“

— „Ich nicht!“, stammelt Burbacki.

Nicht nur die Tiefe lässt ihn wie Espenlaub zittern. Weitaus bedrohlicher wirkt auf ihn das schier endlos wirkende Tal, in dem er keine Anzeichen menschlicher Nutzung ausmachen kann. In Wäldern befällt ihn immer eine vage frühkindliche Angst, weshalb er sie prinzipiell meidet. Eine Angst,

die er von seinem Vater übernommen hatte. Während andere Kinder über ausgedehnte Spaziergänge klagten, gab es in seiner Familie keine solchen sonntäglichen Pflichtübungen. Bäume lernte er fast nur als Schattenspenden in Vorgärten und als Straßenbegrenzungen kennen. Das waldähnlichste, was er sich als Kind vorstellen konnte, waren Stadtparks. Dort lauern jedoch keine Gefahren, denn in diesen von Gärtnern gepflegten Orten gibt es kein undurchdringliches Unterholz, in dem Gefahren lauern könnten. Selbst wenn, würden sie vom knirschenden Geräusch der Jogger im Kies, vom Bellen der Hunde und den Rufen ihrer Herrchen und Frauchen und dem Gekreische der Kinder auf dem nahen Spielplatz verjagt werden.

Schon auf dem Parkplatz hatte Burbacki diese Angst gespürt. Ein kleiner verlassener Parkplatz, auf dem ihr Kleinbus das einzige Fahrzeug war. Ein Platz inmitten riesiger alter Bäume und dichtem Unterholz. Die Einfahrt von der Straße konnte er nicht mehr sehen. Beim Ausstieg aus dem Bus wirkte er wie Neil Armstrong, innehaltend, ob er es wagen könnte, den ungeteerten und unbetonierten Boden zu betreten.

Burbacki verstand nicht, was Garda zu dem Fahrer des Wagens auf Italienisch gesagt hatte, aber als der Wagen wegfuhr, wurde er unruhig und seine erste beinahe Panikattacke hatte er, als Gumbrecht zu ihm und den anderen sagte, dass er verstanden hätte, dass der Fahrer heute Abend mit den Zelten und den Schlafsäcken am vereinbarten Platz erscheinen sollte.

— „Sollen wir etwa hier draußen im Wald übernachten?“, brüllte Burbacki vor Entsetzen, während sich die Finger seiner rechten Hand Halt suchend an seine Krawattennadel klammerten und seine linke sein Handy in der Tasche umkrallten. Aber auch die anderen schienen von der Idee nicht begeistert zu sein.

— „Wenn Sie gestern im Seminar richtig aufgepasst haben, wüssten Sie, dass ich Ihnen diese Frage nicht beantworten darf. Ein Ziel des Seminars ist doch schließlich, dass Sie besser mit unvorhergesehenen und ungeplanten Situationen zurechtzukommen lernen. Eines kann ich ihnen jedoch versichern: Freitagabend ist das Seminar offiziell zu Ende! Es stehen Ihnen also maximal drei Übernachtungen in der ‘Wildnis’ bevor“, hatte Garda lachend gesagt, und die meisten versuchten es als Scherz aufzufassen, auch wenn sie glaubten Schadenfreude in ihrem Gesichtsausdruck ausmachen zu können.

— „Also so geht es ja hoffentlich nicht weiter!“, sagt Burbacki vorwurfsvoll zu Garda, während sich seine Finger am Holzgeländer festkrallen.

— „Ich verstehe nicht, weshalb Sie so dicht an den Abgrund herangehen, wenn sie nicht schwindelfrei sind?“

— „Niemand hat mich gewarnt!“, sagt Burbacki vorwurfsvoll.

— „Das liegt in der Natur des Menschen!“, sagt Wolff ominös mit be-

deutungsvoller Stimme, „Jeder geht unaufhörlich auf seinen persönlichen Abgrund zu!“

— „Wo hat er das gelesen!“, raunt Frauke zu Cedrik, „Auf seinen Mist kann es kaum gewachsen sein!“

— „Manche helfen auch nach! Dann sind sie schneller am Abgrund!“, sagt Cedrik.

— „Bei Leuten, die solche Bemerkungen machen, kann es plötzlich ganz schnell gehen!“, erwidert Wolff und man kann ihm ansehen, dass er sich anstrengte, statt seines Zorns eine heitere Miene zu zeigen.

Kaum einen halben Kilometer waren sie vom Parkplatz zu diesem Punkt gewandert, aber Burbacki hatte die ganze Zeit wie ein kleines Kind genörgelt. Kaum war er hundert Meter gelaufen, musste er sich seine Socken richten und seine Schuhe binden. Er war in der Hocke verblieben, als wolle er eine Rast einlegen. Was denn eigentlich auf dem Schild stehe, vor dem er knie. Obwohl es so schien, als habe er nur gefragt, um wie ein Kindergartenkind weiter Zeit zu gewinnen.

— „Vietato Cacciare, das heißt, dass das Jagen verboten ist ... jedenfalls außerhalb der Jagdsaison.“

— „Und jetzt ist keine Jagdsaison?“, fragt Burbacki ängstlich.

— „Doch hat gerade begonnen. ... Geht immer so Mitte September los!“

— „Und dann lassen die Touristen einfach so rein, wenn die jagen? Das ist doch gefährlich?“, sagte Burbacki.

— „In Deutschland wird auch nicht der Wald abgeriegelt!“, sagte Garda.

Wenn es nicht Gumbrecht gewesen wäre, hätte jeder sicherlich vermutet, dass er seine folgenden Erläuterungen nur gemacht hätte, um Burbacki zu quälen. Einer Statistik zufolge seien allein in der letzten Jagdsaison — er wisse allerdings nicht mehr, ob es um ganz Italien oder nur die Toskana gegangen sei — etwa 10 Menschen pro Monat zu Tode gekommen und mindestens doppelt so viele Verletzte und Schwerverletzte. Meistens schossen Jäger auf andere Jäger, aber auch auf Touristen.

— „Aber das ist ja entsetzlich!“, sagte Frauke und Sylvia fragte fast gleichzeitig: „Aber doch nicht mit Absicht!“

Burbacki kauerte wie ein Hase in der Hocke und gab vor, die Schnürsenkel binden zu müssen.

— „Woher soll man es im Nachhinein wissen?“, sagte Gumbrecht, „Wenn ein Jäger behauptet, dass der Wanderer oder der Kollege plötzlich in seine Schusslinie gekommen sei, oder was auch immer ...“

— „Und mit dem Töten haben Jäger schließlich Routine!“, sagte Cedrik.

Eine Weile wirkte Burbacki danach gehetzt, wie ein Hase oder ein Reh, dem die Jäger auf den Fersen sind. Immer wieder blieb er stehen und verge-

wisserte sich ängstlich nach allen Seiten, ob keine akute Gefahr drohe. Aber nach einer Weile waren wieder das Wohl seiner Schuhe und seiner Füße sowie der schlechte Handy-Empfang seine Hauptprobleme. Niemand hätte zu Hause etwas von Fußmärschen gesagt, beschwerte er sich. Albern und kindisch fände er die ganze Aktion, wie eine Schnitzeljagd bei einem Kindergeburtstag. Das sei doch nichts für erwachsene Leute. Außerdem sähe er nicht ein, weshalb man schon so früh gestartet sei. So früh fingen sie ja noch nicht einmal mit der Arbeit an. Vor allen Dingen jammerte er ständig über seine 'armen' Schuhe. Ob sie sich vorstellen könnten, was die gekostet hätten, fragte er immer wieder mal Garda mal den Rest der Gruppe. Auch wenn es niemanden zu interessieren schien, nannte er unaufhörlich den Preis, und alle fragten sich wohl, wie jemand so bescheuert sein könnte, so viel Geld für Schuhe auszugeben. So ein feines Leder, wie dieses habe er noch nie gehabt. Eine zarte Sohle als gehe man barfuß, aber das sei nichts für diesen schlechten Weg. Er spüre jeden Stein. Außerdem kontrollierte er ständig, ob seine goldene Krawattennadel noch richtig saß und ob zwischenzeitig keine SMS auf seinem Handy eingegangen sei, obwohl er dies wegen des miesen Empfangs eigentlich nicht erwarten konnte.

— „Also wie ist das? ... Geht es so weiter?“, fragt Burbacki, der mittlerweile vom morschen Holzgeländer und vom Abgrund Abstand genommen hatte. „Das kann niemand von mir verlangen! Ich bin Wirtschaftsinformatiker und als Produktlinienmanager eingestellt! Nicht als Stuntman!“

Aber alle tun so, als hätten sie nichts gehört und bemühen sich nicht in seine Richtung zu schauen.

— „Hier auf der Übersichtstafel steht, dass dies der Teufelspfad sei, die 'pista del diavolo'“, sagt Gumbrecht.

Wieso Teufelspfad, winselt Burbacki unverzüglich mit panischem Beben in seiner Stimme.

— „Hat das irgendeine Bewandtnis mit dem Namen?“, fragt Frauke, deren esoterisches Interesse von Gumbrechts Bemerkung getriggert wurde.

— „Sie meinen eine Teufelerscheinung? Erzähl' ich Ihnen am besten mal nachts am Lagerfeuer, denn ich glaube, manche können jetzt keine Horrorgeschichten vertragen.“, dabei schaute Garda etwas zu offensichtlich zu Burbacki.

Der Weg sei natürlich auch teuflisch wegen der Macchia. Da käme man meist nicht durch, ohne sich ein paar Kratzer zu holen. Beide Wege führten in ein Gestrüpp aus rosa Zistrosen und weißen Myrten. Welcher der beiden Wege denn so heiße, fragte Burbacki ängstlich in zarter piepsiger Stimme, als fürchte er Geister zu wecken.

— „In beiden Richtungen“, zerstört Garda seine Hoffnungen. „Und wir

nehmen beide Richtungen. In zwei Gruppen!”

Nun gelte es festzulegen, wer in welcher Gruppe mitginge, sagt Garda, die aber von Gumbrecht unterbrochen wird.

— „Da fällt mir ein interessantes Rätsel ein ...“, beginnt Gumbrecht, ohne die entsetzten Blicke der anderen wahrzunehmen,

— „Hoffentlich nicht wieder eines von denen, die keiner versteht!“, sagt Frauke, die enttäuscht war, da sie nun nicht mehr über die magische Natur des Weges philosophieren könnte.

Garda schaut strafend abwechselnd Gumbrecht und Frauke an. Während Frauke betroffen schweigt, fährt Gumbrecht jedoch unbeirrt fort. An einer Weggabelung, so wie zum Beispiel dieser, stünden zwei Wächter. Der eine Weg führe direkt in die Hölle oder das Verderben, während der andere das Leben und mehr noch, ewige Glückseligkeit verspreche.

— „Also ich möchte gerne in Dr. Wolffs Gruppe mitmachen!“, ereiferte sich Lutz Willach.

— „Also Lutz, wenn Sie wollen, kann er in IHRER Gruppe mitmachen!“, sagt Garda.

— „Wie meinen Sie das?“, fragt Wolff, während Lutz zu überrascht ist, um zu reagieren.

— „Was glauben Sie denn?“

— „Ich meine, dass es doch bereits so etwas wie Strukturen in der Firma gibt! Strukturen die sich bewährt haben ...“

— „Und deshalb sollte ich Ihnen, Winfried, die Führung der Gruppe anvertrauen“, sagt Garda, während Wolff zustimmend nickt. „Nein, in diesem Seminar geht es ja gerade darum, mit ungewohnten Situationen zurechtzukommen und deshalb ...“

Also ihm sei es auch recht, wenn Dr. Wolff die Leitung der Gruppe übernehme, unterbricht sie Lutz.

— „Und die andere Gruppe?“, fragte Frauke.

— „Sie!“, antwortet Garda.

— „Ich meinte, wer soll die Leitung der anderen ...“

— „Sie, sagte ich doch!“

— „Wer will, kann aufhören? Oder nicht? Sagten Sie doch?“, sprudelt es plötzlich beinahe hysterisch aus Burbacki hervor. „Hat keine Auswirkungen? ... In der Firma?“

Es scheint, als habe Gumbrecht weder Gardas Gruppenteilung noch Burbackis Äußerungen mitbekommen. Niemand hört ihm zu, aber er versucht weiter die anderen für sein Rätsel zu gewinnen. Er beginnt wieder am Anfang mit seinen Erklärungen, so als habe man ihn gebeten, alles nochmals zu erklären.

— „Also Rainer, keine Ahnung, was das für Auswirkungen für Sie haben wird!“, sagt Garda zu Burbacki.

— „Und der Firma ist es auch egal?“

— „Wie die Verantwortlichen in Ihrer Firma Ihr Verhalten beurteilen, kann ich nicht sagen. Begeistert werden sie sicherlich nicht sein“, entgegnete ihm Garda.

— „So etwas kann doch keine Firma von einem verlangen?“, fragt Burbacki und schaut Zustimmung heischend in die Runde.

— „Was verlangt man denn so Unmögliches von Ihnen?“, fragt ihn Wolff.

Burbacki findet in den Blicken der anderen nur Rat- und Verständnislosigkeit sowie Verachtung. Dann sagt er, dass er gehe. Niemand könne ihn halten.

— „Der erwartet, dass wir ihm nachrennen?“, sagt Garda, als Burbacki sich bereits auf dem Rückweg befindet. Langsam tritt er, wie ein schmolzendes Kind, das hofft, dass ihm die Mutter oder der Vater nachrennt und ihm sagt, dass sein Wille geschehe.

— „Kommt nicht in Frage!“, sagt Wolff, als liege die Entscheidung bei ihm.

— „Vielleicht sollten wir ihn doch zurückholen?“, meinte Sylvia.

— „Wahrscheinlich kommt der von selbst wieder. Für die Firma geht er auch einen Pakt mit dem Teufel ein!“, sagt Garda lachend.

— „... und wenn nicht ist es besser so, besser für alle! Mit seinen feinen Schühchen kommt der eh nicht weit.“, sagte Wolff.

— „Dr. Wolff soll die Leitung übernehmen!“, wehrt sich Lutz plötzlich vehement. Er könne und wolle das nicht! Als suche er Schutz, hatte er sich hinter Wolff gestellt.

— „Ein Grund mehr, dass sie es also versuchen sollten!“

Sylvia war Burbacki hinterhergelaufen, um ihn zurückzuholen. Kindisch und unverantwortlich sei das Verhalten von Burbacki, ereiferte sich Wolff und ihm jetzt noch nachzulaufen sei eine Schande. Burbacki sei selbst seines Glückes Schmied. Es finge doch schon mit der Kleidung an. In Abendgarderobe durch den Dschungel, sei lächerlich. Statt am Vorabend durch Mobilfunkläden zu stöbern, hätte Burbacki sich auch ein paar ordentliche Wanderschuhe kaufen können. Aber er hätte es ja besser gewusst. Wolff zitierte Burbackis ‘Das wird schon nicht so wild werden. Italiener laufen nicht gerne! Die fahren mit dem Auto bis kurz vorne dran. Laufen dann ein paar Meter und nennen das Wanderung!’ Als Wolff sagte, dass er selbst sich schließlich richtig ausgerüstet habe, fingen alle laut an zu lachen. Wolff hatte einen Großeinkauf in einem Laden mit amerikanischem Militärzubehör gemacht. Tarnanzug, Militärstiefel, Schweizer-Messer, Revolver mit

Leuchtmunition.

— „Die richtige Kleidung für einen Schauspieler, der die Hauptrolle in einem Abenteuerfilm hat, das ‘Geheimnis des verlorenen Schatzes’ oder so.“, sagte Sylvia, die mittlerweile mit Burbacki wieder zurückgekommen war, unter allgemeinem zustimmenden Gelächter.

Wolff erwidert bissig, dass Sylvia mit ihrem kurzen Kleid und nackten Beinen auch sehr gut die Rolle der sexy Begleiterin in einem solchen Hollywoodschinken spielen könnte. Eine von denen, die stundenlang durch das Unterholz des Dschungels irrten, durch Sümpfe wateten und anschließend immer noch mit tadelloser Frisur glänzten, keinen Kratzer an ihrem Körper aufzeigten und falls ihre Kleidung überhaupt irgendwelche Risse zeigte, dann nur, um mehr Busen oder mehr Bein zu zeigen.

— „Gegen eine Rolle in einem Hollywoodstreifen, habe ich nichts einzuwenden.“, sagte Sylvia, die unbeachtet von Wolff mit Burbacki zurückgekommen war. „Am liebsten, wenn Sie den bösen Schurken spielen, den ich laut Drehbuch verfolgen und zur Strecke bringen darf!“

Wolff war zusammengeschockt, als er ihre Stimme hörte, und dann sah es für einen kurzen Moment so aus, als wolle er ihr im allgemeinen Gelächter nochmals antworten, aber dann zieht er es doch vor, zu schweigen. Gumbrecht sieht wieder seine Chance, mit seinem Rätsel weiterzumachen.

— „Man zeigt auf einen Weg und die entscheidende Frage an einen der Wächter laute: Würde mir der andere diesen Weg empfehlen?“

So als hätten die anderen nachgefragt, begann er mit einer Astgabel, die er zuvor gesucht hatte, eine Wahrheitsmatrix auf den festgestampften Boden zu kratzen. Die Einzige, die ihm zuschaute und zuhörte war Frauke. Es sei egal, wen man frage.

— „Egal welcher Wächter ja sagt, nimm den anderen Weg. Sagt einer nein, ist das die richtige Alternative!“

— „Funktioniert aber nur, wenn beide Wächter jeweils die Charaktereigenschaft des anderen kennen!“, sagte Cedrik.

— „Und außerdem muss der Lügner ein einfacher Lügner sein. Ich meine, jemand, der einfach nur immer das Gegenteil von dem sagt, was wahr ist. Wenn es jemand ist, der mit seiner Antwort den Fragenden bewusst in die Irre locken will, dann funktioniert es doch wohl nicht mehr?“, stellte Frauke fest.

Gumbrecht war begeistert von ihren Fragen und sagte, dass er es so noch nie gesehen habe.

— „Also, dann lassen wir doch die beiden Damen, die Gruppen zusammenstellen!“, sagte Garda, nachdem Lutz sich immer energischer widersetzte.

— „Lutz und . . . Wolff können bei mir mitkommen!“, sagte Sylvia.

— „Cedrik und Herr Gumbrecht!“, wählte Frauke.

— „Warum es denn überhaupt zwei Gruppen sein müssten?“, wollte Rainer Burbacki wissen. Vor allem, weil er fürchtete, dass ihn niemand haben wollte.

Ziel sei die Teamstärkung, sagte Garda. Es gelte eine Situation zu schaffen, in der jeder auf jeden angewiesen ist, wo es erst gar keine Möglichkeit gibt, Entscheidungen aufzuschieben. Sie sollten lernen, dass sie im Team stärker sind. Aber dennoch musste der Druck durch ein konkurrierendes Team existieren. Garda verglich es mit zwei konkurrierenden Firmen. Beide würden stark durch Konkurrenz, das sei das Wesen unserer Marktwirtschaft, hatte Garda gesagt. Den Einwand von Gumbrecht, dass es sich doch auch um zwei konkurrierende Abteilungen zum Wohle der Firma handeln könnte, ließ sie nicht gelten. Zwei Abteilungen im Konkurrenzkampf würden die Firma schwächen, das sei so wie Einzelkämpfer, die nicht teamfähig seien. Cedrik sagte, dass er das höchst widersprüchlich fände, wie die gesamten Hymnen auf den freien Markt. Wenn es volkswirtschaftlich einen Vorteil bringt, wenn sich zwei Firmen bekriegen, dann müsste es doch auch einer Firma, gewissermaßen einer Minivolkswirtschaft, einen Vorteil bringen, wenn einzelne Abteilungen oder Sparten in Konkurrenzsituation zueinander stünden. Das gleiche gelte natürlich auch für die individuelle Ebene. Garda hatte seinen Einwand brüsk abgewehrt, denn sie wolle keine politische Diskussion führen.

Es war klar, dass keine der beiden Gruppen Burbacki im Team haben wollte. Garda sagte deshalb zu ihm, dass er wählen dürfe, in welcher Gruppe er mitgehen wolle.

Welcher Weg denn weiter sei, wollte Burbacki von Garda wissen, nachdem er sich damit abgefunden hatte, dass es zwei Gruppen sein müssen.

— „Und wenn ich Ihnen nun sagte, dass der linke weiter sei, würden Sie den rechten nehmen? Was wenn der aber viel beschwerlicher wäre!“

— „Aber das ist dann nicht fair, wenn die Wege so verschieden sind. Dann haben beide Gruppen unterschiedliche Voraussetzungen!“, maulte Burbacki, der sich in seiner Fantasie wohl schon auf dem beschwerlichen Weg in die Hölle sah.

* * * * *

Der Wald hat sich gelichtet. Die vier queren nun einen kahlen steilen Hang. Auf dem Weg liegen kleine Gesteinsbrocken. Sie sind groß genug, dass

man über sie stolpern könnte, wenn man nicht acht gäbe. Sie zeugen davon, dass das Geröllfeld sich dann und wann in Bewegung befindet. Aber Lutz macht sich keine Gedanken, ob Steinschlag eine reale Gefahr für ihn oder die anderen darstellt. Bilder vom Kilimandscharo, Erinnerungsfetzen huschen durch sein Bewusstsein. Die grau-schwarze Farbe der Felsen und Steine musste die Assoziationen hervorgerufen haben. Wolff führt die kleine Gruppe an und Lutz folgt ihm gedankenverloren nach. Wolff hatte das Tempo beschleunigt, aber Sylvia und Garda, die in einem kleinen Abstand Lutz folgten, schienen damit keine Probleme zu haben, denn sie führen ihre angeregte Unterhaltung weiter. Lutz ist in Gedanken versunken und nimmt nur Bruchstücke ihrer Unterhaltung auf.

Es sei gut, dass sie die Chance ergriffen habe, sagt Garda. Ein Ziel dieser Kurseinheit bestünde darin, Führungsverhalten zu trainieren. Da seien vor allem die gefordert, die normalerweise keine Leitungsposition innehätten. Sie sprach laut genug, oder absichtlich so laut, dass Lutz es mühelos verstehen konnte. Auch wenn Garda sich mit Sylvia unterhielt, war das, was sie sagte, vor allem für Lutz bestimmt. Aber auch ohne ihren indirekten Tadel fühlt er sich bereits schlecht. Wieder einmal hatte er die Chance erhalten sich zu bewähren, und er hatte sich geweigert sie zu ergreifen. Wie immer in solchen Situationen fragt sich Lutz, warum er sich immer so konsequent jeglicher Verantwortung entzieht. Warum er lieber wie ein Schaf einem Hammel folgt, oder im konkreten Fall einem Leitwolf. Dr. Wolff hatte keine Probleme damit, denkt er. Der hatte indirekt auch jetzt wieder das Kommando an sich gezogen, obwohl Sylvia offiziell die Gruppe leiten sollte, nachdem Lutz abgelehnt hatte. Für Lutz gibt es eine Zeit vor und nach dem Kilimandscharo. Vorher war er ehrgeizig gewesen. Vorher war auch er ein Wolf gewesen, denkt er. Kein Ziel war ihm hoch genug gewesen. Als sechzehnjähriger sagte er einmal, dass er Bundeskanzler werden wolle. Alle lachten, aber er sagte trotzig, sie sollten nur mal abwarten.

Das Licht der Sonne über dem Geröllfeld erscheint ihm, wie damals im Barafu Camp. Ist es nicht fantastisch, dieses Licht, diese Farben, hatte er damals seinen Bruder zu begeistern versucht. Ein grandioses Naturschauspiel, alleine dafür hätte sich dieser Aufstieg doch gelohnt, schwärmte er damals. Aber seine Begeisterung konnte seinen Bruder nicht erreichen. Matthias schaute ihn nur mit müden flehenden Augen schweigend an. Ein Blick festgebrannt in der Erinnerung aber doch Veränderungen unterworfen. Immer häufiger konnte er in den Gesichtszügen seines Bruders auch etwas Anklagendes sehen. Lutz wehrte sich dagegen. Nichts als Erschöpfung und die Sehnsucht nach Ruhe war damals in sein Gesicht geschrieben, alles andere war nun ein Machwerk seines Gewissens.

Die Sonne hatte rot-golden glänzend knapp über oder neben dem Mt. Meru gestanden.

— „Wie die leuchtet! Gleich verschwindet sie hinter dem Mt. Meru!“

Matthias, der neben ihm auf dem großen dunkelgrauen Felsblock saß, schwieg immer noch.

— „Ist doch genial?“, fragte Lutz nochmals seinen Bruder.

— „Ist es das wert?“, sagte sein Bruder mit leiser und müder Stimme.

— „Warte nur! Wenn du geschlafen hast, geht es dir morgen sicherlich besser!“

— „Ich weiß nicht!“

Jetzt so kurz vor dem Ziel könnten sie doch nicht aufgeben, ermunterte ihn Lutz. Matthias hustete und sagte, dass er hoffe, schlafen zu können.

Als sie im Barafu Camp angekommen waren, strotzte Lutz trotz der anstrengenden Tagesetappe noch vor Kraft. Zwecks Akklimatisation stieg er noch vor dem Abendessen, das ihr Bergführer mit den beiden Trägern bereitete, zweihundert Meter höher, also auf fast 4800 Meter. Zu Matthias, der sowieso keine Lust und auch keine Kraft hatte ihn zu begleiten, sagte er, dass er seine Kräfte schonen solle.

Eine Stunde bevor sie das Barafu Camp erreicht hatten, hörte Matthias plötzlich auf zu jammern. Er habe keine Schmerzen mehr in den Füßen, sagte er schwach hüstelnd zu seinem Bruder.

— „Siehst du! Wenn man will schafft man alles!“, hatte Lutz mit einem gewissen Stolz zu ihm gesagt, so als habe er die Schmerzen von Matthias weggezaubert.

— „Vielleicht ist es gar kein gutes Zeichen!“, sagte Matthias leise und hüstelnd.

— „Jetzt freu dich mal, dass es besser ist und sieh nicht schwarz!“, ermunterte ihn Lutz.

— „Das sind nur die Endorphine. Wirken wie Morphium!“, sagte Matthias beinahe flüsternd.

* * * * *

Die Diener schienen plötzlich aufgeregter und emsiger wie zuvor herumzulaufen. Für Cutu und die anderen Gäste ein untrügliches Zeichen, dass ein neuer interessanter Programmpunkt des Festes bald beginnen würde. In Fufluna würden Sie nun nach dem ausgelassenen Mahl Kottabos spielen, dachte Cutu. Möglicherweise könnte dies nun auch in Alalia die nächste

Attraktion sein. Immerhin waren viele Sitten und Gebräuche in Alalia und Fufluna sehr ähnlich. Cutu war sich nicht sicher, ob ihn die Erwartung des Spiels nervte oder freute. Eine Stange mit einem schweren runden Bronzefuß in der Mitte von Neries Festsaal bezeugte, dass sich dieses Spiel auch in Alalia großer Beliebtheit erfreute, was nicht verwunderlich war. Schließlich handelte es sich um ein Spiel, welches von den Griechen erfunden worden war, wahrscheinlich von einer griechischen Kolonie in Sizilien, und Alalia war auch eine griechische Gründung. Eine Stadt, die kaum doppelt so alt wie Cutu war und deren Gründung sein Vater als junger Mann miterlebt hatte. Auch wenn die Etrusker in der erst wenige Jahre zurückliegenden Seeschlacht vor Alalia zusammen mit den verbündeten Karthagern gegen die Phokäer knapp verloren hatten, waren sie in ihrem Hauptanliegen erfolgreich, den Expansionsdrang der Griechen in ihrem Einflussbereich zu brechen und sie zurückzudrängen. Die Griechen hatten so viele Schiffe verloren, dass sie Korsika und Sardinien aufgeben mussten. Die Karthager übernahmen Sardinien und fortan gehörte Korsika und damit auch Alalia zum Einflussbereich der Etrusker. Aber ihren griechischen Charakter ebenso wie den Großteil der griechischen Einwohner hatte die Stadt behalten.

Unter Neries Gästen, die bequem und mit prall gefüllten Bäuchen auf ihren Liegen lagen, breitete sich Unruhe aus. Sie fürchteten oder spürten, dass man sie aufscheuchen wollte. Neries Kottabosstange hatte Cutu bereits während der allgemeinen Besichtigung seiner Villa zu sehen bekommen. Nerie hatte seinen Gästen voller Stolz Kunstwerke gezeigt, auf die jeder Sammler in Etrurien und selbst in Griechenland neidisch wäre. Aber gerade die Einzigartigkeit seiner Besitztümer ließ Nerie bei der Besichtigungsrunde zunehmend nervöser werde. Immer öfter ermahnte er seine Gäste vorsichtig zu sein, wenn sich die Gruppe zwischen seinen wertvollen Skulpturen und exotischen Töpferwaren durchschlängelte. Besonders kribbelig machte es ihn, wenn sie sich vor besonders wertvollen Stücken zusammenklumpten, dann, wenn eine einzige unachtsame Bewegung ein Vermögen und, noch schlimmer, unwiederbringlich ein unersetzliches Erinnerungsstück in Scherben legen könnte. Gegenstände, von denen manche, verglichen mit ihren anderen Schätzen, nahezu wertlos waren, aber von fernen Orten und lang zurück liegenden Zeiten zeugten. Vasen, in deren dickbäuchigen Inneren das Glück vergangener Tage schlummerte.

Nerie war mit Recht auf seine kunstvoll geschmiedete Kottabosstange stolz, denn sie war eine Arbeit des besten Künstlers von Velathri, Aranth Matuna. Matuna war ein Bildhauer, der seine Kunst bei den Griechen gelernt hatte, aber nach allgemeiner Überzeugung die Kunstfertigkeit seiner Meister übertraf. Nur ein so wohlhabender Stadtstaat wie Velathri, welches

später den Namen Volterra erhalten würde, konnte sich einen Künstler wie Matuna leisten, und nur Leute wie Nerie konnten seine Werke bezahlen. Eine Stange so lang wie ein großer Mann, der seine Arme weit nach oben streckt. An ihrer Spitze wartet ein ewig auf einem Bein stehender nur eine Handlänge großer bronzener Jüngling darauf, dass man auf den Fingern seiner oben gestreckten rechten Hand einen Teller ausbalancieren würde. Ziel des Spiel wäre es dann, Weinreste aus den Trinkschalen in Richtung Teller zu schleudern. Manche spuckten auch den Wein direkt in Richtung Ziel, was in Fufluna als Regelverletzung galt. Jeder Latax, wie man sowohl den verspritzten Wein als auch das klatschende Geräusch nannte, wenn der Wein auf dem Boden aufkam, würde mit lautem Gejohle und Lachen kommentiert. Wenn es dann jemandem gelänge den Teller mit Weintropfen aus der Balance zu bringen, würde man die Zukunft in den Scherben zu lesen versuchen und unter Zukunft verstand man oft die unmittelbar bevorstehende, die am meisten interessierende, die Frage, wie es mit dem Liebesglück aussah. Dem Sieger winkte oft als Preis ein Kuss oder eine heftige Umarmung der schönsten Dienerin. Je nach Gästen konnte als Preis dafür auch die Hausherrin zur Verfügung stehen. Die wüsten Orgien, die von Künstlern immer wieder für die Nachwelt festgehalten wurden, entsprachen im Wesentlichen der Phantasie der Maler. Männerphantasien, denen Cutu auch in Neries Garten nachging. Sein Traum war weder besonders anspruchsvoll noch phantasievoll. Zunächst würde es ihm genügen, wenn neben ihm auf der Kline eine der hübschen Dienerinnen Neries läge. Sie beide dann unter einer dünnen Decke, Unterkörper bedeckt, nackt. Er sitzt hinter ihr, sie lehnt sich an ihn, Kopf verträumt nach hinten gerichtet, zu den Sternen, denkt Cutu in Neries Garten, und seine Hand umfasst eine ihrer prallen Brüste. Seine Phantasie ein exaktes Abbild der Darstellung der Kottabos-Szene auf seiner Lieblings-Amphore in seinem Haus in Fufluna. Aber neben ihm auf der Kline lag keine hübsche, lag überhaupt keine Frau. Vulca hatte dort gelegen, aber war schon zu Beginn des Essens weggegangen. Für Cutu war dies nichts Besonderes. Vulca blieb nie gerne lange an einem Ort, vor allem nicht bei einem Fest. Vulca wirkte immer so, als habe er Angst etwas zu verpassen. Während sich jemand mit ihm unterhielt, beobachtete er konzentriert die anderen Gäste, um zu sehen, wo sich eine interessante Gruppe bildete oder ein interessantes Gespräch anbahnte. Gesprächspartner hatten allzu häufig das Gefühl, dass er ihnen nicht richtig zuhörte, auch wenn er noch so freundlich und galant redete und ihnen sein gewinnendes Lächeln schenkte. Vulca wirkte immer unter Zeitdruck, war immer auf dem Sprung zu anderen.

Mittlerweile war allen Gästen klar, denn einige Diener hatten es verraten,

dass man nun wirklich Kottabos spielen würde. Ein allgemeines Nörgeln begann, denn implizit gingen alle davon aus, dass man zum Spielen ins Innere des Hauses müsse. Im Festsaal wäre es stickig und schwül. Man könnte doch einfach die Stange in den Garten herausbringen.

— „Ich will’s nicht glauben“, sagte der Grieche, der auf der Liege neben Cutu lag, „aber ich fürchte, die wollen uns ins Haus treiben.“

— „Also ich bleibe hier, ich habe keine Lust mich ins Haus zu begeben, in den Gestank von verbranntem Kienspan und Bienenwachs.“, sagte seine Ehefrau Melissa, die neben dem Griechen unter einer dünnen Decke lag.

Melissa bedeute Biene auf Griechisch, hatte Theron Cutu erklärt, als er sich und seine Frau vorstellte. Melissa hieß auch die Nymphe, die Zeus mit ihrer Schwester Amaltheia großzog. Sie versteckten das Baby vor seinem kinderfressenden Vater Kronos. Mit Chronos kam die Zeit. Seine Eltern waren Kinder des Chaos. Seine Mutter Gaia war Erde und Materie, eingebettet in Himmel und Universum, ihr Gatte Uranus, der erste Herrscher der Welt. Kronos entmannte auf Geheiß seiner Mutter Gaia, die den riesigen die Erde malträtierenden Phallus ihres Gatten, nicht mehr ertragen wollte, seinen Vater Uranus mit einer Sichel aus Feuerstein und wurde zum Herrscher über Himmel und Erde. Rund um das göttliche Glied, das Kronos bei Kythera ins Meer geworfen hatte, tobte das Meer und mischte Blut und Samen zu einem Schaum, der die Göttin der Liebe und Schönheit Aphrodite gebar.

Auch ohne Weissagung hätte Kronos fürchten müssen, dass ihm eines Tages Ähnliches durch seine Kinder widerfahren würde. Aus seiner Angst wuchs er zum kinderfressenden Ungeheuer. Eines nach dem anderen verschlang er sofort nach der Geburt seine Kinder bis Gaia ihm, als Zeus geboren wurde, mit einem in Windeln gewickelten Stein hereinlegte. Er verschlang den Stein im Glauben wieder einen zukünftigen Vaternörder vernichtet zu haben, aber Zeus wurde der Nymphe Melissa in Obhut gegeben. Melissa plünderte Bienenstöcke um seinen schier unstillbaren Hunger nach Honig zu befriedigen. Die Titanen verwandelten sie als Strafe dafür, dass sie Zeus versteckte, in ein niederes Gewürm. Zeus empfand später Mitleid mit ihr und verwandelte sie in eine ewig Honig sammelnde Biene.

Cutu musste unwillkürlich lachen, als Theron sagte, dass Melissa Biene bedeute und Theron deutete sein Lachen richtig. Cutu dachte, dass es mächtiger Flügel bedürfte, um ihren mächtigen Körper in die Luft zu bekommen.

— „Melissa war früher wirklich so zart und leicht wie ein Bienchen!“, sagte Theron, während er sie liebevoll umarmte und die Fettmassen ihrer Oberarme knete.

— „Damals warst auch du noch schlank und athletisch!“, hatte Melissa scherzend aber auch ein wenig pikiert gekontert.

Beiden sah man an, dass sie ihren Honig nicht mit Zeus teilen mussten. Ihrer beiden Lieblingsbeschäftigung war das Essen, das war Cutu im Laufe der Unterhaltung klar geworden. Sie waren stolz auf ihre üppigen Körper, denn was könnte eindrucksvoller ihren Wohlstand symbolisieren. Immer wieder schwärmten sie von den diversen Delikatessen, die sie schon genossen hatten. Sie prahlten mit exotischen Speisen, deren Namen Cutu zum Teil noch nicht einmal kannte. Während sie die kulinarischen Genüsse, die sie in Alalia und an anderen Orten der Welt sich bereits einverleibt hatten, ausdrucksstark und voller Begeisterung beschrieben, nahmen ihre Gesichter einen genüsslich genießenden Gesichtsausdruck an, so als zergingen die Delikatessen nochmals auf ihrer Zunge, so als stimulierten gerade in diesem Augenblick die Gewürze aufs Neue ihre Gaumen. Jedes Gericht von Neries opulentem Menü war von ihnen fachkundig kommentiert und mit anderen Gelagen verglichen worden. Aber auch wenn viele Gerichte ihrer fachmäßigen Kritik nicht gewachsen waren, verschmähten sie nichts. Selbst als sie so vollgestopft sein mussten, dass es Cutu von der Vorstellung beinahe übel wurde, schwärmten sie weiter von Leckerbissen und fieberten der nächsten Einladung bei anderen Patriziern Alalias entgegen.

Aber trotz der nicht enden wollenden Schlemmerphantasien verpassten sie auch keine Gelegenheit Cutu wissen zu lassen, dass Theron nicht nur der reichste Händler von Alalia sondern von ganz Corsis war. Auch in Sizilien und Karthago gehöre er zu den ganz Großen.

Cutu hatte das Gefühl, dass Melissa auch ihn genüsslich und begehrllich wie eine besonders delikate Speise anschaute. Während sie sagte, dass ihr Mann früher athletisch gewesen sei, vermaß sie seinen durchtrainierten jugendlichen Oberkörper. Cutu richtete sich auf, ließ seine Brust anschwellen und spannte seine Armmuskulatur. Theron ignorierte das Protzgehabe, indem er vorgab nach einem Diener wegen einem Leckerbissen Ausschau zu halten. Melissa zeigte offen ihre Bewunderung und zauberte ein breites offenes Lachen, das eine goldene Brücke in ihrem Mund für zwei fehlende Zähne zeigte. Ein Meisterleistung eines etruskischen Goldschmiedes. Über ihrem dicken Busen eine schmale Fascia, ein Vorgänger des modernen BH.

— „Stark bin ich immer noch!“, wehrte sich ihr Mann jovial grinsend, wobei er seine Hüfte räkelte und damit klar machte, dass seine Stärke nichts mit einer olympischen Disziplin gemein hatte. „Wenn so eine wilde Etruskerin mal Lust hätte, mich ...“

— „Also das möchte ich sehen!“, sagte Melissa beinahe sarkastisch „Außerdem sind die Etruskerinnen viel besser als ihr Ruf in Griechenland.“

— „Ja leider!“, grinste Theron, „In Griechenland hieß es immer „die etruskischen Frauen lägen beim Mahl nicht bei ihren Ehemännern, son-

dern mit wem sie gerade Lust hätten und sie tranken dem zu, nach dem es sie gerade begehrte. Aber das stimmt alles nicht. Die liegen brav bei ihren Männern ...”

— „Dich würde es doch am meisten stören, wenn ich zu einem anderen Mann ...”

— „Du bist ja eine Griechin, für die gehört sich das nicht!”, sagte Theron lachend, aber man spürte, dass er es ernst meinte.

— „Und ich bin stolz darauf eine Griechin zu sein.”, sagte Melissa plötzlich mit verfinsterter Mine und sprach Cutu direkt an, „Du kannst dir ja nicht vorstellen, wie primitiv hier alles ist. Wenn man aus Griechenland kommt und das Leben in Karthago und Sizilien kennengelernt hat, dann ist das ein Abstieg hier zu leben! Der wilde Westen. Eine kulturelle Wüste! Aber mein Mann wollte ja unbedingt hierher, der Geschäfte wegen. Lieber arm in Griechenland, als reich in Alalia.”

— „Wer hat denn immer in Griechenland und dann auch in Sizilien gemurmelt, dass wir nicht genug Geld hätten?”, fragte Theron sie bissig.

— „Außerdem haben die Etrusker in vielen Dingen ihre Lehrer übertrumpft!”, wehrte sich auch Cutu.

— „Etrurien ist die große Ausnahme, denn dort kann man sich wie in Griechenland fühlen!”

— „Kein Kottabos?”, fragte Theron plötzlich enttäuscht, denn er hatte Neries Aufforderung, dass sich alle Gäste bitte in den hinteren Teil des Gartens begeben sollen, dahingehend interpretiert.

— „Jetzt sei doch wenigstens froh, dass wir nicht ins stickige Haus müssen!”, korrigierte ihn Melissa.

Cutu dachte, dass es ihm eigentlich egal sei, ob sie nun Kottabos spielten oder nicht, aber er hatte sich bereits mit der Idee angefreundet, im Festsaal gemütlich von seiner Liege aus zu spielen, während die Sklaven ihn mit frischem Wein versorgten. Auch wenn er vorher noch das Gefühl hatte, soviel gegessen zu haben, dass seine Beine ihren Dienst versagen könnten, hatte er nun wieder Zutrauen in seine Glieder.

— „Wär’s möglich, ein paar Sklaven zu bekommen, die uns hinübertragen?”, rief Theron scherzhaft in Richtung Nerie.

Zwei Diener, die sich gerade in ihrer Nähe befanden, rannten erschrocken nach einem abwiegenden Blick in Richtung Melissa und Theron weg. Sie wollten aus der Reichweite sein, falls ihr Herr dem Wunsch der Gäste nachkommen würde. Aber Nerie hatte es nicht gehört oder tat so, als sei das Begehren nicht bei ihm angekommen.

Die anfängliche Unlust ihre Plätze zu verlassen war bei den meisten Gästen einer freudigen Erwartung auf etwas Besonderes gewichen und das grie-

chische Schlemmerpaar ließ sich auch davon anstecken. Ihr Mann eilte voraus und Melissa ergriff Cutus Hand, zog ihn von der Kline und führte ihn in den hinteren Teil des Gartens und drückte dabei immer wieder Cutus Hand.

Der hintere Teil des Gartens war bei Weitem der schönere Teil, aber der vordere eignete sich besser für die Party, da er weniger bewachsen war. Nerie hatte seine Gäste zu dem kleinen Teich geführt, der im goldenen Licht der Fackeln funkelte. Cutu glaubte im Lichtschimmer eine Gestalt auszumachen, die scheinbar mitten auf dem Wasser saß. Die drei Flötenspieler, in kurzen Gewändern, hatten die Gäste musizierend begleitet und positionierte sich in der Nähe des Wassers. Sie spielten einer lebhaften Melodie und bewegten sich tänzerisch dazu, ebenso wie eine Frau in langem dünnen Gewand, die mit kastagnettenartigen Klappern einen wilden Rhythmus dazu schlug. Nerie klatschte in die Hände und eine Gruppe von Tänzerinnen und Tänzern eilte in den Garten und bewegte sich geschmeidig und in lasziven Figuren zu der Musik. Ihre geölten fast nackten Körper glänzten im gelblich rötlichen Licht der Fackeln. Rohrkolben, die mit Bienenwachs umhüllt waren.

Cutu brauchte nicht den gierenden Blicken von Theron und den anderen Männer zu folgen. Er hatte sie sofort wahrgenommen. Vielleicht schon vor den anderen. Inmitten eines kleinen Teichs, der eigentlich nicht zum Schwimmen gedacht ist, aber dennoch ein paar Schwimmszüge erlauben würde. Anmutig wie Alpanu saß Thiphilnia auf Unterschenkel und Fußsohlen knieend in einer extrem flachen Wanne. Nackt und bewegungslos, denn ihr Boot hatte nur so geringen Tiefgang, dass auch kleinste Bewegungen es zum Kentern bringen konnten. Cutu wunderte sich, wie man sie überhaupt in diese Position gebracht haben konnte. Er ahnte, welche Variante des Spieles sie erwarten würde. Es gefiel ihm nicht, aber gleichzeitig wollte er gewinnen. Er sagte sich, er musste gewinnen, damit niemand anderes gewänne. Er war derjenige, der sie nicht als Kottabos-Trophäe betrachtete. Für ihn war sie eine Göttin, auch wenn sie sich erniedrigte.

— „Wenn du morgen Vormittag in unserem Haus vorbeikommst, kannst du was erfahren!“, hörte Cutu plötzlich eine geflüsterte Frauenstimme.

Während sich Cutu zu Melissa wendet, schaut sie demonstrativ mit einem Blick voller Abscheu in Richtung Thiphilnia.

— „Über meinen Vater?“, fragte Cutu, denn vor einer Weile hatte er Melissa und ihrem Mann den Grund seiner Reise erzählt.

Der edelste unter den Edlen sei sein Vater gewesen, hatte Theron mit betroffenem Gesichtsausdruck in orientalischer Übertreibungssucht gesagt. Nur übertroffen von seinem göttlichen Sohn, schränkte Melissa das Lob ihres Mannes ein, oder besser gesagt, dehnte es auf Cutu aus.

— „Ja, auch über deinen Vater ...“, sagte Melissa und schaute dabei Cutu verwundert und enttäuscht an. „Männer sind einfach dumm ...“, sagt Melissa dann und Cutu fühlte sich definitiv angesprochen, auch wenn dabei in Richtung ihres Mannes schaute, der unverhohlen und mit verklärtem Gesichtsausdruck zu Thiphilnia starrte.

— „Nicht alle ...“, sagt Cutu, aber nicht mit seinem gewohnten Charm und Überzeugungskraft, denn seine Aufmerksamkeit gilt Nerie, der gerade die Regeln des Spiels erklärt.

Spucken sei verboten ebenso eine zu volle Schale zu benutzen, sagte Nerie und warnte, dass jeder der es versuchte automatisch ausschiede. Der Wein dürfe nur durch leichte Drehung der Schale um den Zeigefinger verspritzt werden. An der Reihe sei, wer eine Frage richtig beantworten könne.

Cutu musste gewinnen und Cutu spürte, dass er gewinnen würde. Es entsprach seiner Erfahrung, dass etwas gelang, wenn man es nur intensiv genug wollte. Wie beim Speerwerfen im Wettkampf aber auch bei der Jagd, wenn er das Ziel ganz konzentriert im Auge hat und vor allen Dingen, wenn er keinerlei Zweifel hat, zu fehlen, dann gelingt ihm alles. Thiphilnia war seine Göttin und er würde auch diesmal nicht fehlen. Es mussten nur die richtigen Fragen kommen und daran durfte er nicht zweifeln.

* * * * *

— „Wo bleibt die Sonne ...“, stammelt Matthias.

Er sitzt halb aufrecht angelehnt an den hinter ihm im Geröll sitzenden Lutz.

— „Bald.“, sagt Lutz beruhigend. „Aber ist doch auch ohne Sonne ganz hell. Sternenklar!“

Lutz weiß, dass es noch einige Stunden bis zum Sonnenaufgang dauern würde. Sie waren bereits vor Mitternacht zur letzten Etappe aufgebrochen, denn sie wollten kurz vor dem Sonnenaufgang am Kraterrand sein. Sie würden mit dem schönsten Sonnenaufgang Afrikas, ja der Welt belohnt werden, hatte ihr Führer versprochen. Vom Sonnenaufgang trennten sie noch fast drei Stunden und vor allen Dingen ein beschwerlicher Aufstieg. Sein Bruder konnte es nicht mehr schaffen, da war sich Lutz nun sicher. Aber vielleicht konnte er alleine mit dem Führer weiterlaufen und Matthias mit den beiden Trägern zurücklassen. Oder Matthias könnte mit den Trägern zum Barafu Camp zurückkehren. Dort würde es ihm dann bestimmt wieder bald besser gehen.

— „Mir ist so kalt!“, stammelt Matthias kaum hörbar.

— „Ja, ja, wird schon wieder!“, tröstet ihn Lutz.

Matthias war plötzlich zusammengebrochen. Wenn ein Träger nicht schnell reagiert hätte und ihn aufgefangen hätte, wäre er vielleicht sogar mit dem Kopf auf einem scharfen Steine aufgeschlagen. Eine Weile fürchtete er, dass sein Bruder an der Höhenkrankheit und Erschöpfung sterben könnte, aber dann beruhigte er sich. Ein wenig Ruhe und dann ein langsamer Abstieg, dann würde es ihm bestimmt wieder besser gehen.

— „Wann kommt er ...“, stammelt Matthias.

— „Du meinst ‘sie’? ... die Sonne“

— „Der Prinz! ... Wenn der sich einen Weg ... das Gestrüpp ... dann wird alles wieder gut?“

Lutz fühlt, dass sein Bruder bei seinen Großeltern in seinen Phantasien weilen musste. Dornröschens Schloss war für sie als Kinder immer das Haus Ihrer Großeltern gewesen. Ein winziges Schloss, was von zwei Seiten durch steile Felswänden begrenzt war und an den beiden anderen Seiten von einer undurchdringlichen Mauer aus alten hohen Bäumen, wilden Rosen und ungestüm wuchernden Brombeerhecken begrenzt. Sie lebten von dem dunkelgrauen und schwarzen Basaltkies, den Edmund, ihr Großvater, zu schön fand, als dass man ihn einfach nur so zum Bauen verwendete. Aber von den Kunden, die den Kies für ihre Zierteiche oder ähnliches kauften hätten Edmund und Rosa nicht leben können. Anders als im Märchen, in dem die Hecke erst auf die Verwünschungen der dreizehnten weisen Frau hin gewuchert war, waren sie also von Anfang an von einer wilden undurchdringlichen Hecke umgeben. Allerdings hätte es ein Märchenprinz einfach gehabt, denn er hätte sich keinen Pfad schlagen müssen. Er hätte auf seinem Schimmel aufrecht über den Kiesweg reiten können, den auch die Kipplaster der Kunden zum Laden des Kiesel durchfahren mussten. Ein Weg, breit genug für berittene Prinzen aber so schmal, dass die Lasterfahrer meist schimpften, wenn sie mit ihren Lastern das Laubwerk streiften oder sich kleine Kratzer holten. Aber was Edmunds und Rosas Dornröschenland betraf, brauchte sich niemand zu fragen, ob solche Märchenprinzen überhaupt existieren. Was sollte ein Prinz hier? Schließlich gab es keine verzauberte Prinzessin zu retten. Und anders als im Märchen brauchte Edmund keine Fee, die ihn mit einem dauernden Schlafzauber belegte. Er brauchte vielmehr seine Rosa, die ihn wach hielt.

Im Märchen wünschten sich der König und die Königin täglich vergeblich ein Kind, bis die Königin im Bade von einem Frosch beglückt wurde. Aber nur Rosa wünschte sich sehnlichst ein Kind, während Edmund sich vor den zu erwartenden und möglicherweise unumgänglichen zusätzlichen

Pflichten und Arbeiten fürchtete. Rosa konnte nicht wie die Königin auf die Hilfe eines Frosches vertrauen. Sie brauchte ihren Edmund und dieser gehörte zu dem äußerst seltenen Typ Mann, für den selbst Sex Anstrengung und Arbeit bedeutete.

Das hätte er auch auf Opas Hängematte haben können, hatte Matthias gespottet, als es ihm noch gut ging und er das erste große fast schwarze Basalt-Geröllfeld am Kilimandscharo gesehen hatte. Die Hängematte im Schatten der Bäume war Edmunds Lieblingsplatz. Die Lastwagenfahrer wussten, dass sie ihn dort eher als im Büro oder direkt in der Kiesgrube finden konnten. Die Erzählungen der Lastwagenfahrten machten Edmund im ganzen Tal zum Sinnbild für Faulheit. Man beneidete und verachtete ihn. Wäre er reich, dann würde man ihn nicht verachten, denn Reiche sind ja nie faul, schließlich arbeitet ja im Zweifelsfall ihr Geld für sie. Aber die Kiesgrube, zumindest so wie Edmund sie betrieb, bot nur einen bescheidenen Wohlstand und den auch nur wegen Rosas unermüdlichen Einsatzes. Im Sommer, wenn es besonders heiß war, konnte man ihn an einem kleinen Baggersee kaum hundert Meter vom Haus vorfinden. In Badehose, sonnengebräunt wie ein Bademeister. Wenn er genug Kies für ein paar Laster auf Druck von Rosa auf Vorrat zusammen gebaggert hat, zog er sich immer wieder, so als folge er unwillkürlich einem physikalischen Grundgesetz, in seine Ruhelage zurück. Ihn am Arbeiten zu halten, war ebenso schwer wie einen Stein in der Luft zum Schweben zu bringen, beklagte sich Rosa immer wieder im Familienkreis scherzend, aber mit einem nicht zu überhörenden enttäuschten Unterton. Wie ein Stein fiel er also nach getaner Arbeit, — einem Minimum an notwendiger Arbeit, — in seine Hängematte und in seine Westernwelt. Eine Welt, geschaffen aus zweispaltigen meist sechzig Seiten starken Abenteuern. Eine Welt, in der Männer noch Männer sind! In seinen Träumen kämpfte er als Guter gegen das Böse. Aber nicht als „Herb King, der schwarze Reiter“ oder als „Hal Hunter“, die beide in Halb-Wüsten und der Prärie unerbittlich und unter körperlichen Entbehrungen Gangsterbanden und marodierende Indianer jagten. Helden, die nur von dicken Bohnen, selbst geschossenem Wild und schal und brackig schmeckendem Wasser lebten. Auch wenn Edmund seine Hängematte liebte, wollte er keinesfalls bei Wind und Wetter in der Wüste oder der Prärie unter freiem Himmel nächtigen. In seinen Träumen lebte er in einer gemütlichen Westernstadt. An seiner Brust heftet ein Sheriffstern. Seine Arbeit besteht im Warten. In seinem Schaukelstuhl auf dem Holzpodest vor seinem Office und seine Lederstiefel über der Brüstung des Holzgeländers. Von dort aus, mit einer Whiskey-Flasche neben sich, überwacht er das beschauliche Treiben in der Mainstreet und dem gegenüberliegenden Saloon. Sein Ruhm, dass er

schneller als alle seinen Colt zieht, ist legendär und keine richtigen Verbrecher und Revolverhelden würden sich in seine Stadt wagen.

Aber im Prinzip war er mit seinem Leben in der Kiesgrube zufrieden, auch wenn es manchmal vorkam, dass er an einem Tag mehrere Stunden hintereinander arbeiten musste. Dann, wenn Maschinen oder der Bagger defekt waren, oder wenn er Wege erneuern musste oder neue Baggerstellen zum Kiesabbau erschließen musste. Im Dorf sagte man, dass es verwunderlich sei, dass seine Frau Rosa nicht auch noch Bagger fahren müsste. Ansonsten müsse sie ja fast alles tun. Zusätzlich zum Haushalt machte sie die Buchhaltung und die Korrespondenz sowie den Telefondienst der Firma. Gleichzeitig muss sie, was eine wahre Sisyphusarbeit war, Edmund immer wieder anfeuern, tätig zu werden. Öfters sagte sie, dass es ebenso schwierig sei, Edmund bei der Arbeit zu halten, wie mit einem Fahrrad mit angezogener Handbremse den sogenannten Bocksberg, also den Berg hinter ihrer Kiesgrube, hochzufahren. Ohne sie stünde kein Kies für die Laster bereit. Die Maschinen, Bagger, Förderband etc. instand zu halten und so weiter. Wäre sein Großvater alleine gewesen, hätten die Laster nur Kies laden können, wenn sie ihn selbst abbauen und laden würden, sagte man im Dorf. So war es sehr verwunderlich, dass Rosa eigentlich nie unglücklich wirkte. Außer, dass sie sich seit langem vergeblich nach einem Kind sehnte und dieses Kind musste eine Tochter sein. Vielleicht auch, weil sie kein Ebenbild Edmunds heranziehen wollte.

Zu einer Zeit, als Rosa nachts häufig wach lag, weil sie vom lauten Gequake der Frösche ihres kleinen Baggersees nicht schlafen konnte, begab sie sich eines Nachmittags zu eben diesem See. Aber sie war nicht auf der Suche nach einem Frosch, der sie schwängern könnte, sondern nach ihrem Eddi. Sie wusste, dass er sich nach getaner Arbeit dort abkühlte und ausruhte. Halb im Schläfe sah Edmund sie hoch über sich, nackt und schön wie eine Königin. Diesmal packte ihn eine ungewohnte Leidenschaft, die dann auch ohne Froschhilfe zu der von Rosa ersehnten Schwangerschaft führte. Aber anders als im Märchen wurde ihr nicht das ersehnte Mädchen sondern zu ihrer großen Enttäuschung nur ein Junge geboren. Allerdings zeigte schon das Baby nach der Geburt mädchenhafte zarte Züge, und alle, die ihn sahen, meinten bewundernd, dass er ganz die Mutter sei. Aber wenn sie das sagten, dachten sie eigentlich „Gott sei Dank! Er hat nichts von seinem Vater!“

Rosa war überglücklich mit ihrem Lorenz, auch wenn es kein Mädchen war. Auch bei ihrem Edmund stellte sich ein kleines Wunder ein. Nicht so, dass er plötzlich fleißig geworden wäre, aber jetzt wo Rosa mehr Arbeit mit dem Kind hatte, verrichtete er seine Arbeiten, also die unbedingt notwen-

digen, ohne dass sie ihn anfeuern musste. Insgesamt verbrachte er sogar weniger Zeiten in seiner Hängematte und kümmerte sich sogar ab und zu mal um das Kind.

Aber Lorenz, — der in dieser idyllischen Oase aufwuchs, um die Geltungsdrang und Gewinnsucht auf Ewig einen Bogen zu machen schien, — war anders als seine Eltern. Schon als Kleinkind schien ihn der Ehrgeiz, unermüdlich zu plagen. Wenn Beispielsweise ein Turm aus Bauklötzchen zusammenfiel, heulte er fürchterlich und begann unverzüglich unter Tränen und höchster Anstrengung einen noch größeren und tolleren zu bauen. Dann als er in die Schule ging, kamen die bohrenden Fragen. Warum sie nie wie die anderen in Urlaub führen? Warum ihr Haus so klein sei? Warum sie nur so einen alten Bagger hätten, der ständig kaputt sei? Warum sie kein ordentliches Auto hätten?

Es war klar, dass er als einziges Kind einmal diese Kiesgrube übernehmen würde, daran bestand kein Zweifel. Aber Lorenz begann schon mit etwa zehn Jahren Szenarien zu entwickeln, was er alles tun würde, wenn er einmal die Kiesgrube übernehmen würde. Dann nach der Lehre begann er seinem Vater zu helfen. Edmund hatte daraufhin keine ruhige Minute mehr. Lorenz stellte alles in Frage und war immer am Ändern. Sie müssten weg vom Massengeschäft, sagte er und schon ein paar Monate später, musste Edmund statt friedlich in seiner Hängematte zu träumen mit Rosa und Lorenz, Steine sortieren. Nach Größen geordnet in unterschiedliche Säcke. Die kleinsten für Aquarien. Die großen für Gartenanlagen und Zierteiche. Lorenz verstand es bestens ihre Steine zu vermarkten und die Einnahmen sprudelten. Im Nachhinein schien alles in Windeseile gegangen zu sein, der märchenhafte Aufstieg von Lorenz. Erst eröffnete er einen kleinen Laden im Industriegebiet der nahen Stadt, wo er ihre Steine, sowie sonstigen Gartenbedarf anbot. Dann erweiterten sie in nahezu natürlicher Weise von Gartenwerkzeugen auf allgemeinen Heimwerkerbedarf. Der Laden boomte und schrie geradezu nach Filialen. In wenigen Jahren war Lorenz stolzer Besitzer einer Gartencenter-Kette, der WiGa, Gartencenter-Willach.

Lorenz erwarb sich schnell den Ruf eines knallharter und kompromissloser Geschäftsmannes. Einer, der sich nur von geschäftlichen Notwendigkeiten und nicht von Gefühlen leiten ließ. Aber zumindest einmal entsprach sein Verhalten nicht diesen Vorstellungen. Lange hatte er sich gezögert eine Sekretärin einzustellen, aber dann beugte er sich der Vernunft und suchte eine. Zwölf Bewerberinnen ließ er kommen, rein rational liefen seine Gespräche und noch zehn Bewerberinnen war seine Wahl klar, eigentlich brauchte er sich die beiden letzten Bewerberinnen erst gar nicht mehr anzuschauen. Seine Entscheidung hatte er ganz rational mit einer Matrix gefällt. In den

Reihen die Kandidatinnen und in den Spalten die Fähigkeiten. Ausdrucksfähigkeit, Englischkenntnisse, Computerkenntnisse, Auftreten und viele weiteren. Er wusste die beiden letzten konnten seine bisherige Favoritin nicht mehr überbieten.

An dem Morgen, als er kurzentschlossen eine folgenschwere Entscheidung traf, ganz spontan und tief aus dem Bauch, schien die Sonne, nachdem sie tagelang hinter dichtem Nebel und Wolken versteckt gewesen war. Gebannt starrte er aus einem der Fenster seines Büros. Es war als hätte er den kleinen Hügel noch nie gesehen. Über Nacht hatte er eine weiße Haube erhalten. Die Äste der vereinzelt stehenden Tannen des Hügels, auf dem im Sommer Kühe weiden, bogen sich unter der Last des Schnees. In einer Hand hält er eine noch dampfende Tasse Kaffee und in der anderen eine Butterbrezel. Sein Frühstück für diesen Morgen. Nach einem kurzen energischen Klopfen und fast gleichzeitig mit seinem zögerlichen Herein, öffnet sich die Türe und herein kommt die dreizehnte Fee. Langes brünettes Haar, dass im Sonnenlicht glänzte.

— „Hi! Ich hoffe, dass ich nicht störe.“, sagte sie statt einer Entschuldigung, und er spürte, dass sie nicht im Entferntesten es für möglich hielt, dass sie unerwünscht sein könnte. Eine Frau, die vor Selbstbewusstsein strotzte, betrat sein Büro und eilte ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

— „Clara ...“, sagte sie mit einer Pause die markierte, wie sie angeredet werden wolle, „Clara Schuster!“

— „Klingt fast wie Clara Schumann?“, sagte er, weil ihm nichts besseres einfiel, aber dann wurde ihm wieder bewusst, dass er sie nicht kannte und nicht wusste, was sie von ihm wollte. Aber bevor er sie fragen konnte, was sie zum ihm führte, gab sie ihm bereits die Antwort.

— „Ich hoffe nicht, dass ich bereits zu spät bin, aber ich habe erst jetzt erfahren, dass sie eine neue Chefsekretärin suchen!“

— „Keine Neue! Überhaupt eine.“ und statt dass er gleich sagte, dass die Bewerbungen bereits erfolgt seien, und er vor allen Dingen seine Entscheidung bereits getroffen habe, fügte er nur erklärend hinzu, dass er bisher überhaupt noch keine Sekretärin gehabt hätte. Damit hatte er seine Chance verpasst, sie elegant wieder loszuwerden. Aber plötzlich wurde ihm klar, dass er dies gar nicht wollte. Außerdem spürte er, dass seine bereits gefällte Entscheidung in Wackeln kam. Wie ein Riss in einem Damm war sie eingedrungen, und er fühlte wie der haarfeine Riss sich zu einer Spalte weitete und als sie in einem verzauberndem Lächeln und weit entblößten schneeweißen Zähnen sagte, dass sie froh sei, dass die Stelle noch zu vergeben sei, war der Damm nicht mehr zu halten und seine lange aufgestauten und geleugneten Leidenschaften schienen sich in ihren braunen Augen zu ent-

flammen. Normalerweise wäre die Bewerbung schon abgeschlossen, aber in ihrem Fall würde er eine Ausnahme machen. So wie er es sagte, wusste sie, dass sie den Job bereits sicher hatte, obwohl er selbst sich noch einredete, ihre Daten objektiv prüfen zu wollen. Dann dauerte es nur wenige Wochen bis aus dem Job eine Beziehung, aus der Beziehung ein Ehe und aus der Ehe der kleine Lutz erwuchs.

Aber auch wenn Clara Lorenz' Leben erheblich durcheinanderwirbelte, konnte sie ihn nicht von seiner nahezu krankhaften Arbeitswut befreien. Lorenz arbeite, als müsste er all das nachholen, was sein Vater versäumt hatte zu tun und als müsse er schon vorarbeiten, was sein Sohn Lutz möglicherweise unterlassen würde zu tun. Wie andere Kinder Gebete, so hörte Lutz schon als Kleinkind die litaneienartigen Rechtfertigungen seines Vaters, wenn er sich vor seiner Mutter verteidigte. Er wolle nicht so werden, wie sein Vater. Er habe gesehen, wohin das führe. Zum Glücklichein habe es geführt, spottete Clara dann immer. Sie kenne keinen ausgeglicheneren und glücklicheren Menschen als seinen Vater.

— „Ja, aber für das Glück meines Vaters musste meine Mutter immer schuften!“, sagte er dann immer.

Clara sagte dann immer, dass auch seine Mutter nie einen unglücklichen Eindruck auf sie gemacht habe. Er kenne seine Mutter besser, widersprach ihr Lorenz immer. Er werde ihr jedenfalls ein besseres Leben bieten, als es sein Vater seiner Mutter geboten habe. Sie würde lieber mehr arbeiten, sagte Clara, — die im Prinzip nicht arbeiten musste, — wenn er dafür mehr Zeit für sie und seinen Sohn habe.

Nach der Geburt von Matthias, als Clara ihren Mann dringlicher als zuvor brauchte, wurde es mit seiner Arbeitswut noch schlimmer.

3 Dickicht

Keine Rose ohne Dornen, aber Dornen ohne Rosen, aber Rosen haben keine Dornen sondern Stachel.

Cutu hatte sich noch kaum auf die neue Situation eingestellt. Vor ihm schlich Thiphilnia, unhörbar wie eine Schlange. Obwohl sich Cutu größte Mühe gab, machte er verschiedene Geräusche, leise Quietsch- und Knackgeräusche, während er ihr nachfolgte.

Mit einem Kopf voller schöner frischer Erinnerungen an ein berauschendes Fest und immer noch leicht benebelt vom Wein, war er von einem kaum hörbaren Geräusch erwacht. Erst dachte er, dass er es sich einbilden müsse. Ein leises Klopfen oder besser ein zartes Kratzen an seiner Türe. Geräusche, wie sie vielleicht auch durch Zugluft oder Spannungen im Gebäude entstehen konnten. Aber als er sich der Türe näherte, hörte er eine flüsternde Frauenstimme. Vorsichtig öffnete er die Türe einen Spalt weit und war freudig überrascht, als er Thiphilnia vor der Türe erkannte. Er öffnete die Türe weit und signalisierte ihr, hereinzukommen. Er verstehe etwas komplett falsch, sagte sie, und verwandelte sein verführerisches und triumphierendes Grinsen in ein riesiges Mimikfragezeichen. Wenn ihm sein Leben lieb sei, solle er sofort das Notwendigste zusammenraffen und ihr folgen.

Wie ein Stein hatte er vor ihr gestanden, unfähig, sich zu bewegen und einen klaren Gedanken zu fassen. Thiphilnia zog ihn am Arm, schob ihn vorwärts und drückte ihm ein paar persönliche Dinge in die Hand. Schließlich zog sie ihn aus dem Zimmer, während er protestierte, dass er noch nicht alle Sachen zusammen habe. Wenig später folgte er ihr dann rein mechanisch. Manche der Gänge waren so dunkel, dass er Thiphilnia vor sich nicht mehr sehen konnte. Dann war er froh ihre Hand zu spüren.

Plötzlich stand er in einer schmalen Gasse. Er solle nun unverzüglich zum Schiff gehen und darauf achten, dass ihn niemand sehen könne. Wenn er sich beeile, könne er noch im Schutz der Dämmerung zum Schiff gelangen.

— „Komm mit!“, sagte Cutu.

— „Ich komme nach!“, sagte sie.

* * * * *

Ob alles mit ihm in Ordnung sei, fragte Garda. Der Weg war wieder breiter geworden, nachdem sie das Geröllfeld, hinter sich gelassen hatten, welches ihn so sehr an den Kilimandscharo erinnerte. Vor ihnen, außerhalb der Hörweite, wanderten Sylvia und Wolff nun alleine. Garda war stehen geblieben, um auf Lutz zu warten.

— „Warum?“, fragte Lutz zurück.

Das Seminar sei ja noch nicht fertig, glaubte sie ihn trösteten zu müssen. Er erhielt noch andere Möglichkeiten, Führungsverhalten zu trainieren. Garda war zu ihm gegangen, weil er so traurig wirkte, als er alleine hinter ihnen hertrötte. Lutz war immer weiter zurückgefallen und schien völlig in Gedanken versunken. Sie fürchtete, dass sie als Kursleiterin einen Fehler gemacht hatte. Es war ihr nicht gelungen, ihn zu ermuntern, die Leitung der kleinen Gruppe für eine kleine Weile zu übernehmen.

Manchmal sei es gar nicht so leicht so einen Kurs zu leiten, sagte sie wie eine Entschuldigung zu Lutz. Schließlich gäbe es die verschiedensten Charaktere und jeden müsse man anders behandeln. Ja, könne er sich gut vorstellen, stimmte ihr Lutz vorsichtig zu. Garda spürte, dass Lutz sich bewusst war, dass es um ihn ging. Er würde sich schützen, wenn sie versuchte, seinem Problem auf die Spur zu kommen.

— „Jeder ist anders ... in so einer Gruppe ... Manchen ist richtig schwer bei zu kommen ...”

— „So wie Burbaki ...”

— „Der ist auffällig, aber eher nicht so schwierig ...”, sagte Garda und schwieg eine Weile.

— „Das Problem liegt auch häufig nicht in den einzelnen Personen, sondern an deren Beziehungen zueinander. ... Wenn alle aus einer Firma kommen, dann ist es oft besonders problematisch. Dann bringen die Teilnehmer ihre Probleme aus der Firma mit. Rivalitäten, Machtkämpfe, Antipathien ...”

Sie war irritiert, denn Lutz schien ihr nicht zuzuhören.

— „War es das wert?“, fragte Lutz, damals auf dem Uhuru Peak.

Alleine mit Nassor war er weiter auf den Kibo aufgestiegen.

— „Die Zukunft wird dir eine Antwort geben!“, kam damals Nassors Stimme aus dem weißen Nichts.

Nassor war kaum drei Meter von ihm entfernt, aber er konnte ihn nur schemenhaft erkennen. Der schönste Sonnenaufgang Afrikas verbarg sich hinter dem Nebel. Von schwarz über grau wechselte der Nebel in weiß. Die anderen Träger waren mit Matthias abgestiegen. Wie aus dem Nichts war der Nebel plötzlich erschienen. Stundenlang steigen sie bei klarer Sicht auf und kurz vor dem Gipfel zog es sich plötzlich zu. So sei der Berg halt, hatte Nassor ungerührt gesagt. Er fühle sich betrogen, jammerte Lutz. Tagelange Strapazen und körperliche Entbehrungen und dann diese Brüche. Er sei zumindest oben gewesen, sagte Nassor und plötzlich dachte Lutz an Matthias. Er hatte nicht mehr an ihn gedacht, seit sie ihn verlassen hatten. Lutz war sich sicher gewesen, dass es ihm wieder besser gehen musste. Sie wären mittlerweile so weit abgestiegen, dass er nicht mehr an der Höhe leiden

würde.

— „Wenn ich es nicht besser wüsste“, sagte Garda zu Lutz, „könnte ich glauben, dass Sie und Winfried in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen!“

— „Wie meinen Sie das?“

— „Eben zum Beispiel: Ich hatte das Gefühl, dass Sie sich nur nicht trauten, weil er in der Nähe war.“

— „Das hat mit trauen überhaupt nichts zu tun!“, sagte Lutz barsch, um ihr zu signalisieren, dass er darüber nicht weiter sprechen wolle.

— „Er ist doch nicht Ihr Chef?“, bohrte sie dennoch weiter.

— „Nein, eigentlich nicht ...“, sagte Lutz, „Außer, dass er ein großes Projekt leitet und da bin ich ihm gewissermaßen unterstellt!“

Ob es vielleicht damit zusammenhinge, dass er vorher die Führung nicht habe übernehmen wollen?

— „Ich brauch das nicht“, sagte Lutz ziemlich laut und zeigte damit, wie sehr ihn ihre Frage bewegt. „Als ob man nur glücklich sein könnte, wenn man andere rumkommandiert, wenn man andere dazu bringt Dinge zu tun, die sie nicht tun wollen.“

Garda brannten die Argumente aus ihren Motivations- und Führungskursen auf der Zunge. Führung, das heißt motivieren, Mitarbeiter zu begeistern. Führung, das sollte Verführung bedeuten, sagte Garda immer in ihren Kursen. Mitarbeiter verführen, dass sie aus eigenem Antrieb aktiv werden, ohne jeglichen Druck und mit Spaß das tun, was von ihnen erwartet wird. Führen heißt auch Weichen stellen, aber nur dann, wenn Entwicklungen sonst die falsche Richtung nähmen. Motivationsbarrieren erkennen und beseitigen war auch eine der wesentlichen Aspekte guter Führung.

— „Vorhin hatte ich das Gefühl, dass Sie wegen Wolff nicht wollten?“, fragte Garda stattdessen.

— „Das hat damit überhaupt nichts zu tun!“

— „Wo liegt das Problem?“

Lutz schwieg. Wenn er nicht gewesen wäre, dann wären sie nicht zum Kilimandscharo gefahren. Seinem Bruder hatte eine Bildungsreise durch Griechenland vorgeschwebt. Ihr Vater hatte ihnen diese Reise geschenkt, dafür, dass Matthias sein Studium beendet und Lutz sein Abitur bestanden hatte. Ihr Vater sagte auch, dass sie doch vielleicht nach Griechenland könnten. Aber Lutz wollte unbedingt etwas Abenteuerlicheres unternehmen. Matthias sträubte sich dagegen, als Lutz ihm vorschlug zum Kilimandscharo zu fahren. Tagelang hatte Lutz ihm ständig vorgeschwärmt, wie toll so etwas sei. Sein Leben lang habe er davon geträumt auf den Kilimandscharo zu steigen. Matthias wunderte sich und sagte, dass er das nie mitbekommen habe. Er wüsste, dass er immer von Amerika geschwärmt habe, aber

der Kilimandscharo sei ihm neu. Das sei doch die Chance ihres Lebens, argumentierte Lutz unentwegt. Später, wenn er erst einmal verheiratet sei und Familie habe, könne er so etwas nicht mehr machen. Er sehe das doch bei ihrem Vater. Der arbeite doch immer, gönne sich nichts. Oder bei ihrem Großvater. Er habe nicht das Gefühl, dass ihrem Vater oder ihrem Großvater Edmund etwas gefehlt habe, hatte Matthias ihm immer wieder hartnäckig widersprochen. Vor allem ihr Opa lebte doch in einer Oase der Selbstzufriedenheit, sagte Matthias und Lutz widersprach, dass dies nicht die Ansicht ihrer Großmutter sei.

Garda fragte weiter behutsam nach, was das Problem zwischen ihm und Dr. Wolff sei.

— „Als ich in der Firma anfang, kümmerte er sich um mich!“, sagte Lutz. „Er war wie ein großer Bruder für mich!“

— „Und kommandierte Sie wie ein großer Bruder rum?“, fragte ihn Garda und als Lutz schwieg, fügte sie hinzu „Ist doch meistens so zwischen Brüdern?“

— „Nicht immer, manchmal sind es auch die kleinen Brüder, die die großen rumkommandieren ...“

— „Also Sie haben Winfried ...“

— „Nein, nein, ich meinte das nur im allgemeinen. So zwischen richtigen Brüdern.“

* * * * *

Blutig zerkratzt von Dornen und vorstehenden Ästen waren Fraukes Handrücken und Unterarme, ebenso wie ihre nackten Beine. Aber bei Cedrik sah es schlimmer aus, er war immer vorausgegangen und hatte nicht nur eine zerrissene Hose, sondern auch blutige Kratzer an seinen Beinen. Am Schluss waren sie auf dem teilweise mit Dornen überwucherten engen Pfad beinahe panikartig gelaufen, um den Angriffen der Bremsen zu entgehen. Stiche dieser Viehfliegen, auch Tabanidae genannt, waren besonders schmerzhaft. Sokrates brachte diese Plagegeister in seiner Verteidigungsrede der Apologia zu philosophischen Ehren. Wie eine Bremse einem Pferd lästig fiele und es mit seinen Stichen in Bewegung halte, so wollte er den Staat mit seinen quälenden Fragen in Bewegung halten. So vortrefflich war ihm dies gelungen, so lästig war er dem Staat gefallen, dass sie ihn zum Tode verurteilten. Aber Frauke und Cedrik hatten es in dem toskanischen Wald

nicht mit der sokratischen Varianten dieser Spezies zu tun, sondern mit völlig ausgehungerten und extrem blutdürstigen realen Exemplaren. Sobald sie ihr Tempo verlangsamt hatten, was sie immer wieder versuchten, spürten sie sofort schmerzhaften Bisse. Besonders gierigen Exemplare dieser Vampire gelang es sogar durch Hemd und Hose einen Schluck des begehrten Blutes zu ergattern. Nur in einem kontinuierlichen Dauerlauf konnten sie den Plagegeistern entkommen. Aber selbst dabei wirbelten sie sicherheitshalber mit ihren Händen durch die Luft oder klopfen ihre Körper prophylaktisch ab.

Vorhin sei ihm gewesen, als habe er wieder diesen verdammt Traum, den, in dem er sich nicht richtig bewegen könne. Natürlich sei ihm klar gewesen, dass er nicht träume, aber während er träume erscheinen ihm die Fantasiegebilde auch immer so real, dass er glaube wach zu sein, hatte Cedrik gesagt, als sie auf der Lichtung angekommen waren. Im gleißenden Sonnenlicht waren sie vor den Bremsen sicher. Zumindest kamen nur noch so wenige, dass sie sich mühelos vor ihnen wehren konnten. Sie saßen auf einer alten verwitterten Holzbank mit ihren Schuhen auf der Sitzfläche und ihre Arme um die angewinkelten Beine geschlungen.

— „War wohl eher ein Albtraum?“, stellte Frauke, die sich den Schweiß von der Stirne wischte, fragend fest.

— „Ja, ein Albtraum, allerdings kamen bisher noch in keiner Variante Bremsen vor, aber dennoch sind all diese Träume schlimmer gewesen, als das eben erlebte.“

— „Noch schlimmer?“, fragte Frauke in nicht nur gespielter Entsetzen. „wir haben Burbacki und Gumbrecht verloren, vielleicht haben wir uns sogar verlaufen, überall lauern diese bescheuerten Tiere, die Dornen zerkratzen meine Haut und zu allem Übel muss man noch Angst haben, von Jägern erschossen zu werden!“

Auf dem Trampelpfad lagen überall Schrothülsen, teilweise alt und verrottet aber auch neue, die so aussahen, als wären sie eben erst aus dem Gewehrlauf ausgeworfen worden. Was sie aber am meisten irritierte, waren die ständigen Schüsse, die immer näher zu kommen schienen. Burbacki war abrupt stehen geblieben und hatte sich geweigert weiter zu laufen, als er auf einen Haufen alter Hülsen tappte und gleichzeitig ein erster Schuss wie ferner Donner ertönte. Gumbrecht hatte ihn vergeblich versucht zu beruhigen mit der Bemerkung, dass seiner Meinung nach noch Schonzeit sei. Er habe es auf einem Schild gelesen.

— „Ja, Sie haben das Schild gelesen, aber haben es auch die Jäger gelesen?“, hatte Burbacki eingewandt und fragte dann noch sarkastisch, während er eine ziemlich frisch aussehende Patrone vom Boden aufhob, ob die

Schonzeit auch für Menschen gelte?

Eine Frage, die Burbacki selbst zu diesem Zeitpunkt als Galgenhumor betrachtete. Mit zitternder Hand hatte er die zerfetzte Hülse Gumbrecht entgegen gehalten und geraunt, dass sie noch warm sei. Der Bodenkappe aus Messing unter dem zerfetzten Kunststoffpfropfen glitzerte in der Sonne. Gumbrecht nahm sie und erklärte lachend und in einem Ton, wie man ihn bei kleinen Kindern gebraucht, dass sie warm sei, weil sie in der Sonne gelegen habe.

Immer wieder kündigte Burbacki an, dass er zurückgehen würde, aber niemand hielt dies für wahrscheinlich, denn Burbacki fürchtete sich ohne die Gruppe und niemand würde ihn zurückbegleiten. Also trottete er sporadisch protestierend neben Gumbrecht einher. Aber auch wenn Burbacki sein mögliches Ende, sei es durch Überanstrengung, tödliche Schrotkugeln oder durch den Biss giftiger Spinnen und Schlangen, immer wahrscheinlicher vorkam, kämpfte er noch wacker um das, was ihm lieb und teuer war, die Zierde seiner Füße. Behutsam setzte er Schritt um Schritt, denn trotz aller Angst und Panik, achtete er sorgfältig darauf, dass er seine schicken Schuhe nicht verdreckte oder an hervorstehenden Wurzeln oder Dornen gar zerkratzte. Geschickt, wie es auch ein geübter Psychologe gemacht hätte, brachte Gumbrecht ein neues Thema auf. Niemand wunderte sich, dass er mit ein paar Fragen rund um Handys nahezu unverzüglich Burbackis volle Aufmerksamkeit gewann. Was es denn für Tarife gäbe, die für ihn interessant seien, wenn er sein Handy gegen ein aktuelles eintauschen wollte. Burbacki schaute Gumbrecht erschrocken und erstaunt an. So als habe ihm gerade ein katholischer Priester eröffnet, dass er eine Ehefrau suche und nun von ihm wissen wolle, wie er am einfachsten eine finden können. Als er sich gefasst hatte, sagte Burbacki, dass es bei seinem Handy nichts zu tauschen gäbe. Aber sicherlich würde man es als Elektronikschritt in einem der zahlreichen Handysshops zurücknehmen. Gumbrecht brauchte kein Interesse zu heucheln, denn er kann sich für alles und jedes Thema zu jeder Zeit begeistern, warum also nicht auch für Handys. Klingeltöne seien zwar interessant aber was ihn eigentlich mehr interessiere, unterbrach er Burbacki einmal, ob es denn auch möglich sei Musik oder Hörbücher mit den Handys abzuspielen. Er könne sich dann im Zug oder so, interessante Vorträge oder Bücher anhören. Irgendwann gelang es ihm dann auch Burbacki für die Etrusker zu begeistern, obwohl es sich doch bei diesem alten Kulturvolk um eine handy- und krawattenlose Gesellschaft handelte. Gumbrecht stellte Scheherazade in den Schatten, getrieben von der Angst vor Burbackis Jammern, denn auch er konnte nicht sicher sein, es allzu lange ohne psychischen Schaden zu überleben. Allerdings bewegten sich Gumbrecht und Burbacki sehr

langsam und sie waren kontinuierlich hinter Frauke und Cedrik zurückgeblieben und schon bevor sie vor den Bremsen davonliefen, hatten sie die beiden nicht mehr hinter sich gesehen.

Später als Cedrik und Frauke alleine waren und als ihnen die Schüsse häufiger und der Pfad dunkler vorkamen, wollte Frauke ängstlich von Cedrik wissen, ob er sich sicher fühle. Auch wenn Burbacki ansonsten irrational und hysterisch sei, so wäre doch seine Angst bezüglich der Jäger nicht ganz unberechtigt gewesen. Was wenn ein Jäger sie im Zwielficht für Wild hielte? Sie hatte gespürt, dass auch Cedrik Angst hatte, als er versicherte, dass kein Jäger schießen würde, bevor er sich hundertprozentig sicher wäre. Aber Frauke spürte, dass er es nur sagte, um sie aber vor allem auch sich selbst zu beruhigen.

Im hellen Licht der Sonne auf der Lichtung legte die Angst eine Pause ein und Frauke lauschte Cedriks Beschreibung seines Albtraums.

— „Stell’ dir diesen Pfad vor und dass du immer langsamer und schwerfälliger wirst, bis dass du dich fast nicht mehr bewegen kannst, dann verstehst du meinen Albtraum!“, sagte Cedrik. „Zuerst ist es wie ein ganz normaler sonntäglicher Spaziergang breiter Weg, Sonnenschein. Ich, ein Kind, an den Händen von meinen Eltern. Dann plötzlich wird der Weg enger und dunkler. Mein Vater vor mir, und ich halte weder seine Hand noch die von meiner Mutter. Schwitzend und stöhnend läuft mein Vater vor mir her. Ohne Rücksicht auf eigene Blessuren zwingt er sich durchs Dickicht und zerbricht überhängende Zweige. Meist sehe ich ihn nur von hinten, denn er schaut sich nur selten um. Mein Abstand zu ihm wächst ständig. Ich solle mich nicht so anstellen, sagt er, wenn er sich umdreht, denn er mache mir doch schließlich den Weg frei. Dicht hinter mir meine Mutter. Ich kann sie kaum hören, aber ich spüre ihren Atem im Nacken. Ab und zu ermahnt sie mich schneller zu gehen, damit wir meinen Vater nicht aus den Augen verlieren. Dabei kann man sich auf diesem Pfad nicht verlaufen. Das dichte Unterholz und die Büsche auf beiden Seiten scheinen undurchdringlich. Viel dichter als der Pfad hier. Dann wird der Traum unreal, Arme ranken sich aus den Büschen mir entgegen. Sie versuchen mich aufzuhalten oder vom Weg ins Unterholz zu ziehen. Plötzlich bewegen sich meine Beine nicht mehr. Ich komme nicht mehr vorwärts. Ich versuche auf dem Boden weiterzuroben, aber komme nur noch millimeterweise vorwärts. Lehmiger feuchter Boden. Ich habe das Gefühl, dass ich sofort loslaufen könnte, wenn ich mich nur umdrehte und in die entgegengesetzte Richtung lief. Aber meine Eltern haben meine Hände gepackt und ziehen und zerren, aber die Arme aus den Büschen helfen mir, sie halten mich fest.“

— „Bist du noch ein Kind?“, fragte Frauke, und als er sie fragend an-

schaute, fügte sie hinzu „In dem Traum meine ich natürlich!“

— „Eigentlich schon, aber gleichzeitig auch erwachsen. Das ist so eine merkwürdige Mischung. Am Anfang eher ein Kind, dann kurz bevor ich aufwache eher erwachsen.“

— „Ich habe auch oft solche Träume, also ich meine, in denen ich mich nicht mehr bewegen kann!“

— „Es ist nicht nur diese Bewegungsunfähigkeit. Es ist diese fürchterliche Angst auf dem falschen Weg zu sein, aber mein Vater ist sich in dem Traum immer so verdammt sicher, dass er den richtigen Weg kennt.“

— „Und? Hat er recht? ... Ich meine, kommt ihr an, wo ihr wollt?“

— „Keine Ahnung. Ich wache ja immer mittendrin auf. Manchmal schweißgebadet.“

— „Den Traum könnte man einfach deuten ...“, begann Frauke und wurde brüsk von Cedrik unterbrochen.

— „Bitte keine Deutungen. Das ist mit einer der Gründe, weshalb ich bisher niemandem von diesem Traum erzählt habe. Angst vor Deutungsversuchen!“ und dann wechselte er das Thema „Also, wenn Burbacki und Gumbrecht noch hinter uns sind, sollten sie bald hier auftauchen! Vielleicht stecken die fest. Ich meine Burbacki steht irgendwo und will nicht mehr weiter. Vielleicht er dort, wo es etwas lehmig war, nicht mit seinen Schühchen durchgehen. Dass der überhaupt gelaufen ist, war schon fast ein Wunder.“

— „Was heißt Wunder? Das war Gumbrechts Redekunst!“, sagte Frauke und fragte dann leiser und vorsichtig, ob er Angst davor habe, dass man seinen Traum falsch interpretieren könnte.

Cedrik sagte, dass er überhaupt nichts von Traumdeutungen halten. Für ihn seien Träume Schäume.

— „Für mich ist diese ganze Traumdeuterei nur Hokusfokus. Also im Prinzip ist es ja ganz nett und klingt oft ganz überzeugend, aber trotzdem ist das ganze sehr unwissenschaftlich. Irgendwo glaube ich mal gelesen zu haben, dass manche heute in der Psychologie davon ausgehen, dass es eigentlich gar keine Interpretationen gibt. Das Gehirn nutzt lediglich die Zeiten in der Nacht, um aufzuräumen und zu entrümpeln.“

Cedrik schweigt eine kurze Weile und sagt dann, dass es nichts mit einem unbewältigten Ödipuskomplex oder so zu tun habe. Aber es helfe ihm nicht weiter wenn jemand versuche durch Traumdeutungen seine Eltern schlecht zu machen.

— „Das wollte ich doch nicht!“, wehrt sich Frauke.

— „Nein, ich meinte das ja eher ganz allgemein. ... Ich will natürlich nicht sagen, dass sie keine Fehler in ihrer Erziehung gemacht hatten, aber

was bringt's, wenn man ständig darauf herumreitet? Etwas, was man sowieso nicht mehr rückgängig machen kann. Warum sie also schlecht machen? ... Es klingt irgendwie blöd, aber es ist so, dass sie doch im Prinzip nur mein Bestes wollten."

— „Du bist wirklich ein lieber Junge!“, sagt Frauke und schaut ihn dabei liebevoll an. So wie es immer seine Mutter getan hatte, wenn er etwas besonders Liebes gesagt oder getan hatte. Cedrik hatte das Gefühl, als würde sie ihm nun jeden Moment noch über den Kopf streicheln, so wie es seine Mutter in solchen Momenten getan hatte.

— „Aber ein wenig Kritik kann auch deinen Eltern gegenüber nichts schaden“, sagte Frauke und fragte nach einer Weile „Und was ist es, was sie von dir wollen?“

— „Ich verstehe nicht? Was meinst du?“

— „Du sagtest eben, dass sie nur dein Bestes wollten. Was ist das 'Dein Bestes'?“

Cedrik schaute demonstrativ auf seine Uhr und mit einem „Burbacki und Gumbrecht müssten längst hier sein!“ unterbrach Cedrik abrupt das Thema. „Entweder haben die einen anderen Weg genommen, oder die haben ein Problem. Ich denke, wir sollten zurück. Es macht keinen Sinn alleine weiter vorzugehen!“

— „Nein, in diesen Dschungel kriegt mich keiner mehr rein.“, sagte Frauke beinahe hysterisch schreiend.

Cedrik erschrak über die Heftigkeit ihrer Ablehnung. So stellte er sich nicht das Nein einer Frau vor, die wie sie noch am Tag zuvor in der Hotelbar erklärt hatte, Probleme mit dem Nein sagen zu haben.

Auf der Lichtung war sie energisch. Sie wollte keinesfalls zurückgehen.

— „Also vor uns sieht der Weg auch nicht besser aus!“, sagte Cedrik.

— „Dann bleibe ich hier sitzen ...“

— „Bis es dunkel wird und die Fliegen auch hierher kommen?“, sagte Cedrik.

— „Lass uns einfach noch ein wenig hier sitzen!“

Sie saßen schweigend nebeneinander, ihre Blicke nach innen gekehrt. Außer dem Zirpen der Zikaden und Grillen schien es keine anderen Geräusche zu geben, ab und zu in der Ferne das kaum wahrnehmbare Quaken von Fröschen. Die Jäger schienen eine Pause eingelegt zu haben, oder sie hatten ihr Treiben für diesen Tag beendet.

Leise und fast unhörbar, während er auf den Boden starrte, fast so als lese er aus den Spuren der Waldameisen vor.

— „Eigentlich wäre ich gerne Musiker geworden ...“

Suchend schweiften seine Blicke über den Boden, folgten einigen Ameisen, die irgendwelche Körner mit sich schleppten.

— „Und? ... Warum bist du es nicht geworden?“, ermunterte Frauke ihn weiterzureden.

Mit einem kleinen Stöckchen, das direkt vor ihm lag, ritzte Cedrik eine Furche quer durch den Weg der Arbeiterinnen, die unbeirrt in den neu entstandenen Graben hinabstiegen. Cedrik hielt den Stock hoch und betrachtete die Ameisen, die seinen Stock erklommen hatten.

— „Du kennst meinen Vater nicht!“, sagte Cedrik und ließ dabei eine Ameise auf seinen Daumen krabbeln. „Musik liebt er, wenn man sie konsumiert. In der Oper, im Konzert ... aber selber machen? ... Musiker, das sind seiner Meinung nach Lebenskünstler oder Überlebenskünstler, was bei ihm so viel wie Hungerleider oder so bedeutet. ... Aus mir sollte etwas Anständiges werden ... Ich sollte einen seriösen Beruf wählen ...“

Cedrik spielt mit der Ameise, lässt sie zwischen Zeigefinger und Daumen hin und her laufen.

— „Und das war die Mathematik ...“

— „Für meinen Vater?“, rief Cedrik aus „Besser als Musiker, aber ein Mathematiker war für meinen Vater auch nichts Erstrebenswertes. ... Aber es war ein Kompromiss ...“, sagte Cedrik und verzog dabei angewidert sein Gesicht, während er die Ameise zwischen Zeigefinger und Daumen zermalmte, „Ich habe meinen Vater enttäuscht!“

— „Kompromiss zu was?“, wollte Frauke wissen.

— „Zwischen einem seriösen Beruf und einer ... unakzeptablen Beschäftigung wie Künstler.

— „Aber es gibt doch viele, die ein beachtliches Einkommen als Musiker haben?“

— „Wenige, nur wenige, so wie im Lotto. Die meisten kämpfen um die nackte Existenz!“

— „Sagt dein Vater?“

Cedrik schaut sie überlegend an und sagt dann, dass sein Vater hierbei wohl recht habe. Eigentlich habe er es auch selbst eingesehen, dass Musik nicht das richtige für ihn sei, nicht nur wegen seinem Vater.

— „Es klingt nicht so!“, sagt Frauke.

— „Wie meinst du das?“

— „Wenn du sagst, dass du es eingesehen hast, klingt soviel Trauer und Resignation in deiner Stimme ...“

— „Nein, mir hat mein Studium gefallen ...“

— „Und deine Arbeit?“

— „Nicht das, was mein Vater unter einer ordentlichen Arbeit versteht!“

Hohes Ansehen und Geld verdienen, seien die beiden Kriterien für seinen Vater. Deshalb war klar, dass seine Söhne Jura studieren sollten oder Medizin.

— „Ärzte und Juristen, die stehen ganz oben bei meinem Vater!“, sagte Cedrik verachtungsvoll.

— „Jurist?“, fragte Frauke ungläubig, „Gibt es da nicht auch viele, die ihr Leben als Winkeladvokaten fristen?“

— „Also Winkeladvokaten sind solche, die im Prinzip keine Juristen sind, also die keine Uni gesehen beziehungsweise abgeschlossen haben.“, verbesserte sie Cedrik, „aber du meinst bestimmt die ganzen Juristen, die Kanzleien haben, die sich nicht richtig tragen, oder die bei anderen Juristen schlecht bezahlt mithelfen? ... Weißt du, diese Gefahr hätte es für mich und meine Geschwister nicht gegeben. Die Kanzlei meines Vaters floriert! Der beschäftigt einen Stall voll Juristen und Steuerberater. Es ist die größte und angesehenste Kanzlei der Stadt. Was sag’ ich, des ganzen Landkreises. Es gibt keine offizielle Veranstaltung der Stadt, zu der mein Vater nicht als Ehrengast geladen wird. Alles was Rang und Namen hat in weitem Umkreis gehört zu den Bekannten und Freunden meines Vaters.“

— „Und Mathematiker ist kein seriöser Beruf für deinen Vater?“

— „Natürlich nicht, sagte ich doch schon. Wenn ich wenigstens Chef wäre in der Firma, dann wäre das etwas anderes.“, sagte Cedrik.

— „So toll finde ich Gumbrechts Arbeit auch wieder nicht ... Im Prinzip ist der doch so etwas wie ein Buchhalter. Immer das gleiche. Füllt Formulare aus, stellt Anträge und muss sich noch mit seinen Mitarbeitern rumärgern und das ganze für ein paar Euro mehr ...“, begann Frauke und wurde von Cedrik unterbrochen.

— „Was heißt Gumbrecht? Nein, für meinen Vater müsste es schon mindestens Baumeisters Stelle sein. Entwicklungsleiter, das wäre etwas! ... Der hat es bis heute nicht verwunden, dass ich freiwillig auf seine Praxis verzichtet habe, um ein Leben als kleiner Mathematiker zu fristen.“

— „Aber warum wolltest du eigentlich nicht? ... Ich meine, so schlecht ist Jura doch auch nicht. Und wenn man dann noch so tolle Zukunftsaussichten hat?“

— „Was sind das für Aussichten, wenn alle immer nur sagen, dass man sich doch nur ins gemachte Bett gesetzt habe ... Ich wollte mein Leben selbst gestalten! Etwas leisten, worauf ich selbst stolz sein konnte.“

— „Das ist doch nur am Anfang so. Schau dir doch mal die ganzen Reichen an. Wie viele haben es selbst geschafft. Die meisten haben doch geerbt. Wenn die alle auf ihr Erbe verzichtet hätten ...“

— „Eigentlich sind es gar nicht die anderen.“, unterbrach Cedrik sie. „Ich

hätte selbst vor mir keinen Respekt gehabt. Ich wäre mir immer wie ein Nichts vorgekommen, einer der im Schatten seines Vaters steht. Wenn du willst kannst du das auch einen Ödipuskomplex nennen ...”

Cedrik wurde plötzlich mitten im Satz durch zwei Schreie unterbrochen. Frauke krallte sich fest an Cedrik, der sie in die Arme nahm.

— „Das ist weit weg ...”, versuchte Cedrik sie und gleichzeitig auch sich selbst zu beruhigen.

— „Und das?“, flüsterte Frauke kaum hörbar, während sie in Richtung des Pfades zeigte, von wo sie gekommen waren.

Man brauchte nicht über die geschärften Sinne eines Jägers zu verfügen, um die Geräusche richtig zu interpretieren. Auf dem Pfad von dem sie gekommen waren, rannte wahrscheinlich mehr als eine Person in ihre Richtung. Sie rannten in Panik ohne Rücksicht auf den Lärm, den die zerbrechenden Äste oder Zweige unter ihren Füßen machten.

* * * * *

Cutu kam sich albern vor auf seinem Schemel im Innenhof von Therons Villa. Hier sollte er warten, während man die Herrin rief. Zwei Frauen, die ihre Essenvorbereitungen im Freien machten, beäugten ihn neugierig. Die eine, die jüngere der beiden, schauten verstohlen auf ihn, während sie einen Teig knete und die andere, die vom Alter die Mutter, wenn nicht gar die Großmutter, der anderen sein könnte, schaute ohne Scheu auf ihn, wobei sie Fische ausnahm. Als er von einem Diener hereingeführt wurde, schauten sie sich an und lachten. Er wunderte sich über sich selbst, dass ihn dieses Lachen irritierte, dass es ihm so vorkam als lachten sie über ihn. Normalerweise konnte kaum etwas sein Selbstbewusstsein tangieren, aber plötzlich kam er sich vor wie ein unerfahrener Jüngling. Es war ihm, als flüsterten sie zueinander, noch etwas Nektar für unser Bienchen. Plötzlich bereute er es vorbeigekommen zu sein, dabei hatte er lange mit sich gerungen. Sicherlich wäre er nicht gekommen, wenn sie nicht bei der Verabschiedung nochmals vielsagend und mit einem Augenzwinkern, was Theron nicht bemerkte, zu ihm gesagt hätte, dass er ja nun wisse, wo er die Informationen herbekommen könne. Für ihn war Melissas and Therons Abschied überraschend gekommen, denn er war so auf das Kottabosspiel konzentriert gewesen, dass er nicht bemerkt hatte, dass Melissa immer wieder auf ihren Mann einredete, endlich mit ihr zu gehen, sie sei zu müde, um dem albernem Spiel weiter

beizuwohnen. Schließlich hatte sie ihren Mann energisch aus den Reihen der Kottabosspieler weggezogen.

Er war verrückt, statt sich schnellstmöglich in die Sicherheit seines Schiffes zu begeben, so wie Thiphilnia ihn beschwörte, brachte er sich in Gefahr. Cutu bezweifelte mittlerweile, ob Melissa wirklich Informationen für ihn haben könnte. Sie war scharf auf ein, da war er sich sicher. Cutu hatte einen Blick dafür. Er rühmte sich, dass er jeder Frau nur einmal in die Augen zu schauen brauchte und dann wüsste er, ob er bei ihr landen könnte oder nicht. Allerdings gab es nur wenige Frauen, die ihm ernsthaft widerstehen konnten. Selten schaffte es die Natur eine derartige Harmonie zwischen Körper und Geist herzustellen wie bei Cutu. Ein Mann, der andere Menschen auch in hässlichem Äußeren in seinen Bann schlagen würde, aber Cutu war schön. Göttlich schön. Cutu lächelte auf seinem Schemel, als er an die Cvera, die Skulptur, dachte für die er Modell gestanden hatte. Nackt nur mit Helm und Speer steht sein Ebenbild in Bronze im Tempel des Laran in Populonia. Der Künstler, ein Freund von ihm, hatte es so gewollt. Er kenne keinen Menschen, der so sehr dem Gott des Krieges gleichkäme wie Cutu. Ein Gott des Krieges, auf dessen Schlachtfelder kein Blut floss und der nichts von Kriegen wissen wollte, der immer nur in Turans Gebieten wilderte. Turan mit ihren schwarzen Schwänen, die Göttin der Liebe.

Auch wenn Melissa nicht sein Typ war, war Cutu dennoch gekommen. Seine Geilheit hatte ihn in Lebensgefahr gebracht. Er hatte sich eingeredet, dass er nur zu ihr ginge, um Informationen über seinen Vater zu erhalten. Aber in Wirklichkeit hatte er der Versuchung nicht widerstehen können. Er war ein Süchtiger, aber seine Droge waren Frauen. Wie ein Abhängiger konnte er sich nicht verwehren. Auch nicht nach einer Nacht wie der letzten. Er könnte jetzt zufrieden und befriedigt träumend unter einer Zypresse im Schatten liegen. Könnte Frauen mit dem kalten Blick eines Wissenschaftlers passieren lassen. Wie Löwen, die faul und träge im Sand der Savanne nach einem opulenten Mahl einer fetten Gazelle oder Antilope. Sich langsam mit ihrem Schwanz Luft zufächelten und sich gleichzeitig die Fliegen vom Fell hielten. Dann wenn kleiner Nager und Vögel übermütig und fast ohne Angst um die riesigen Raubkatzen wandern können. Dann wenn andere Fleischfresser gefahrlos sich an den Resten der Löwenbeute bedienen können. Nur hin und wieder ein kurzes Aufblitzen des Jagdtriebes in Katzenaugen, aber einen kurzen Augenblick, bevor sich träge die Lider über den Augen wieder schließen. Cutu, war wie ein Raubtier, was auch mit vollem Magen weiterjagte, auch wenn es kaum mehr laufen konnte. Die meisten Männer könnten nach Cutus letzter Nacht kaum mehr eine Frau erregen, aber Cutu war anders. Ihn erregte die Vorstellung, dass er Melissa haben

könnte. Auch wenn er, wie er sich selbst einredete, nur gekommen war, um Informationen über seinen Vater zu erhalten.

— „Meine Herrin kommt gleich!“, sagte der Diener, der ihn bereits ins Haus geleitet hatte und dann verschwunden war, um Melissa zu holen.

Die Worte des Dieners irritierten ihn, ebenso wie das erneute Lächeln der beiden Frauen, denen der Diener dafür strafenden Blick zuwarf. Cutu befremdete, da es sich nicht mit seinen Fantasien deckte, dass er mitten auf dem Innenhof, inmitten der Diener auf Melissa warten sollte. Eigentlich hatte er sich vorgestellt, dass man ihn sofort schon bei seiner Ankunft diskret in ein romantisches Zimmer geleitet hätte, eines in dem er mit Melissa alleine und ungestört sein könnte. Als der Diener auf ihn zukam, hatte Cutu erwartet, dass er ihn bitten würde ihm zu folgen. Dass er ihn direkt ins Schlafgemach seiner Herrin geleiten würde. Aber sein „Meine Herrin kommt gleich!“ war wie eine Niederlage. Wie sollte es nun weitergehen. Wenn Melissa in den Innenhof käme könnte inmitten der Dienerinnen und Diener nur höchst unerotisch weitergehen.

— „Ist dir jemand gefolgt?“, fragte ihn Melissa sofort nach der Begrüßung und Cutu spürte, dass sein Besuch entgegen ihrer Einladung der letzten Nacht nicht willkommen war.

Warum er gekommen sei, fragte sie ihn gehetzt, und er fühlte, dass es ihr am liebsten wäre, wenn er unverzüglich wieder ginge. Als er sie daran erinnerte, dass sie ihm doch gesagt habe, dass sie weitere Informationen über seinen Vater habe, wehrte sie ab. Er solle nicht sich und andere in große Gefahr bringen. Ihr Geschäft stehe auf dem Spiel. Wenn herauskäme, dass er sie besucht hätte, könnten sie einpacken.

— „Du solltest jetzt gehen!“, sagte Melissa.

— „Nicht bevor du mir sagst, was du weißt!“

— „Ich weiß nichts!“, sagte sie und Cutu spürte, dass dies nicht stimmte. „Aber wenn du mehr über den Tod deines Vaters wissen willst, solltest du dich an Sethre Unata wenden! Er habe seinen Hof direkt bei dem Karthager Abdanitu. . . Und jetzt solltest du wirklich gehen!“.

* * * * *

Ein Schrei voller Erschrecken und Panik. Ein Aufschrei der alleine genügt hätte, sie auf der Stelle erstarren zu lassen, wäre da nicht beinahe gleichzeitig dieser andere durchdringendere Schrei gewesen. Animalisch, wie ein Tier in höchster Gefahr und Panik.

Lutz Willach stellte sich schützend vor Garda und Sylvia, obwohl er nichts sehen konnte, vor wem er sie bewahren konnte. Wie festgewurzelt standen sie und schwiegen. Sie trauten sich fast nicht mehr durchzuatmen. Der Urheber einer der beiden Schreie musste Wolff gewesen sein. Auch wenn ein Angstschrei wenig mit der normalen Sprechstimme eines Menschen gemeinsam hat, waren sie sich fast sicher, dass es Wolffs Stimme gewesen sein musste. Außerdem stimmte die Richtung. Wolff war dort hinter einer Wegbiegung wenige Meter vor ihnen verschwunden. Dichtes Unterholz und Büsche verhinderten jede Sicht. Nach dem Schrei zu urteilen konnte er fast zwanzig Meter von ihnen entfernt sein.

Selbst Garda erschien plötzlich ängstlich und unsicher. Sie, die bisher immer so wirkte, als habe sie jede Situation im Griff und als sei alles, auch das was offensichtlich nicht nach Plan lief, ein Teil des Seminars.

* * * * *

Frauke hat ihr Gesicht zwischen Cedriks Schulter und Brust gepresst. Still und bewegungslos verharrt sie und genießt das Gefühl von Schutz, das ihr Cedriks Arme gaben, die er um ihre Schultern geschlungen hatte. Ein Verhalten, was meist zu Unrecht als Vogel-Strauß-Politik bezeichnet wird. Entgegen der weitverbreiteten Meinung stecken die größten Vögel der Welt keineswegs bei drohender Gefahr ihren Kopf in den Sand. So hätten sie die Evolution in den Savannen und Wüsten kaum überleben können, höchstens auf einer Insel ohne Raubtiere. Zudem hat es ein Strauß nicht nötig, den Kopf in den Sand zu stecken, denn er ist schnell genug, um vor seinen Feinden wegzulaufen zu können. Darüber hinaus sollen sie in der Lage sein, Tritte auszuteilen, die kräftig genug sein können, einen Löwen oder einen Menschen zu töten. Dennoch ist etwas Wahres an dem Gerücht, denn wenn sie brüten, legen sich Strauße oft auch flach auf den Boden. Kopf und Hals ausgestreckt, also den Kopf auf den Sand. Aus der Ferne sieht man dann aber nur noch den Körper des Vogels. Der Kopf scheint dann in den Sand gebohrt.

— „Diese Schreie oder was immer es war, waren weit weg von hier!“, sagte Cedrik nochmals.

— „Aber nicht weit weg genug, um irgendwelche Tiere aufzuschrecken!“, sagte Frauke und zeigte in Richtung des Pfades, von dem sie gekommen waren und von wo das Brechen der Äste und Zweige immer lauter wurde und näher kam.

Frauke und Cedrik hatten Angst, aber dennoch versteckten sie sich nicht. Vor allem Frauke ging fatalistisch davon aus, dass sie dem, was kommen würde, nicht entgehen könnte. Bewegungslos und starr lehnte sie an Cedrik, der das Gefühl hatte, sie würde wie eine Steinsäule fallen, wenn er sie nicht stützte.

Aber ihr Zustand höchster Anspannung löste sich nach ewig erscheinenden Sekunden beim Anblick eines leichenblassen Burbacki zumindest teilweise. Hinter Burbacki rannte Gumbrecht auf die Lichtung.

— „Gott sei Dank! Da seid ihr ja!“, rief Burbacki, als er die Lichtung betrat und sie erblickte „Ich dachte schon ihr ...“, dann schaute er panisch umher, „Habt ihr auch diese schrecklichen Schreie gehört?“

* * * * *

— „Der Arme!“, singt Garda in sorgenvollem beinahe mütterlichem Tonfall zu Wolff, der immer noch leichenblass war und flach atmete „Sie haben ihn erschreckt!“

— „ICH“, schreit Wolff beinahe „... habe DEN erschreckt? Dieser Zombie hat mich fast zu Tode erschreckt! Ich raff's nicht: Statt mich zu bedauern, zeigen Sie Mitleid mit dem Monster.“

— „Er heißt Cazzo und ist absolut harmlos!“, sagt Garda unbeschwerte lachen, als beruhige sie nur ein unwissendes Kleinkind.

— „Weiß er das auch selbst?“, fragt Wolff sarkastisch, „So wie der aussieht, könnte der ungeschminkt und unmaskiert in jedem Vampirfilm mitspielen!“

— „Der ist nur auf den ersten Blick so furchterregend. ...“

— „Was heißt hier auf den ersten Blick. Wenn einer ein schwaches Herz hat, könnte das der entscheidende, der letzte Blick sein. Wenn vor dir, scheinbar aus dem Nichts, ein Riese auftaucht mit einem Blick als wäre er gerade einer Gruft entstieg ... und dich dann noch mit Schimpfwörtern überschüttet ...“

— „Cazzo kennt nur Schimpfwörter! Er hat nie sprechen gelernt. Nur Schimpfwörter kann er sich merken und sprechen. Darin ist er sogar mehrsprachig. Hat er von den Touristen gelernt. Man nennt ihn Il Cazzo, weil Cazzo sein am meisten benutztes Wort ist. Er hört es wohl auch am meisten. Er redet wie ein Papagei und weiß nicht was er sagt. ... Der Arme, jetzt irrt er bestimmt voller Angst durch den Wald ...“

— „Muss ich jetzt etwa ein schlechtes Gewissen haben?“, fragt Wolff verächtlich und verärgert.

— „Und was bedeutet Cazzo?“, fragt Lutz Willach.

— „Sie wissen es wirklich nicht?“, fragt ihn Garda, nachdem sie ihn kritisch und ungläubig gemustert hatte.

— „Nein, ich spreche doch kein Italienisch!“

Sie kenne es auch nicht, bekundete auch Sylvia ihr Interesse.

— „Also Cazzo ist das Lieblingsschimpfwort der Italiener, wird wie ‘Scheiße’ im Deutschen benutzt. Aber hat eine andere Bedeutung!“

— „Und die lautet!“

— „Schwanz!“

Lutz Willach zuckte zusammen, so als habe sie ihn als Schwanz beschimpft.

— „Aber daran denken die Italiener heute eigentlich nicht mehr, wenn sie es benutzen. Sogar der Papst Benedikt XIV solle das Wort benutzt haben. Als man ihn darauf aufmerksam machte, dass er doch nicht so ein schmutziges Wort benutzen solle, erwiderte er ‘Cazzo, cazzo! Ich werde es so oft sagen, bis es nicht mehr schmutzig ist, cazzo!’“

— „Der deutsche Papst?“, fragte Sylvia ungläubig.

— „Nein, der residierte Mitte des 18. Jahrhunderts.“

* * * * *

Schon von weitem, als Cutu sich langsam Stenia näherte, hörte er sie schimpfen. Sie stand bei einer anderen Frau, deutlich älter als sie. Ob er es denn nichts rieche, fragt sie dann Cutu als Antwort auf seine Begrüßung. So als sei er ein alter Bekannter und als habe er die ganze Zeit bei der Unterhaltung dagestanden und wisse worum es ging. Sie hätten zuerst an diesem Ort gewohnt, dann sei dieser Schmutzwäscher aufgetaucht, sagte sie mit vor Ekel verzerrtem Gesicht. Tag und Nacht müsse sie den ekelerregenden Gestank nach Ammoniak und Urin ertragen.

— „Warum musste der gerade hier sein Geschäft aufmachen, direkt vor unserem Hof!“

Cutu wunderte sich, denn der penetrante Gestank von Pferde und Rindermist ihres eigenen Hofes überlagerte alle anderen Gerüche. Selbst die empfindlichste Nase könnte darin keinen menschlichen Urin herausreichen. Selbst als Cutu noch bei Abdanitu, dem Objekt ihres Hasses gestanden hatte, roch Cutu bereits den Gestank des Hofes, aber dort vermischt mit den

Ausdünstungen von verfaultem Urin und Ammoniak, die eindeutig von Abdanitus Anwesen herkamen. Abdanitu, den sie meist nur geringschätzig als den „Karthager“ bezeichnete, stammt in Wirklichkeit von der von Karthagern dominierten Insel Ichnoussa, die von den Griechen auch wegen ihrer an einen Fußabdruck erinnernden Form Sandalyon genannt wurde. Heute ist die Insel unter dem Namen Sardinien bekannt. Abdanitu betrieb eine Färberei und Wäscherei. Ein Gewerbe, welches in dieser Zeit mit Gestank einherging. Abdanitu, der gerade vor seinem Geschäft gestanden hatte, als Cutu kam, hatte ihn überaus freundlich begrüßt gehabt, aber als er ihn nach dem Haus von Sethre Unata gefragt hatte, hatte sich sofort seine Mine verdunkelt. Verächtlich hatte er mit seiner Hand auf die keifende Frau gezeigt und gesagt, dass sei Stenia, Sethres Frau. Eigentlich könne die ja nichts für ihren Mann. Aber ihm gönne er eine solche Frau. Ob er ein Freund von Sethre sei, wollte er wissen. Cutu fand, dass sein lauernder Gesichtsausdruck bedrohlich wirkte. Wäre Cutu ein Freund Sethres gewesen, hätte er sich sicherlich nicht getraut es ihm unverblümt zuzugeben. Er kenne ihn noch nicht einmal, beeilte sich Cutu unumwunden ihm mitzuteilen. Dann werde er ihn kennenlernen, hatte Abdanitu daraufhin sarkastisch zu ihm auf Punisch gesagt. Abdanitu sprach die punische Variante, wie man sie auf Ichnoussa spricht. Cutu war sie sogar geläufiger als das Punisch der Karthager selbst. Was er von ihm wolle, fragte Abdanitu dann wieder in Etruskisch, in seinem unverkennbaren phönizisch-punischen Akzent. Nur Lügen und Märchen könne er von seinem Nachbarn erfahren, warnte er Cutu, nachdem dieser ihm sein Anliegen geschildert hatte. Wenn Cutu auf ihn höre, könne er sich den Besuch sparen. Außerdem werde er ihn wohl eh nicht antreffen. Für die Flüche, die er dann für Sethre hatte, benutzte er wieder seine Muttersprache, denn die etruskischen, die er kannte schienen ihm nicht beleidigend genug.

— „Manche kommen aus der Fremde, aber verhalten sich loyal, während andere hier geboren sind, und sich wie Feinde des Landes verhalten!“

Für Cutu gab es keinen Zweifel. Mit dem Fremden meinte Abdanitu sich selbst und mit seiner Gestik hatte er klar gemacht, dass er Sethre zu den Feinden des Landes zählte. Freiwillig würde er nicht zu ihr gehen, hatte Abdanitu ihm noch nachgerufen, als sich Cutu auf den Weg zu Sethres Haus machte, vor dem immer noch Stenia wild gestikulierend in einer Unterhaltung vertieft war.

— „Die Männer!“, fuhr Stenia mit ihrem Beschimpfungsmonolog fort, „sind alle gleich!“, aber Cutu hatte das Gefühl, dass sie ihn dabei fragend anschaute, so als könne er die große Ausnahme sein. Die Alte nickte eifrig dazu, um zu zeigen, dass dies auch ihre Lebensweisheit sei. Sie musste Stenias Mutter sein, denn die Gesichtszüge waren zu ähnlich, als dass es

Zufall sein konnte. Ein von der Sonne gegerbtes Gesicht, voller Falten und Runzeln. Aber Stenias Gesicht, zeigte bereits die ersten Siege des Alters, obwohl sie durchaus noch jugendlich wirkte.

— „Die stellen sich extra so vor Abdanitus Amphoren, in denen er Urin sammelt, dass ich ihre stinkenden Dinger deutlich sehen kann. Manchmal wedeln sie damit noch in meine Richtung. Die glauben wirklich das dies mich anmachen könnte.“, fuhr sie unter dem konstanten Nicken ihrer Mutter fort.

Während sie Abdanitu und vor allem sein Gewerbe beschimpfte, betrachtete sie Cutu genau. Auf ihren Redefluss, den sie in zahllosen Gelegenheiten trainiert hatte, brauchte sie sich nicht zu konzentrieren, der wurde perfekt von ihrem Unterbewusstsein geleitet. Plötzlich hielt sie inne und sagte zu Cutu:

— „Jetzt weiß ich woher ich dich kenne! Du musst der Sohn von Plecu Apatrui sein! So eine Ähnlichkeit kann kein Zufall sein.“

Ihr schlagartig aufgehelltes Gesicht, ließ sie jünger und beinahe schön erscheinen. Vorher als sie hasserfüllt und missgünstig ihren Nachbarn beschimpft hatte, wirkte sie faltig und alt. In ihrem Mund blinkte eine goldene Zahnbrücke, Zeichen des großen Wohlstandes ihrer Familie.

— „Schrecklich, was mit ihm passiert ist! Und so völlig sinnlos!“

Cutu hatte das Gefühl, dass sie ihn lauernd anschaute. Sie wollte wissen, was er über seine Ermordung dachte.

— „Deshalb bin ich hier! Irgendwer musste einen Vorteil gesehen haben. Ich glaube einfach nicht, dass es sich nur um die Tat eines Eifersüchtigen gehandelt haben soll.

— „Und wie kann ich dir helfen?“, fragte sie ihn anscheinend ängstlich.

— „Eigentlich wollte ich deinen Mann sprechen!“

— „Der ist nicht hier!“

— „Wann kommt er wieder?“

— „Das wüsste ich auch gerne. Seit der Ermordung von Plecu ist er verschwunden!“

— „Das heißt, dass er auch etwas mit der Ermordung zu tun hatte?“

Nach seiner Frage schaute sie sich misstrauisch um, vor allem auch in Richtung von Abdanitus Anwesen. Aber Abdanitu stand nicht mehr auf der Straße. Wahrscheinlich war er wieder im Innenhof bei der Arbeit. Er solle ihr ins Haus folgen und bevor sie die Haustüre schloss, kämmte sie nochmals die Umgebung ab. Aber außer ihrer Mutter, die sich Richtung Stallungen bewegte, war niemand weit und breit zu sehen.

Wolff schien sich sichtlich zu freuen, als Gumbrecht, Cedrik, Frauke und Burbacki wieder zu ihnen stießen.

— „Wir sollten jetzt zusammen bleiben! Man weiß ja nicht, was sich noch für Gestalten in diesem Dschungel verbergen!“, sagte Wolff.

Garda fühlte sich genötigt nochmals darauf hinzuweisen, dass Il Cazzo völlig harmlos sei, auch wenn er noch so wild aussehe.

— „Wie mit den Hunden. ‘Nein, der beißt nicht. Bello ist ganz lieb!’ sagt’s Herrchen und dann dreht man sich um, bumm ...“, sagt Wolff sarkastisch.

— „Hund? Wo sind Hunde?“, ruft Frauke in einem Tonfall, der vermuten ließ, dass sie kurz vor einem hysterischen Anfall stand.

— „Verdammt, wir sind hier in der Toskana, einer Kulturregion, hier lebten die schon in Häusern, als man bei uns noch auf die Bäume krabbelte ...“, ereiferte sich plötzlich Gumbrecht, als habe man seine Heimat beleidigt. „Hier gibt es keine Raubtiere!“

— „Zumindest keine, die Menschen gefährlich werden können!“, korrigierte ihn Cedrik und erhielt von seinem Chef einen strafenden Blick.

— „Außer Wölfen!“, mischt sich Garda ein, aber ergänzte sofort mit einem beruhigenden Blick in Richtung Frauke und vorsichtshalber auch Burbacki, dass diese Tiere extrem scheu seien. Ein Freund von ihr untersuche das Leben dieser Wölfe. Er mache auch Exkursionen mit Touristen, aber viele von denen würden am Ende alles für Touristenverarsche halten. Ein paar Fleischfetzen und Kot der angeblich von Wölfen stamme, genügten den Skeptikern nicht.

— „Obwohl der Kot von Wölfen ganz anders aussieht als der von Hunden, glauben sie es nicht. Diese schönen Haufen, in die man in Parks und auf Straßen tappen kann. Der Wolfskot ist eine richtig haarige Angelegenheit. Die fressen halt ihre Opfer gewissermaßen mit Haut und Haar.“

Als sie sah, dass Frauke ganz bleich geworden war, sagte sie zur Beruhigung, dass Jäger viel gefährlicher für Menschen seien als Wölfe. Das habe ihr ihr Bekannter, der Wolfsforscher, versichert. „Von Wölfen ist schon ewig keiner mehr angegriffen worden, aber bei der Jagd kommt es immer wieder mal vor, dass ...“

— „Waren das eben nicht wieder Schüsse gewesen?“, fragte Burbacki aufgeregt.

Im Moment sei keine Jagdsaison, sagte Lutz Willach, außer auf Touristen mit silbernen Krawattennadeln und schwulen Schühchen. Danach klopfte er

sich lachend auf die Oberschenkeln und alle außer Burbacki fielen in sein schallendes Gelächter ein.

* * * * *

Kurze Zeit später war Wolff wieder der Alte, seine Angst wegen Il Cazzo schien komplett vergessen. Er versuchte wieder jede Unterhaltung zu dominieren, und er hatte wieder sein altes Bewusstsein der Größe zu sein zurückgewonnen. Eine Weile lief er mit Gumbrecht und Burbacki einige Meter vor Cedrik, Sylvia und Frauke. Aber gegen Gumbrechts Redewut kam er wohl nicht an. Außerdem vermutete Cedrik, dass ihn Eifersucht zurückfallen ließ. Er konnte es nicht verwinden, dass Cedrik alleine mit Frauke und Sylvia hinter ihm ging. Er habe gesehen, dass es bei ihnen lustiger zugehe, hatte er gesagt, als er zu ihnen stieß. Bei Burbacki und Gumbrecht gäbe es nichts zu lachen. Er wisse nicht ob es schlimmer sei, sich die Vorzüge der neuesten und coolsten Klingeltongeneration anpreisen zu lassen oder zum x-ten Mal die wichtigsten etruskischen Gottheiten aufgezählt zu bekommen.

— „Das ist die Wahl zwischen Pest und Cholera!“, sagte Cedrik verkniffen lachend.

Er konnte nicht anders. Er musste Wolff zustimmen, denn auch ihn schauerte die Vorstellung neben den beiden zu wandern. Aber mit Wolff neben sich, dachte Cedrik, hatte er nicht mehr die Wahl zwischen Pest und Cholera, Wolff war beides in Personalunion.

Wolff freute sich sichtlich, denn er interpretierte Cedriks verkniffenen Gesichtsausdruck dahingehend, dass auch diesen die Vorstellung grauste, Gumbrecht und Burbacki zuhören zu müssen.

Cedrik wusste, dass der wahre Grund Eifersucht war. Es passte nicht in Wolffs Selbstverständnis, Cedrik das Feld zu überlassen. Vielleicht hatte er auch gespürt, dass sie über ihn gelästert hatten. Möglicherweise war er auch wegen der ständigen hastigen Blicke nach hinten — denn sie wollten schließlich nicht von ihm belauscht werden — misstrauisch geworden. Frauke hatte gesagt, dass die Zeit dieser Machos vorbei sei und Sylvia sagte, dass vor allen Dingen Wolffens Zeit vorbei sei. In der Badehose hätte man gesehen, dass er schon einen Bauch angesetzt habe und seine Spatzenbeine waren auch nicht gerade attraktiv. Ein wenig Sport täte dem Möchtegern-Casanova äußerst gut.

Die letzten Meter war Wolff fast gespurtet, um aufzuschließen. Dann hatte er Sylvia und Cedrik seine Pranken und auf die Schultern gelegt und sie gefragt, ob sie sich gut um Cedrik kümmern würden. Die beiden Frauen waren ihm ausgewichen und sind sofort schneller gegangen, sodass Wolff mit Cedrik alleine war. Anstoß für seine Windel-Bemerkung war Wolffs Bemerkung, dass Cedrik ihm eigentlich dankbar sein müsse, denn schließlich habe er ihm die beiden Damen in die Arme getrieben. Cedrik entgegnete erstaunt, dass er dies anders sehe, denn schließlich habe er sie doch gerade weggetrieben. Nein, am Strand sei es gewesen. Sie wollten ihm eine Lehre erteilen, indem sie nun mit Cedrik flirteten. So seien sie nun halt mal die Frauen, sagte er breit grinsend. Dann sagte er noch zu Cedrik, er solle sich keine Hoffnungen machen, denn den beiden ginge es nicht um Cedrik sondern letztendlich nur ihm ihn. Sie wollten sich nur ein wenig teurer verkaufen, wollten ihn eifersüchtig machen, damit er mehr um sie werbe.

Diplomatisch ausgedrückt, machte es Dr. Wolff Cedrik schwer, ihn zu lieben. Von Anfang an. Als er Wolff zum ersten Mal in einem Meeting begegnet war, sagte dieser: „Sie sind also der berühmte Dumotel!“ Dabei quetschte Wolff ihm zur Begrüßung seine Hand, als ginge es darum, ihm möglichst viele Knochen zu brechen. Respektvolle Worte aber in einem Tonfall voller Belanglosigkeit. Cedrik mochte ihn nicht, weil er Wolffs Blick nicht stand hielt. Nach Bruchteilen von Sekunden schaute er unter sich. Wolffs Augen schienen sich direkt, ohne das er sich wehren konnte, in sein Hirn zu bohren, schienen jeden seiner Gedanken und Gefühle offen zu legen. Mit seinem Ausweichen akzeptierte er Wolffs Überlegenheit, und Wolff quittierte es sofort mit einem herablassenden väterlichen Schulterklapses. „Solche Leute wie Sie braucht die Firma!“, sagte Wolff, und Cedrik dachte, dass die Firma und vor allem er selbst besser ohne Leute wie Wolff leben könnten. Für Cedrik war Wolff ein Paradeexemplar eines Alpha-Männchen. Jeder Psychologie-Professor würde sich ihn als Forschungsobjekt wünschen. In nichts war Wolff überdurchschnittlich, außer in seinem schier grenzenlosen Selbstbewusstsein. Seine Selbsteinschätzung machte ihn blind für seine mäßige Intelligenz, machte ihn taub für Kritik, machte ihn gefühllos für seine Geschmacklosigkeiten, die er anderen zufügte. Wenn er in den Spiegel sah, sah er nur einen prächtigen Mann und nicht das affenähnliche Gesicht, das nicht nur Cedrik und Gumbrecht in ihm erkennen. Aber die Souveränität mit der ihn seine Ignoranz auftreten lässt macht ihn zum perfekten Alpha-Tier.

Am meisten ärgerte Cedrik, dass es so viele gab, die seine Einschätzung dieses Machos nicht teilten. Wo immer er auftauchte waren immer gleich ein paar Bewunderer um ihn, die seine dummen Witze oder geistreich gemeinten Bemerkungen mit ausgiebigem Lachen belohnten. Die Frauen um-

schwärmten ihn, als sei er noch ein Junggeselle und nicht ein Familienvater mit zwei Kindern. Die männlichen Wesen der Firma suchten in seinem Dunstkreis zu weilen, als habe er Privilegien zu verteilen. Ein König umringt von Höflingen.

Kurz bevor sie in die Toskana fuhren, hatte Cedrik Wolff spüren lassen, was er von ihm dachte. Wolff diskutierte mit unerträglichem Unverstand in einer Besprechung. Wolff behauptete, dass die Konkurrenz eine Implementierung des Brown-Tashinen-Problems in ihrem neuesten Produkt hätten. Cedrik sagte dass dies unmöglich sei. Wolff sagte lakonisch, dass es vielleicht auch bessere Entwickler gäbe als ihn. Das ginge schon rein wegen der Theorie nicht, verteidigte sich Cedrik aufgebracht, da Brown-Tashinen NP vollständig sei und dies hieße, dass man ihn nicht in praktikablen Laufzeiten implementieren könne. Dann müssten sie halt schnellere Prozessoren einsetzen, sagte Wolff.

— „Das ist aber jetzt nicht ihr Ernst?“, hatte Cedrik ihn gefragt, „Man könne doch die Rechenpower aller Computer der Welt zusammenfassen, und es lange nicht zur Berechnung!“

Wolffs „So sehe ich das nicht!“ brachte Cedrik in Rage. Wie konnte jemand so unwissend sein und gleichzeitig so uneinsichtig und so rechthaberisch. Was ihn jedoch völlig aus der Fassung brachte, war die Tatsache, dass die anderen Anwesenden Wolffs Skepsis zu teilen schienen, obwohl niemand von ihnen Ahnung von der Materie hatte.

— „Manche Entwickler halten ihren Kopf nur für einen Eiweißproduzenten für ihre Oberarme!“, brüllte er beinahe.

Damit meinte er nicht nur Wolff, sondern auch die anderen Anwesenden. Er musste sich zusammenreißen, den Raum nicht zu verlassen. Wenn man keine fähigen Entwickler im eigenen Haus habe, schlug Wolff zurück, könne man doch die Zusammenarbeit mit der nahen Universität oder mit anderen Spezialisten suchen.

— „Dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg bei der Suche!“, sagte Cedrik und verließ den Raum.

Wenige Minuten später stürmte er jedoch wieder in das Besprechungszimmer. Knallte Wolff ein Buch vor die Brust und drohte, dass er sich erst wieder mit ihm unterhalten werde, wenn den Text gelesen und vor allem verstanden hätte.

Cedrik erwartete nicht, dass Wolff das Buch lesen würde. Er war sich sicher, dass Wolff es überhaupt nicht verstehen könnte. Aber er wollte ihn vor den anderen bloßstellen. Ihm zeigen, dass ihm das Fachwissen fehlte. Eine Stunde später fand Cedrik sein Buch auf dem Besprechungstisch, wo es Wolff hatte liegen lassen. Aber ein paar Tage später fand Cedrik eine

Einladung von Dr. Wolff zu einem Vortrag mit dem Titel „Brown-Tashinen in der Praxis“ in seinem Posteingang. Der Untertitel brachte Cedrik vollends zum Kochen: „Erörterung von praktikablen Lösungswegen mit Professor Dr. Bellinger“

Cedrik stürmte unverzüglich in Wolffens Büro, wie eine Keule hielt er die Einladung hoch erhoben in seiner Rechten. Wolff unterbrach erschrocken ein Telefongespräch und erhob sich hastig, so als erwarte er, dass Cedrik handgreiflich würde.

— „Was soll dieser Schwachsinn?“, brüllte Cedrik.

— „Wir hatten doch in der letzten Besprechung beschlossen, dass wir Externe ...“

— „Wir? Sie hatten vorgeschlagen und beschlossen hatten wir gar nichts!“

— „In der Besprechungsnotiz steht es aber genau so ...“, sagte Wolff, während er einen Ordner von der Seite seines Schreibtisches aufnahm. Die ganze Zeit über ließ er Cedrik nicht aus den Augen.

Wolff reichte ihm beinahe ängstlich die Besprechungsnotiz, so als erwarte er, dass er diese sofort zerfetzen würde.

— „Die Notiz ist von ihnen!“, sagte Cedrik, als erkläre dies alles.

— „Top 5“, sagte Wolff, der sicherheitshalber wieder einen Schritt zurückgewichen war, denn Cedriks Zorn schien noch nicht gebannt.

— „Und wer ist überhaupt dieser Bellinger?“

— „Sie als Wissenschaftler sollten seinen Namen eigentlich kennen?“

— „Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich alle wichtigen Veröffentlichungen über die Brown-Tashinen-Theorie kenne, aber der Name Bellinger ist mir noch nie begegnet.“

Wolff wühlte einen Artikel aus einem Haufen von Papieren und reichte ihn Cedrik.

— „Das ist eine interne Veröffentlichung der hiesigen Fachhochschule ...“, stellt Cedrik geringschätzig fest.

— „Bellinger ist Professor dort ...“

Cedrik blättert im Artikel, liest die Zusammenfassung und sagt schließlich:

— „Also dieser Artikel hat soviel mit Brown-Tashinen zu tun wie volkstümliche Blasmusik mit Wagner.“

* * * * *

Cedriks Büro liegt im Schnittpunkt zweier schier endlos langer Flure, so lang, dass sie das Parallelen-Axiom zu widerlegen schienen. Wände, die in einem Punkt zusammenzulaufen schienen. Aus einem der beiden Punkte, dort wo auch Gumbrechts Büro lag, schälte sich eine freundlich gestikulierende Gestalt. Plötzlich zweifelte Cedrik, ob es wirklich richtig gewesen sei, Nepal zu verlassen. Kathmandu hauchte er in Gedanken wie eine Beschwörungsformel, während seine Lippen die Laute formten. Auf dem Königsplatz umringt von Leuten, die Hektik unserer Welt nicht zu kennen schienen. Leute, die noch über den Sinn des Lebens und nicht nur über Geld nachdachten, auch wenn die zahlreichen Straßenverkäufer, die einen immer wieder anquatschten, um einem irgendwelchen touristischen Müll zu verkaufen. Wenn Gumbrecht so betont freundlich war, schrillten bei Cedrik die Alarmglocken. Welchen Mist hatte er auserkoren, mit dem er ihn nun beglücken wollte.

— „Wir haben die Lösung“, jubelte Gumbrecht schon von weitem.

Er sei eben erst gekommen, wehrte Cedrik ab.

— „Oh ja, habe ich ganz vergessen. Wie war denn der Urlaub? Vier Wochen?“

— „Dreieinhalb!“

— „Verdammt lang. War bestimmt super?“, und dann beantwortete Gumbrecht, wie es seine Art wie, seine Frage gleich selbst „Eine ganz andere Kultur und Denkweise. Die fantastische Landschaft. Die Berge! So einen Dalai-Lama könnten wir hier auch brauchen.“

— „Der Dalai-Lama ist aber in Tibet!“, sagte Cedrik.

— „Weiß ich doch!“, wehrte sich Gumbrecht, der es nie verwinden kann, wenn er einen Fehler macht.

Und Cedrik wusste, dass Gumbrecht, nicht weiter an irgendwelchen Details seines Urlaubs interessiert war.

— „Also dann wünsche ich Ihnen einen guten Arbeitsanfang!“, sagte Gumbrecht.

Cedrik freute sich schon, dass er ihn nun vielleicht doch mit seiner Lösung vorerst verschonen könnte, aber Gumbrecht machte weiter.

Er müsse ihm aber noch schnell die Studie zeigen, sie sei schon fertig. Sensationell, jubilierte Gumbrecht. Er solle mal schnell mit ihm ins Büro kommen. Er könne ja dort seinen Kaffee trinken. Gumbrecht freute sich wie ein Kind, dass gerade Bescherung vom Christkind erfahren hatte. Professor Bellinger sei halt schon ein kompetenter Mann.

— „Wieso kann die Studie fertig sein, wenn ich noch nicht einmal die Spezifikation dazu geschrieben habe.“

Gumbrecht wunderte sich. Er sagte, dass Dr. Wolff es anders dargestellt habe. Er habe ihn und Frau Gortsworst sogar gelobt.

— „Wieso Frauke Gortsworst?“

— „Die hat doch die Spezifikation während Sie in Urlaub waren, fertig gestellt!“

— „Also die Spezifikation, die ich vor meinem Urlaub nicht begonnen habe, hat sie fertig gestellt?“

— „Also Dr. Wolff sagte ...“

— „Und Bellinger hat die Studie für die nach seinen eigenen Angaben drei Monate veranschlagt worden waren — und wohl auch in Rechnung gestellt worden sind — in vierzehn Tagen fertig gestellt?“

— „Mann-Monate, drei Mann-Monate. Das entspricht ja nicht der benötigten Zeit.“, verbesserte ihn Gumbrecht.

— „Mir ist auch bekannt, dass Zeitmonate nicht gleich ...“, dann zögerte er kurz und verbesserte Gumbrechts Mann-Monat in die politisch korrekte Form „Arbeitsmonate sind. Aber das heißt, dass sich Bellinger sechsmal geklont haben muss ...“

— „Ein Mitarbeiter hatte schon eine Weile an dem Thema gearbeitet ...“

— „Ich dachte immer, dass Fachhochschulprofessoren keine wissenschaftlichen Mitarbeiter haben? Also ich meine welche, die promovieren.“

— „Prof. Bellinger hat seine Studie auf einer Seminararbeit, die natürlich auch auf Ideen von Bellinger beruhte, aufgebaut! Schauen Sie sich die Studie doch einfach mal in Ruhe an ...“

— „Am Brown-Tashinen-Problem beißen sich Doktoranden an den besten Unis der Welt die Zähne aus und bei Prof. Bellinger löst ein Student in einer Seminararbeit ein unlösbares Problem. Schön, dann wird wohl ein Nobelpreis an unsere FH gehen!“, höhnt Cedrik.

Von Bellinger erwartete er nichts. Vor seinem Urlaub hatte er ihn in einem, wie Wolff damals betonte, spontan einberufenen Vortrag kennengelernt. Im Laufe des Vortrages wurde klar, dass Wolff und Bellinger sich schon lange kannten, dass sie früher sogar schon einmal in der gleichen Firma gearbeitet hatten. Im Laufe seines Studiums hatte Cedrik viele Koryphäen kennengelernt, aber während seines Vortrages suchte Cedrik fieberhaft aber dennoch vergeblich nach Übereinstimmungen. Er erinnerte sich an einen Gastvortrag von Jan Gromski, einer der bedeutendsten Mathematiker unserer Zeit, der sich aber auch einen Namen in der theoretischen Informatik gemacht hatte. Vornübergebeugt, mit gewölbten Schultern schlürfte er auf das Podium. Sein Kopf gesenkt, und er wirkte tief in Gedanken versunken. So als überlegte er noch, was er eigentlich erzählen sollte. Das Geraune im Audimax schien er nicht wahrzunehmen. Für ein paar Sekunden steht er

mit dem Rücken zum Publikum vor den extra für ihn aufs Gründlichste geputzten riesigen Tafeln. Er wirkte verloren in seinem alten abgetragenen Anzug, aber plötzlich schnappte er sich ein Stück Kreide und dreht sich um. Selbst in der letzten Reihe konnten Sie das Blitzen und Funkeln der Begeisterung in seinen Augen sehen. Dann verblüffte er die Menschen im Hörsaal und erklärte ihnen, dass er nicht über das reden werde, was in der Einladung stünde und weshalb die Meisten wohl gekommen seien. An diesem Morgen habe er eine fantastische Idee gehabt, und er wolle die Gelegenheit nutzen, sie gleich einem großen Expertengremium vorzustellen. Nur wenige konnten seinem Beweis folgen, aber alle spürten, dass sie einer Weltpremiere beiwohnten. Es war der noch ausstehende Beweis, dass sich das Brown-Tashinen-Problem nicht in polynomieller Zeit implementieren ließe.

Ganz anders der Auftritt von Bellinger. Selbstbewusst wie ein erfolgsgewohnter Politiker ging er zum Whiteboard. Bei ihm ging es nicht um die Sache, sondern darum die Sache und sich selbst optimal zu vermarkten, den Preis möglichst hochzutreiben. Bellinger war so wenig Wissenschaftler, wie ein Sportprofi Künstler. Sein Vortrag war gespickt mit Fremdwörtern und bespickt mit modischem Denglish. Zeitweise kamen deutsche Wörter nur noch so selten vor, dass man glauben konnte, er spreche Englisch mit einem harten deutschen Akzent. Ständig benutzte er wissenschaftliche Begriffe unpassend und allzu häufig auch schlicht falsch. Was Cedrik jedoch am meisten entsetzte, war das allgemeine zustimmende Nicken und Verständnis zeigende Lächeln im kleinen Zuhörerkreis. Selbst Gumbrecht, der zwischen Baumeister und Wolff saß, zeigte Zustimmung, wenn sie auch in seinem Fall relativ mechanisch wirkte.

— „Na, dass klingt doch äußerst vielversprechend!“, hatte Baumeister nach dem Vortrag zu Cedrik gesagt, während er ihm ermunternd auf die Schultern klopfte.

Auch Gumbrecht lobte Bellinger über den grünen Klee, bat aber Cedrik eine kurzes Resümee dazu zu verfassen.

Eine Stunde später fand Gumbrecht ebenso wie Wolff Cedriks Beurteilung: „Die Kammerherren, die das Recht hatten, die Schleppe zu tragen, griffen mit den Händen gegen den Fußboden, als ob sie die Schleppe aufhoben, sie gingen und taten, als hielten sie etwas in der Luft; sie wagten es nicht, es sich merken zu lassen, dass sie nichts sehen konnten. So ging der Kaiser unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sprachen: ‘Wie sind des Kaisers neue Kleider unvergleichlich! Welche Schleppe er am Kleide hat! Wie schön sie sitzt!’ Keiner wollte es sich merken lassen, dass er nichts sah; denn dann hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre sehr dumm gewesen.’ ”

Gumbrecht hatte Cedrik daraufhin unverzüglich angerufen. Beinahe väterlich beschwichtigend hatte er zu ihm gesagt, dass er nicht kindisch sein solle. Nein, kindisch sei er nicht, antwortete Cedrik. Aber das Kind fehle noch. Das Kind, welches den Mut hätte wie im Märchen mit den Fingern auf Bellinger zu zeigen und zu sagen, dass er nackt sei. Gumbrecht sagte, dass Cedrik einen Fehler mache. Im Märchen hätten ja alle gesehen, dass der Kaiser nackt sei, aber sich nicht getraut, etwas zu sagen. Bei Bellinger sei das doch anders. Außer Cedrik seien doch alle von Bellinger überzeugt. Das sollte ihm doch auch zu denken geben, wenn er der einzige sei, der an Bellinger zweifle.

Nach dem Vortrag und nach dem Gespräch mit Gumbrecht, durchkämmte Cedrik alles, was er im Internet über Bellinger finden konnte und war sich anschließend noch sicherer, dass es sich um einen Scharlatan handelte.

Während seines Urlaubs hatte er Bellinger völlig vergessen. Irgendwie hatte er gehofft, dass Bellinger kein Thema mehr sei, wenn er zurückkäme. Aber in Gumbrechts Büro hielt er die Studie in Händen, und starrte Gumbrecht fassungslos an, der nun von ihm löbliches hören wollte.

— „Ich vermute, dass die Studie nicht das Papier wert ist, auf das sie gedruckt ist!“, sagte Cedrik, nachdem er kurz darin geblättert hatte.

— „Schauen Sie es sich doch bitte einfach einmal unvoreingenommen und genau an!“, sagte Gumbrecht.

— „Schauen Sie hier, direkt auf der ersten Seite: ‘Ziel dieser Studie ist es mit dem neuen Brown-Tashinen-Algorithmus den Durchsatz zu senken’ Das traue ich Bellinger zu!“

— „Das ist doch bloß ein Schreibfehler!“

— „Ein SCHREIBFEHLER?“, entsetzte sich Cedrik, „auf der ersten Seite einer 50.000 Euro teuren Studie?“

— „Jetzt seien sie doch mal nicht so kleinlich! Es kommt doch auf die Aussage an ...“

— „Stimmt! Jan Gromski hat vor ein paar Jahren gezeigt, dass man den Brown-Tashinen-Algorithmus in der Praxis nicht einsetzen kann!“

Gumbrecht warnte Cedrik. Er würde sich selbst und auch Frauke Gortsworst schaden, wenn er die Studie schlecht machte, denn schließlich stamme die Spezifikation von ihnen und die Koordination der Studie hätte bei Cedrik gelegen. Wie hätte er etwas koordinieren können, von dem er noch nicht einmal gewusst hatte, dass es überhaupt stattgefunden hatte. Außerdem weilte er zu der Zeit in Nepal. Es könne ihm, warnte Gumbrecht erneut, von Wolff und von Baumeister so ausgelegt werden, als sei er nicht teamfähig genug und könne Aufgaben nicht richtig delegieren.

* * * * *

Ja, Cedrik hatte Wolffs Blick gesehen. Augen wie Saugnäpfe, die sich auf Fraukes Oberschenkeln festsaugten. Er hatte bemerkt, wie er seinen Kopf erst deutlich seitwärts und dann sogar, als er schon vorbei gegangen war nach hinten reckte. Während er weiterging, starrte er unter ihren Rock, während sie ihren Rock so weit es ging nach vorne zog. Aber auf Fraukes Frage, ob er Wolffs Blick gesehen habe, antwortete Cedrik mit einer Zeit gewinnenden Gegenfrage:

— „Was meinst du?“

Bei ihrer Frage war Cedrik erschrocken, denn auch er war magisch von ihren nackten Oberschenkeln angezogen worden und hatte sie, wenn auch dezenter als Wolff, beäugt. Kurze verstohlene Blicke, die sie nicht wahrgenommen haben konnte, vor allen Dingen, weil er seitwärts von ihr stand. Aber er war sich plötzlich nicht mehr sicher, was wenn sie es doch bemerkt hatte. Wenn sie Wolff tadelte, aber auch ihn meinte. Nein, sie konnte seine verquerten Blicke nicht wahrgenommen, aber Cedrik fühlte sich dennoch entlarvt. Sein eigenes Verhalten irritierte ihn. Wie konnte ihn, — also einen Menschen, der glaubte sich nur von seinem Verstand und nicht von seinen Gefühlen leiten zu lassen — ein wenig nackte Haut so triebgesteuert reagieren lassen. Animalisch war es und dafür verachtete er sich.

Frauke kniete immer noch neben Cedrik auf einem Bein, hatte einen Schuh ausgezogen, den sie nun, nachdem Wolff wieder nach vorne schaute, ausschüttelte, um ihn von den kleinen Steinchen zu entleeren, die sie schon eine Weile beim Gehen gestört hatten. Wolff hatte sich erst wieder nach vorne gewandt, als er mit einem Fuß an einer hervorstehenden Baumwurzel ins Straucheln gekommen war.

Sie waren nun die letzten der Gruppe, denn alle anderen hatten sie bereits überholt; Wolff als letzter, und dabei hatte er seinen Kommentar abgegeben. Sie mache sich gut, so gegrätscht in der Hocke.

— „Ziemlich anzüglich hat er gegafft!“, sagte Cedrik, als Frauke schwieg.

— „Anzüglich?“, wiederholte Frauke und hatte ihren Schuh wieder beiseite gestellt, den sie gerade anziehen wollte. „Ordinär ist wohl der richtige Begriff. Obszön.“

— „Ein Blickfick!“, sagte Cedrik.

— „Was du für Wörter kennst. Hätte ich nicht von dir gedacht!“, sagte Frauke und Cedrik errötete. „Hab’ ich noch nie gehört. . . . aber passt . . . oder

doch nicht, denn dazu gehören doch wohl zwei. In diesem Fall war es eher eine Vergewaltigung in Blicken?“, sagte Frauke.

— „Besser nur in Blicken als ... körperlich!“, sagte Cedrik.

— „Das traue ich dem auch zu! ...“

— „Hat der mal versucht? ...“, unterbrach Cedrik Frauke.

— „Nicht wie du jetzt meinst, aber eigentlich war es nicht viel weniger grausam!“

Was es denn gewesen sei, will Cedrik wissen, aber Frauke ist ausweichend und sagt ihm, nachdem er weiter drängt, dass sie es ihm nicht sagen könne.

— „Ich kann es dir jetzt nicht sagen!“, relativierte sie es dann nach einer Weile.

— „Was ich vor allen Dingen an ihm nicht ausstehen kann ist dieses verdammte überhebliche und abschätzige Grinsen, so nach dem Motto: Du Schlampe kannst doch froh sein, wenn sich ein Mann wie ich überhaupt mit dir einlässt!“

— „Also, ich finde ja auch, dass Wolff ein Scheißkerl ist, aber denkst du nicht, dass du vielleicht ein wenig zu viel hineininterpretierst?“

— „Wie bei meinem Mann!“

— „Der starrt auch so wie Wolff?“

— „Nein, mein Mann grinst nur noch! ...“ und man konnte unausgesprochen ein Leider mitschwingen hören, als sie sagte „Starren tut er nicht mehr!“

— „Weißt du, was es heißt mit einem Menschen zusammenzuleben, der einen nicht mehr begehrt?“

Cedrik glaubt ihre Enttäuschung wie einen kalten Windhauch spüren zu können.

— „Versteh’ ich nicht. Du bist doch eine ...“, Cedrik macht eine lange Pause und sagt dann „attraktive Frau!“

Frauke ist stehen geblieben und schaut ihn skeptisch an.

— „Bist du dir da so sicher?“

— „Sonst hätte ich es doch nicht gesagt!“

— „Aber du hast gezögert es auszusprechen, verräterisch lang!“

— „Nur, weil ich mich nicht traute, dir ein solches Kompliment zu machen. Ich habe keine Übung im Komplimente machen. Mir kommt das dann so anzüglich vor.“

Cedrik spürte, dass er sie fast überzeugt hatte, aber dennoch blieb sie misstrauisch.

— „Hat dein Mann ...“, begann Cedrik „es geht mich ja eigentlich nichts an ... Hat er eine andere?“

— „Ja, seine Firma!“, sagte Frauke, aber Cedrik spürte sofort, dass es nicht scherzhaft gemeint war, auch wenn sie dabei verkrampft lächelte.

— „Da gibt es ja wohl auch in unserer Firma einige ...“, antwortete Cedrik.

— „Aber treu ist er?“

— „Ja, wie ich sagte: Seiner Firma!“

— „Und dir ist er treu? Da bist du sicher?“

— „Sicher?“, sagte sie fragend und deutlich lauter wie zuvor, „Wie kann ich mir sicher sein, bei einer Sekretärin, die ihn abgöttisch verehrt. Die ist mit einem Taugenichts verheiratet. Hält es nie länger als ein paar Monate oder so in einem Job aus. In Holger sieht sie einen Traummann. Du hättest mal hören sollen, wie sie ihn lobte. Vor mir. Bei einer Betriebsfeier. Holger — irgendwann fingen sie an sich zu duzen — also Holger sei in der falschen Position. Der gehöre ganz oben, an die Spitze der Firma, und da käme er auch noch hin. Und da hättest du Holger mal sehen sollen. Wie ein Pfau hat der sich aufgeplustert. Sonnte sich in ihrem Lob. Dann schaute er mich mit einem Schau-mal-so-musst-du-mich-loben-Blick an.“

— „Und du glaubst, dass die beiden etwas miteinander ...“

— „Nein!“, schrie sie fast, „Wie kommst du denn darauf? ... Für den sind Sex und Frauen nicht wichtig! Für den gibt es nur die Firma!“

Während sie es sagte, kratzte sie energisch ihren Kopf und rieb mit beiden Händen ihre Ohrläppchen. Cedrik spürte, dass sie es lieber sah, ihren Mann an seinen Job als an eine andere Frau verloren zu haben. Aber dennoch goss er, ohne es bewusst zu wollen mit seinem nächsten Kommentar Öl in ihr Feuer. Er habe einmal gelesen, dass Frauen, wenn ihre Männer einen Karriereknick hätten, aber auch, wenn es nicht mehr aufwärts ginge, innerlich bereit seien ihren Ehemann zu verlassen. Allerdings nur für einen mit deutlich besseren Aussichten. Bei Frauen gäbe es meistens keine Seitensprünge nur so wegen Sex oder so. Da seien es meist richtige Affären.

— „Holger hat keinen Karriereknick! Ganz im Gegenteil!“, wehrte sie sich und schaute ihn wütend an.

— „Ich meinte nicht deinen Mann sondern seine Sekretärin. Du sagtest doch, dass ihr Mann sich in einer Krise befände ...“

— „In einer Dauerkrise!“

— „Ja, und dann ist doch dein Mann für sie ein Traumpartner!“

— „Der nicht zu haben ist für sie, denn der ist schließlich verheiratet!“, giftete sie.

Frauke und Cedrik daraufhin eine Weile schweigend nebeneinander auf dem schmalen Waldweg, der eigentlich dafür zu schmal war. Weit vor ihnen die Gruppe, die sie ab und zu zwischen Bäumen und Dickicht sehen

konnten.

— „Nein, für Holger gibt es nur seine Firma!“, sagte Frauke dann plötzlich wieder.

Cedrik kam es aber so vor, als ginge es ihr mehr darum sich selbst von dieser Behauptung zu überzeugen als ihn.

Holger freue sich schon am Wochenende darauf wieder Arbeiten zu gehen. Urlaub sei für ihn eine Tortur und damit für sie die Hölle. Bei ihrem letzten Urlaub, dem in Mallorca, sei es besonders schlimm gewesen. So schlimm sei es vorher noch nie gewesen, und sie habe zum ersten Male darüber nachgedacht, ihn zu verlassen. Holger habe sich ein paar Tage vor dem Urlaub gesträubt zu fahren. Er habe den Urlaub stornieren wollen, er könne es sich nicht leisten, Urlaub zu machen. Nicht in der jetzigen Situation. Schließlich arbeiteten sie gerade an einem entscheidenden Projekt.

— „Als ob es andere Projekte bei ihm gäbe!“, sagte Frauke verbittert „Alles ist immer essentiell, und er ist immer unabkömmlich. Allerdings nur bei der Arbeit. ... Es war mein Fehler, ich hätte vielleicht wirklich auf den Urlaub verzichten sollen, aber ich habe ihn gedrängt zu fahren. Sagte ihm, dass es ihm sicherlich auch gut täte. Widerwillig ist er gefahren. Motzte die ganze Zeit: Das Warten auf dem Flugplatz, zu lang. Das Hotel zu groß, zu laut, zu modern, zu hässlich. Der Strand schon bevor er ihn gesehen hatte zu dreckig und zu überfüllt und dann im Hotelzimmer die Katastrophe. Beim Auspacken seines Koffers stellte er fest, dass seine Flossen fehlten. Ich sagte nur, dass er doch zu Hause gesagt hätte, er wolle sich ein paar neue vor Ort kaufen, damit er nicht so viel im Koffer zu schleppen hätte. Er wisse ja noch nicht einmal, wie das Wasser dort sei. Im Urlaub davor hatte er sie umsonst mitgenommen, da sich dort Schnorcheln nicht lohnte. Nie habe er das gesagt, brüllte er. Sie bilde sich das ein. Dann hatte er den schweren Koffer hochgehoben und schmiss ihn auf den Boden, direkt vor meine Füße oder genauer gesagt direkt auf meinen Fuß. Ich schrie und dann fing unsere Kleine, die gerade geschlafen hatte an zu schreien. Aber auch das störte ihn nicht. Beschimpfte mich. Sagte, dass ich eine nichtsnutzige depressive Schlampe sei, die seinen ganzen Urlaub vermässelt hatte.“

— „Schlampe sagte dein Mann zu dir?“, fragte Cedrik ungläubig und entsetzt.

Wenn alles perfekt zu Hause wäre, was eigentlich kaum möglich scheine, dann gäbe es kein Lob. Perfektion ist, was er als nicht lobenswerten Normalzustand erwartet. Eine Würdigung konnte sie kaum erwarten. Höchstens an seiner Zufriedenheit konnte sie sich weiden, die sich darin äußerte, dass er über seine Firma schwärmt. Als wäre die es, die die Ordnung geschaffen hätte. Dann war sie eine Statistin für seine Selbstgespräche. Er nehme sie

nicht wahr, interessiere sich überhaupt nicht für sie, weder für das, was sie denkt, noch für das, was sie fühlt.

Aber wenn Chaos im Haushalt herrsche, dann nehme er sie wahr. Es müsse noch nicht einmal schlimm sein, nur ein wenig Durcheinander. Die Zeitung nicht an ihrem Platz, die Spülmaschine noch nicht ein- oder ausgeräumt oder sein Lieblingshemd noch nicht gebügelt, dann verachtete er sich, was doch im gewissen Sinne auch eine Form der Beachtung sei.

— „Lieber werde ich verachtet als missachtet!“, sagte Frauke, wobei ihre Augen wässrig in der Sonne, die an diesem Teil des Weges durch die Bäume schimmerte, glitzerten.

Aber was sie nicht zu Cedrik sagte, war dass sie sich wirklich tief im Innern als Schlampe fühlte, dass sie das Urteil ihres Mannes angenommen hatte. Eine immer häufiger an Depressionen leidende Versagerin war sie. Wie anders sollte sie es sehen, wenn sich wochenlang die Wäsche im Keller stapelte, wenn sie zu faul war, das dreckige Geschirr in die Spülmaschine zu stellen oder Stunden brauchte, um nur das Spülmittel einzufüllen und dann das Gerät anzustellen.

— „Und dein Mann? Der könnte selbst auch aufräumen, wenn es ihm zu unordentlich ist?“

— „Der? Der macht keinen Finger krumm! Hat das Gefühl, dass er schon genug mache in seiner Firma. Schließlich arbeitet er ja immer für DIE Firma. Wenn nicht vor Ort, dann in Gedanken.“

Frauke und Cedrik folgten dem Weg, ohne Wolff und die anderen sehen zu können.

— „Kann ich mir gar nicht vorstellen, dass bei dir mal etwas nicht perfekt sein könnte. In der Firma komme ich mir neben dir immer so ... schlampig vor.“

Wie ein Faulenzer hatte er sagen wollen, aber das kam ihm zu entlarvend vor. Nicht nur gegenüber ihr fühlte er sich schließlich häufig wie ein Faulenzer. Auch wenn er nicht wirklich faulenzte, so arbeitete er häufig an Dingen, deren Wert für die Firma auch ihm zweifelhaft schien. Er verfolgte interessante Ansätze auch dann konsequent, wenn er spürte, dass sie für die Firma möglicherweise nutzlos wären. Meistens gelang es ihm aber, Gumbrecht von deren Nutzen zu überzeugen. Gumbrecht hatte mal zu ihm gesagt, dass Firmen in Kalifornien, so wie zum Beispiel Google, nur deshalb so innovativ seien, weil sie ihre Entwickler spielen ließen. Sie dürften scheinbar nutzloses Zeug machen, denn Bürokraten könnten häufig gar nicht im voraus entscheiden, was daraus entstehen könne. Und so sei es, dass aus einer Spielerei plötzlich ein Millionen schweres Produkt würde. Es war ganz klar gewesen, dass er mit den Spielereien auch Cedrik gemeint

hatte. Denn Gumbrecht hatte es zu ihm gesagt, als Cedrik wegen einer seiner neuen Ideen zu ihm gekommen war. Ein guter Chef, hatte Gumbrecht gesagt, und es war klar, dass er sich damit in die Riege der kalifornischen einreihete, hält seinen fähigen Mitarbeitern den Rücken frei. Aber wenn Cedrik mit Frauke zusammenarbeite oder ihr Büro betrat fühlte er sich faul und entlarvt.

— „Siehst du, und genau so geht es mir bei meinem Mann. Der ist immer so exakt so 150prozentig und ich fühle mich so, wie er mich sieht!“

Für Cedrik wirkte Frauke in der Firma immer so, als arbeite sie immer voll konzentriert. Als kenne sie keine auch noch so kurzen Pausen. Als empfinde sie selbst den Gang zur Kaffeeküche, um sich frischen Kaffee zu holen, als lästige Ablenkung. Frühstück und Mittagessen schienen bei ihr Zwangsmaßnahmen des Betriebsrates zu sein, die sie per Arbeitsgesetz und Betriebsvereinbarung einzuhalten hatte.

Ein paar Mal musste er, weil er etwas brachte oder abzuholen hatte, in ihr Büro. Meistens saß sie nicht am Schreibtisch, sondern stand mit dem Telefonhörer in der Hand und tänzelte unruhig hin- und her. Immer wieder beugte sie sich nach vorne, um sich Notizen zu machen oder etwas am Computer einzutippen, während sie gleichzeitig ihrem Gegenüber am Telefon konzentriert zuzuhören oder kompetent zu antworten schien. So als wäre sie es gewohnt parallel zu arbeiten, als müsse sie alles gleichzeitig erledigen, als könne sie sonst ihre ganze Arbeitslast nicht mehr bewältigen.

Verblüfft nahm Cedrik zur Kenntnis, dass es sie erstaunte, dass er so eine hohe Meinung von ihr habe. Seine hohe Wertschätzung sei ihr gar nicht aufgefallen. Anders bei Wolff. Dessen Geringschätzung ihr gegenüber scheine immer durch. Nie direkt. Meist in Nebensätzen oder in scheinbar unbedeutenden kleinen Füllwörtern, den Verräterwörtern wie ‘auch’, ‘ebenso’ oder ‘ebenfalls’. Seine Geringschätzung war offenkundig, wenn er sagte, dass Herr Müller oder Frau Meyer „auch Probleme“ oder „ebenfalls keine Ahnung“ habe, ohne dass vorher von irgendeiner anderen Person außer ihr selbst die Rede gewesen war.

Sie sagte Cedrik nicht, dass sie schon seit ihrer Kindheit darunter litt, dass sie das Gefühl hatte, dass andere sie gering schätzten.

— „Klingt vielleicht komisch ...“, sagte Frauke, „aber als Wolff in die Firma gekommen war, schien es mir, als wäre mein Mann da. Also mein Mann mit seiner negativen Seite meine ich. Oder meine Onkels! Wie ein weiterer Onkel, auch wenn er ihnen äußerlich nicht gleicht.“

Dann erzählte sie ihm, dass Wolff sie sogar im Traum verfolge. Ein schrecklicher Albtraum sie sitzt nachts alleine in ihrem Büro, will arbeiten, aber dann sind plötzlich auch Wolff und ihr Mann da. Plötzlich steht in

ihrem Büro auch noch ihre Sitzgarnitur vom Wohnzimmer. Die beiden lümmeln sich auf dem Sofa und schauen Fernsehen. Beide angeheitert, trinken Sekt und rauchen Zigarren. Ihr Mann sagt, dass er sich so die Arbeit seiner Frau vorgestellt habe. Mit Sofa und Fernseher und so. Die mache zu Hause keinen Finger krumm, warum sollte sie in der Firma anders sein. Wolff lacht schallend, sagt dass ihm das auch schon aufgefallen sei. Lautlos brüllt sie ihren Protest. Sie habe diese Möbel nicht gewollt. Sie seien auch vorher nie dagewesen. Überhaupt, sie sitzt am Schreibtisch und arbeitet und die anderen sitzen auf dem Sofa und amüsieren sich. Aber ihre Stimme bleibt im Zigarrenrauch, der sich im Raum ausbreitet stecken. Irgendwann ist der Rauch so dicht, dass sie auch ihren Vater auf dem Sofa zu erkennen glaubt. Holger und ihr Vater sind sich plötzlich zum Verwechseln ähnlich. Ihr Vater sagt, nach einem genüsslichen Zug an der Zigarre und nachdem er ein großes Bier geleert hat, dass sie schon immer so gewesen sei, schon als kleines Mädchen. Er wisse nicht woher sie das habe, von ihm jedenfalls nicht.

— „Ich muss mir immer wieder bei der Arbeit sagen, dass Wolff nicht mein Mann ist, und dass er mir nichts zu sagen hat. Sonst würde er mich total lähmen. Ich könnte dann nicht mehr arbeiten, wie ...“, sagte Frauke und unterdrückte ihr abschließendes „zu Hause“.

* * * * *

— „Er hat recht!“

Frauke und Cedrik waren eine Weile schweigend nebeneinander gelaufen.

— „Wer?“, fragte Cedrik.

— „Aber lieber eine Schlampe, als so sein wie meine Mutter! ... Immer diese sterile Ordnung. Dabei war alles nur Schein. Sie tut immer so vollkommen. Die perfekte Mutter und Ehefrau. ... Dabei war es für sie ja immer einfach das Haus tadellos in Schuss zu halten. Sie hatte schließlich keinen Job. ... Aber ihre perfekte Ordnung hat ihr nichts genützt. Ein Kotzbrocken wie mein Vater oder man Mann findet immer ein Haar in der Suppe. Da braucht nur ein Bild schief zu hängen oder er findet seine Brille oder Buch nicht an seinem gewohnten Platz und er rastet aus. ...“

Wolff, Willach und Gumbrecht liefen etwa fünfzig Meter vor ihnen auf dem jetzt sehr breiten Wanderweg. Sie unterhielten sich angeregt, aber Wolff schaute sich immer wieder nach ihnen um.

— „Er hatte sie in der Hand. Sie war in seiner Schuld. Oder besser, sie fühlte sich in seiner Schuld.“

Was sie damit meine, fragte sie Cedrik.

— „Ich bin schuld!“, sagte Frauke und schwieg.

Wie das denn sein könne, fragte Cedrik.

Nur ihre reine Existenz. Wäre sie nie geboren worden, dann wäre alles in Ordnung gewesen. Sie habe Unordnung in das Leben ihrer Eltern gebracht.

— „Was heißt Eltern? Er ist überhaupt nicht mein Vater. Im Prinzip bin ich Italienerin.“, sagte sie und lachte dabei verkrampft.

— „Dein Vater war also ein Italiener?“, fragte Cedrik skeptisch, denn so extrem blass und nordisch wie Frauke immer wirkte, hielt er einen Italiener als Vater für wenig wahrscheinlich.

— „Nein, nein, ich wurde nur in Italien gezeugt. ... In Rimini.“

Ihre Mutter habe sich sehnlichst ein Kind gewünscht. Jahrelang, aber es habe nie geklappt.

— „Ich glaube, dass sie nur untreu gewesen war, weil sie ein Kind wollte. Sie musste gespürt haben, dass ihr Mann unfruchtbar war. Er wusste es, hatte es beim Arzt erfahren. Aber er hatte es ihr nie gesagt.“

— „Und sie haben dir gesagt, dass du ...“, Cedrik stockte kurz, „unehe-
lich bist?“

Sie habe es selbst herausgefunden. Sie sei so elf Jahre alt gewesen. Eines Abends war ihr Vater früher als sonst von der Arbeit nach Hause gekommen. Ihm folgte ein blässlicher breitschultriger Hüne. Große blaue Augen, die ein wenig zu weit auseinander standen und dicke wulstige Lippen um einen riesigen Mund, in den wahrscheinlich eine Banane quer hineingepasst hätte. Als er sie begrüßt hatte, habe er sie merkwürdig angeschaut. Tags zuvor hatten sie gestritten. Ihre Mutter habe getobt, warum er ihr einen Fremden ins Haus schleppen wolle. Messe hin oder her, die Firma müsste doch in der Lage sein, eine Hotelzimmer zu finden. Ihr Vater sagte nur, dass Norbert kein Fremder sei, sondern ein alter Studienkollege, den er schon lange nicht mehr gesehen habe. Für sie sei er aber ein Fremder. Sie kenne ihn auch, hatte er gesagt. Er mache ihr unnötig Arbeit, sagte sie. Sie müsse extra das ganze Haus putzen.

Mehrere Tage sei er geblieben. Am zweiten Tag sei es dann passiert. Sie wusste nicht mehr warum, aber ihr Vater war nochmals weggegangen. Ihre Mutter und Norbert waren also alleine im Haus gewesen und sie selbst. Aber die beiden hatten geglaubt, dass sie in ihrem Zimmer sei und spiele. Sie habe sich angeschlichen. Durch den offenen Türspalt habe sie gesehen, wie Norbert versuchte, ihr unter den Rock zu greifen. Frauke denkt wieder an das pornografische Heftchen in der Schublade ihres Vaters. Eines der

ersten Bilder. Frau im roten Lederrock, ohne Schlüpfer. Einer der Männer hebt den Rock und streichelt über ihre nackte Scheide. Damals war ihr übel geworden, als sie das Bild gesehen hatte. Frauukes Mutter weicht Norbert aus. Damals in Italien habe es ihr doch gefallen. Seit damals seien nun fast zwölf Jahre vergangen, sagt ihre Mutter.

— „Ich habe es nie kapiert. Mein Vater musste es doch gewusst haben. Er musste wissen, dass Norbert mein Vater war. Aber warum schleppte er ihn zu uns nach Hause? Nach all den Jahren?“

* * * * *

— „Wo bleibt ihr?“, ruft Wolff, der wieder auf dem Weg zurückgelaufen war. „Alle warten auf euch! Es kommt wieder ein Activity-Point!“

— „Oh nein“, raunt Cedrik, „der vorige war peinlich genug gewesen. Wie im Kindergarten!“

Aber auch wenn Cedrik Gardas Ausführungen am letzten sogenannten Activity Point lautstark als Kindergarteniveau bezeichnet hatte, gab es ihm einen interessanten Denkanstoß, allerdings wohl nicht den beabsichtigten. Garda hatte die Gruppe wie eine Kindergärtnerin um einen riesigen Ameisenhaufen versammelt.

Wie ein großer Ameisenhaufen sei auch eine Firma, hatte Garda gesagt und Frauke hatte zu Cedrik gesagt, dass sie sich auch meistens genau so klein und hilflos vorkomme, so als könne sie jederzeit und jemandes Füße geraten. Jedes einzelne Individuum des Ameisenstaates wisse genau, was es zu tun habe und verfolge seine Aufgaben mit aller Konsequenz.

— „Bis zum Tod, wenn nötig!“, sagte Cedrik mit einem hintergründigen Lächeln.

— „Sonst funktioniert der ganze Staat nicht!“, hatte Gumbrecht eingewandt und niemand wusste, ob er nun wirklich einen Ameisenstaat meinte oder ob er vielleicht wieder bei den Etruskern und deren Staat weilte.

Wolff, der es diesmal nicht geschafft hatte, möglichst nahe bei Garda zu stehen, stand mit Willach im Hintergrund und schaute Willach bei Cedriks Bemerkung vielsagend grinsend an.

— „Vielen Dank, Cedrik, für den konstruktiven Einwand!“, sagte Garda und fuhr dann unbeirrt fort.

Eine der Aufgaben bestehe in der Verteidigung des Ameisenstockes. Die Ameisensoldaten verteidigten den Ameisenstock, wenn nötig auch mit dem

Einsatz ihres Lebens, gegen gefährliche Käfer. Dazu bissen sie diesen beispielsweise die Antennen ab. Die Königin lege Eier, das sei ihre eigentliche und einzige Aufgabe. Ein Teil der Arbeiterinnen sei damit beschäftigt die Larven im Stock zu versorgen. Um die optimale Feuchtigkeit und Temperatur zu erhalten, trügen sie die Larven immer wieder im Stock herum. Außen gäbe es auch vielfältige Aufgaben für die Ameisen. Dann begann sie ausgiebig über die Aufgabe des Blattlausmelkens zu referieren. Die phantastische Symbiose zwischen Blattläusen und Ameisen, wie zwischen Bauern und den Kühen. Blattläuse geben den Ameisen Milch und diese schützen sie im Gegenzug vor „gefährlichen“ Raubtieren wie Marienkäfern. Sie sprudelte vor Begeisterung, so als habe sie diese Tatsache gerade selbst erst erfahren und nicht bereits im Kindergarten oder der Grundschule. Aber ihre Begeisterung schien sich nur auf Gumbrecht, was niemanden wunderte, und, was alle wunderte auf Burbacki zu übertragen. Vielleicht hoffte Burbacki unbewusst, dass je länger sie redete er desto weniger zu laufen habe. Als sie über die mit der Erschließung neuer Futterquelle spezialisierten Arbeiterinnen zu sprechen kam, wurde sie auch von Sylvia unterbrochen, die schon wiederholt Hunger angemeldet hatte. Während Garda über den Ameisenhaufen referierte, hatte sie sich mit Hilfe eines winzigen Spiegels mit ihrem Lippenstift ihre Lippen neu gerötet.

— „Wie unser Vertrieb!“, sagte Sylvia lachend.

Gumbrecht räusperte sich und alle glaubten, dass nun etwas über die Etrusker käme, aber Gumbrecht sprach dann wirklich von den Ameisen. Ob sie denn wisse, wie die Futtersuche vor sich gehe, fragte er sie. Klar, sie schwärmten nach allen Seiten aus und wenn welche Futter gefunden hätten, dann teilten sie es den anderen mit.

— „Richtig“, pflichtete ihr Gumbrecht bei, und es war allen klar, dass er jetzt ins Detail ginge „sie schwärmen in verschiedene Richtungen aus. Wenn eine Ameise Futter gefunden hat, kehrt sie sofort zum Stock zurück, auf dem schnellsten Weg. Dabei legt sie Duftstoffe, sogenannte Pheromone. Das ist das entscheidende. Die Ameise, die als erstes zurückkommt, hat die am nächsten gelegene Futterquelle gefunden und nun kommt das entscheidende: Ihre Markierungen des Weges sind als erstes da. Kurz nachdem die ersten Ameisen los sind, schwärmt nämlich der nächste Trupp aus. Die ersten Duftmarken, die gefunden werden können, stammen von der erfolgreichsten Ameise des ersten Trupps. So landen automatisch mehr und mehr bei der optimal gelegenen Futterquelle.“

— „Sehr schön!“, lobte Garda Gumbrecht, der sich Beifall heischend in der Runde umgesehen hatte.

Aber wenn Garda gehofft hatte, Gumbrecht so einfach bremsen zu kön-

nen, so hatte sie sich getäuscht. Kürzlich habe er einen interessanten Artikel über Ameisen gelesen. Wenn man zum Beispiel 1000 Ameisen aus einem Haufen entnehme, entstehe ein instabiles Gleichgewicht. Aber alle Tiere trachteten sofort danach, wieder einen Gleichgewichtszustand herzustellen. Nach relativ kurzer Zeit sei wieder alles in Ordnung. Als Gumbrecht dann begann über die physikalischen Zusammenhänge zwischen stabilen, instabilen und labilen Gleichgewichten zu dozieren, unterbrach ihn Garda und sagte, dass dies sicherlich fürchterlich interessant sei, aber möglicherweise würde dies die meisten wohl nicht interessieren.

— „Aber, was mich noch interessiert, ist die Frage, was passiert, wenn man die 1000 Ameisen wieder in den Haufen zurückbringt, nachdem ein neues Gleichgewicht entstanden ist?“, fragte Cedrik.

Oh, habe er das vergessen zu sagen, wunderte sich Gumbrecht und schaute Cedrik dabei dankbar an, dass er ihm diesen Ball zugespielt hatte. Also das sei ganz faszinierend. Es entstehe wieder ein instabiles Gleichgewicht, sagte Gumbrecht und schaute dabei ängstlich in Richtung Garda. Aber innerhalb kurzer Zeit wären die Tausend wieder reintegriert.

— „Ist doch klar! Ich hätte nichts anderes erwartet!“, sagte Wolff.

— „Was heißt hier nichts anderes erwartet? In einer großen Firma sieht das ganz anders aus!“, sagte Cedrik nun triumphierend. „Ein großer Konzern, wie der unsere kann relativ leicht 1000 Leute rausschmeißen, aber 1000 Leute wieder einstellen, dass sei wohl eher ein Märchen!“

Das sei doch nur als Metapher gemeint gewesen, wehrte sich Garda, und solche Übertragungen bergen immer ihre Probleme.

— „Was mich am meisten an dem Bild stört: Bei uns Menschen können prinzipiell alle Frauen Kinder kriegen . . .“, sagte Frauke und ignoriert, dass Wolff etwas zu Willach tuschelte und anschließend beide laut lachten. „Wir haben und brauchen keine Königin.“

— „Wären wir ein Ameisenstaat, brauchten wir keine Chefs, jedenfalls nicht in der Form, wie wir sie bisher haben.“, sagte Cedrik sarkastisch.

— „Sie reden von unserer Firma?“, fragte Willach und man sah ihm an, dass er sich angegriffen fühlte.

— „Ja auch, aber eigentlich meinte ich alle. Wenn Betriebe schon hierarchisch organisiert sein müssen, dann sollen die Chefs wenigstens demokratisch legitimiert sein. Schaut doch einmal richtig auf den Ameisenstaat: Hier läuft alles automatisch, ohne Bevormundung und Zwang. Die machen immer . . .“

— „Oh, die Ameisen wählen also ihre Chefs!“, sagte Wolff höhnisch.

— „Nein, die haben erst gar keine!“, entgegnete Cedrik.

— „Und Ihrer Meinung nach hätten wir am besten auch keine Chefs?“, höhnte Wolff weiter.

— „Nein, man sollte sie demokratisch wählen!“

Wolff fing laut an zu lachen und sagte: „Da sollen sich also die Mitarbeiter das Management wählen. Die verstehen doch nichts! Die würden die wählen, die ihnen den meisten Lohn versprechen!“

Darauf stimmte auch Willach in Wolffs schallendes Gelächter ein. Ansonsten fühlte Cedrik viele verständnislose Blicke auf sich gerichtet. So als habe er eben gesagt, er wolle einen Staatskommunismus errichten. Dennoch ließ sich Cedrik nicht beirren.

— „Aber trotz dass die Leute Ihrer Meinung nach so dumm sind, sind Sie sich sicher, dass die Demokratie die beste Staatsform ist?“, ereiferte sich Cedrik und während er es sagte, sah er, dass die beiden es nicht so sahen. Wolff und auch Willach waren keine überzeugten Demokraten, aber Cedrik fuhr dennoch fort, „Wählen denn in der Demokratie nicht auch die Leute immer nur die Politiker, die ihnen die geringsten Steuern und die meisten Segnungen versprechen . . . ohne Rücksicht auf das Wohl des Gesamten?“

— „Stimmt genau! Es wäre besser wenn nur die wählen dürften, die auch etwas davon verstehe!“, sagte Wolff.

— „Und wer bestimmt dann, wer wahlmündig ist? Leute wie Sie?“, sagte Cedrik und sein ‘Leute wie Sie’ klang voller Verachtung und wie eine Beleidigung.

Garda mischte sich plötzlich beschwichtigend in die Diskussion. Man sei vom Thema, also Prokrastination, abgekommen. Was sie eigentlich hätten erkennen sollten, sei die Tatsache, wie perfekt ein Ameisenhaufen funktioniere. Sie hätten erkennen sollen, dass eine Organisation ohne Aufschieberei perfekt funktioniere. Der Ameisenstaat funktioniere so perfekt, weil jedes einzelne Individuum, genau das mache, was die Gemeinschaft von ihm verlange.

— „Von IHR verlange!“, korrigierte sie Frauke, „es sind doch Arbeiterinnen!“

Cedrik entgegnete, dass er es anders sehe. Sie hätten doch eben gelernt, dass die Arbeiterinnen anscheinend auf Geratewohl ausschwärmten. Man könne also genauso gut annehmen, dass sie dorthin liefen, wohin sie wollten, und dass der Ameisenstaat deshalb so effizient sei, weil er seinen Arbeiterinnen diese Freiheit ließe.

— „Das ist doch blanker Unsinn!“, ereiferte sich Willach, „Ameisen haben gar kein Hirn, um einen eigenen Willen zu entwickeln.“

Ohne auf Willachs Einwand zu hören, attackierte Wolff Cedrik parallel:

— „Also soll man bei uns auch die Entwickler machen lassen, wozu sie gerade Lust haben, und dann geht es der Firma prächtig!“

— „Vielleicht nicht ganz so extrem, aber im Prinzip ja!“, entgegnete Cedrik, „Bei Google wird zum Beispiel jeder Mitarbeiter dazu angehalten selbstständig nach Belieben zu seiner normalen Arbeit etwas zu forschen oder zu entwickeln, was er für wichtig findet.“

— „Und in dem Büro, aus dem es dann am meisten duftet,“ platzte es schallend lachend aus Lutz Willach „findet sich die reichste Futterpründe.“

— „Faulheit stinkt halt!“, kommentierte Sylvia.

Gumbrecht nahm plötzlich Cedrik in Schutz, indem er sagte, dass er nicht ganz Unrecht habe. Ein guter Chef müsse seinen Entwicklern Freiraum lassen, wenn er hervorragende Ergebnisse wolle.

— „Dann hat er ja Glück, dass er bei Ihnen in der Abteilung ist!“, sagte Wolff spöttisch.

— „Wie der Herr so sein Gescherr!“, sagte Willach leise zu Wolff.

* * * * *

Cutu war entsetzt über das was Stenia ihm anvertraut hatte. Ihr Mann habe nichts mit der Ermordung seines Vaters zu tun. Ganz im Gegenteil. Ihr Mann hätte sein Leben für Plecu gegeben, hätte er es gekonnt. Cutu solle so schnell wie möglich nach Populonia zurückkehren.

— „Hier bist du nicht mehr sicher!“, dann hatte sich ihre Augen mit Tränen gefüllt, „ebenso wenig wie mein Mann! Seit Tagen habe ich schon nichts mehr von ihm gehört. Vielleicht ist er schon ...“. Sie stockte und sagte dann „Ein von Nerie gedungener Mörder tötete deinen Vater!“

Zum Abschied warnte sie ihn vor seinem Cousin Vulca. Er könne ihm nicht trauen!

Cutu hatte keine Mühe ihr zu glauben, dass Nerie hinter dem schäbigen Mord steckte, aber dass sie ihn vor Vulca warnte schien ihm ungerechtfertigt. Vulca war hart und brutal, aber Cutu kannte ihn von klein auf, und er dachte, dass Vulca niemals seine Familienbande vergessen könnte. Dennoch wollte Cutu sein Wissen für sich behalten, bis er wieder in Fufluna sein würde, wenn er sicher sein konnte, wieder ganz unter Freunden zu sein. Aber er zweifelte, ob er sich gut genug verstellen konnte? Seine Mutter hatte immer gesagt, dass er der geborene Schauspieler sei. Aber er fragte sich, ob dies genüge, wenn es um Leben und Tod geht?

Als Cutu sich dem Haus von Abdanitu näherte, lief dieser ihm eilig entgegen. Cutu erschrak, als er ihn an seinem Gewand packte und in Richtung seines Geschäftes zerrte. Er solle ihm vertrauen, er wolle ihm helfen, er habe jetzt keine Zeit für lange Erklärungen. Auch wenn Cutu skeptisch war, hatte er das Gefühl, dass er es Ernst mit der Hilfe meinte. Außerdem sagte ihm sein Verstand, dass Nerie ihm Soldaten und keinen Kleiderwäscher entgegenschicken würde. Aber warum sollte Nerie es tun. Nerie musste doch immer noch davon ausgehen, dass Cutu ahnungslos sei.

Im Innern des Geschäfts stank es fürchterlich. Cutu spürte ein beißendes Kratzen in Nase und Hals, und er kämpfte mit dem Gefühl sich erbrechen zu müssen. Wie konnte es jemand täglich in so einer Luft aushalten.

— „Neries Häscher sind hinter dir her!“, raunte Abdanitu.

— „Warum sollten sie, ich habe nichts verbochen!“, sagte Cutu.

— „Du nicht, aber er und dein Cousin. Und sie wissen, dass du es weißt“

— „Woher sollten sie es wissen?“, fragte Cutu und dachte, dass er mit dieser Frage sich offenbarte.

— „Die wissen, dass du bei Stenia warst und mit ihr geredet hast und das langt!“, sagte Abdanitu und fügte dann hinzu, während er auf einen großen Korb zeigte, „Ich bring dich nach Hause!“

— „In so einem stinkenden Korb?“, fragte Cutu unsicher.

— „Genau! Aber wer sagt dir, dass der Korb stinkt!“

— „Alles stinkt hier! Und du glaubst, dass ich die ganze Zeit ...“

— „Nicht, was ich dir sage: Ich habe eine Lieferung wertvoller Felle nach Fufluna und in einer Kiste werde ich dich sicher an Bord meines Schiffes bringen. Wenn das Schiff den Hafen verlassen hat, kannst du raus.“

Cutu war entsetzt und machte sich auf den Weg zum Ausgang. Er solle nicht dumm sein, hörte er Abdanitu sagen, als er durch den Eingang schlich. Kaum war er am Ende des Hofes angelangt, sah er durch die Schlitzte eines Lattenzaun mehrere Soldaten kommen.

— „Zur Vernunft gekommen?“, fragte ihn flüsternd und grinsend Abdanitu.

— „Warum machst du das? Doch nicht aus reiner Menschenliebe? Du kennst mich noch nicht einmal?“

— „Des Geldes zuliebe? Es schadet doch nicht einen Prinzen zum Freund zu haben. Du wirst dich erkenntlich zeigen!“

* * * * *

— „Typisch Wolff“, sagt Frauke, während sich ihre Mundwinkel zusammenzogen und ihre Augenbrauen senkten.

— „Mich wundert, dass die schon drüben sind!“, sagt Gumbrecht.

— „Unsere Strecke war schon ziemlich weit“, wendet Cedrik ein, „und im Prinzip hatten die ja alles zusammen für ihr Floss!“

— „Wie in der Firma, da posaunt Wolff auch immer rum, als wäre er alleine!“, fährt Frauke fort und sie zieht angewidert ihre Mundwinkel nach oben.

— „Unsere Flussüberquerung war auf jeden Fall bequemer gewesen.“, sagt Gumbrecht, der Fraukes Bemerkungen bezüglich Wolff zu ignorieren schien.

— „Also meine Füße sehen das anders!“, entgegnet Cedrik.

— „Meine auch!“, pflichtet ihm Frauke bei.

— „War doch ganz einfach, Man musste doch nur eins und eins zusammenziehen können!“, hören Sie Wolff in der Ferne lachend dozieren.

— „Viel weiter kann der sicherlich auch nicht rechnen!“, sagt Cedrik mit verhaltener Stimme zu Frauke und Gumbrecht.

Frauke bleibt unvermittelt stehen und beteuert, dass sie überhaupt keine Lust habe, zu den anderen zu gehen.

— „Leute wie Cedrik und Gumbrecht sind mit so einer Aufgabe einfach überfordert. Zu praktisch, zu lebensnah!“, höhnt Wolff und das schallende Gelächter der anderen folgt sofort.

— „Ich glaub’, ich kratz dem die Augen aus! Wenn der so weiter redet.“, sagt Frauke.

— „Die Zunge rausreißen wäre wohl eher passend!“, sagt Cedrik lachend.

— „Wenn man euch zuhört, könnte man glauben, man ist in einer Mörderbande gelandet!“, sagt Gumbrecht mit einem Stirnrunzeln und beide spüren, dass es, obwohl in erster Linie wohl nur als witzige Bemerkung gedacht war, auch gleichzeitig eine Zurechtweisung war. Für Gumbrecht, der Gandhis Gewaltlosigkeit verinnerlicht hatte, waren auch verbale Grausamkeiten schon eine nicht tolerierbare Form der Gewalt.

— „War doch nicht ganz ernst gemeint!“, beschwichtigt Cedrik, aber Frauke ignorierte Gumbrechts Zurechtweisung und stellt fest:

— „Wenn man Wolff etwas antut, dann ist das immer Notwehr und nicht Mord!“

Plötzlich hören sie ein „Cazzo ... Mord ... Mörderbande “ aus dem Dickicht neben ihnen, dass sie erstarren lässt. Einen Augenblick später schält sich die ihnen aus Wolffs Beschreibungen bekannte Gestalt aus dem

Blattwerk. Ohne Probleme können sie nun Wolffs Erschrecken nachvollziehen. Cazzo stammelt flüsternd ohne Unterhalt Flüche, die meisten italienisch sind aber auch aus anderen Sprachen zu kommen scheinen. Dabei schaut er sie der Reihe nach an, so als habe er ihnen etwas wichtiges zu erzählen und wolle sich vergewissern, dass sie ihn auch richtig verstehen. Aber sie können nur einzelne Worte verstehen. Vor allem immer wieder „Mord“ und „Mörderbande“. — „Unsere Mathematiker und Philosophen haben sich bestimmt verlaufen!“, hören sie Wolffs Stimme erneut aus der Ferne „Die sitzen sicherlich noch irgendwo am anderen Flussufer. Gumbrecht gibt Rätsel von Fährmännern mit Booten, in denen nur einer hineinpasst oder so, auf und unser verkanntes Mathegenie versucht zu beweisen, dass der Fluss rein mathematisch gesehen, überhaupt nicht überquert werden kann ... oder topologisch gesehen gar nicht überquert werden muss, da sie in der vierten Dimension mit dem anderen Ufer direkt verbunden sind.“

Sie — und damit konnte er nur Wolff meinen — sollten doch mal ruhig sein, hören sie nun Lutz Willachs Stimme. Er glaube etwas gehört zu haben.

Willach sitzt wie die anderen auf einfachen Holzbänken. Nur Wolff steht in der Mitte, so als leite er die Gruppe. Die Bänke sind im wesentlichen grob behauene etwas mehr als ein Meter lange Baumstammteile, die in Form eines Fünfecks unter einem verwitterten Wetterdach angeordnet sind. In der Mitte befinden sich die Überreste einer möglicherweise bereits vor Wochen verloschenen Feuerstelle. Dicke Stämme mit Querverstreibungen tragen das verwitterte Holzdach mit einem Loch über dem Feuer. Ein kegelförmiges Dach wie der Hut eines asiatischen Reisbauern.

* * * * *

Abdanitu half ihm, weil er sich einen finanziellen Vorteil versprach. Noch wusste er nicht, welche Rechnung Abdanitu aufstellen würde, aber im Halbdunkel des Korbes war sich Cutu sicher, dass er dem Tod geweiht wäre, würde er Neris Häschern in die Hände geraten. Keine abstrakte Gefahr mehr, denn neben seinem Korb standen zwei Soldaten, die auf Abdanitu einredeten. Sie bräuchten nur den Deckel seines Korbes zu öffnen und die über ihm liegenden Laken anzuheben und er wäre verloren. Aber bisher redeten sie nur mit seinem Retter. Nachdem sie Cutu beschrieben hatten, fragten Sie Abdanitu, ob er ihn gesehen habe. Eigentlich war es keine Frage sondern eine Feststellung, fast eine Drohung. Er müsse ihn gesehen haben. Jeder der ihm helfe, würde damit selbst zum Staatsfeind. Cutu fürchtete, dass

sein Helfer doch vielleicht einknicken könnte und ihn verraten würde. Einige Soldaten im Hintergrund fluchten, dass der Gestank in diesem Anwesen kaum auszuhalten sei. Cutu hoffte, dass sie deshalb hoffentlich auch schnell weiterzögen. Gleichzeitig spürte Cutu wie sich seine eigene Übelkeit verstärkte, und es wurde ihm immer schwieriger gegen konstanten Hustenreiz anzukämpfen.

* * * * *

— „Manchmal ist das Naheliegende nicht das Nächste!“, hatte Garda gerade bemerkt, als sie und die anderen zusammenzuckten und im Falle von Burbacki und Sylvia sogar aufschrien.

Ohne dass sie sich abgesprochen hatten, waren Frauke, Cedrik und Gumbrecht im Schutz der Büsche und Bäume unhörbar für die anderen herangeschlichen.

Zuerst erschrak die Gruppe um Garda, weil plötzlich und unerwartet etwas lautstark aus dem Gebüsch auftauchte. Aber auch als klar war, dass es sich um die restlichen Mitglieder des Seminars handelte, gab es vor allen für Wolff und Willach keine Entspannung. Ihnen war mit einem Schlag bewusst, dass die anderen alles verstanden haben mussten, was sie über sie gelästert hatten.

— „Schön, dass Sie nun auch hier sind!“, sagte Garda, die als erste ihre Fassung wieder gefunden hatte. „Wir haben schon angefangen die Lösungsansätze der Aufgabe zu diskutieren.“

— „Wir sind als erstes hier angekommen! Also gibt uns der Erfolg recht!“

— „Und vor langem! Wir hatten schon Zeit, ausgiebig zu diskutieren!“, sagte nun Wolff, als hätte er nie über die anderen gelästert.

— „Und über die anderen herzuziehen!“, giftete Frauke.

— „Man wird doch mal Scherze machen dürfen!“, sagte Wolff.

— „Auch wenn Knaben nur aus Spaß Steine nach Fröschen werfen, sterben die Frösche nicht aus Spaß!“, zitierte Gumbrecht.

— „Also gestorben ist hier noch keiner!“, spottete Wolff.

— „Noch nicht!“, sagte Frauke.

— „Kommen wir doch vielleicht lieber zu unserem Thema zurück!“, beschwichtigte Garda, „Hätten sie den Weg flussabwärts statt flussaufwärts gewählt, wären sie schon lange hier. Also ich meine vor den Flossbauern!“, sagte Garda.

— „Wollen sie etwa sagen, dass es dort gleich eine Brücke gibt!“, fragte Frauke ungläubig.

— „Genau das!“

— „Aber wir haben genau das gemacht, was von uns verlangt worden war!“, wehrte sich Willach unter dem zustimmenden Nicken von Wolff.

Vor allen Dingen mache er doch immer genau das, was Wolff von ihm verlange, flüsterte Frauke zu Cedrik. Wie ein Schoßhündchen laufe er ihm nach, vergöttere ihn.

— „Und was war bitte genau ihre Aufgabe?“, fragte Garda in siegesbewusster Mine.

— „Wir sollten ein Floss bauen und den Fluss überqueren!“, entgegnete nun Wolff.

— „Falsch! Wir wollten uns hier, also auf dieser Seite des Flusses treffen!“

— „Haben wir doch gemacht!“, sagte Willach daraufhin.

— „Und wir waren die Ersten!“, sagte Burbacki.

— „Ja, aber was unsere Kursleiterin eigentlich sagen wollte war, dass sie den Weg zur Überquerung nicht vorgeschrieben hatte!“, korrigierte ihn Frauke.

— „Das ist Haarspalterei! Sie führte uns genau zu der Stelle, wo das ganze Material für ein Floß herumlag. ... Und weit und breit gab es keine Brücke!“, wehrte sich Willach.

— „Gab es, sonst wären wir nicht hier!“, sagte Cedrik.

— „Und flussabwärts, wie wir eben gehört haben sogar eine noch näher gelegene!“

— „Und die leeren Ölfässer haben sie extra ans Ufer gelegt, um uns auf die falsche Fährte zu hetzen?“, fragte Wolff verärgert.

— „Nicht ganz richtig, denn die Fässer waren schon da, aber ich habe sie extra zu den Fässern gehen lassen!“

— „Wie in der Realität. Dort ist ja auch nicht immer das scheinbar Naheliegendste auch das Richtige!“, wiederholte Gumbrecht Gardas Spruch in anderen Worten.

— „Sie hatten doch nur Angst gehabt sich nasse Füße zu holen. Da haben Sie sich lieber Blasen gelaufen!“

Garda schaltete sich wieder vermittelnd ein. Sie habe mit ihnen ein Ziel vereinbart und keinen Weg. Der Weg sei sekundär. Wichtig sei, dass sie her gefunden hätten. Sie seien aber lange vor den anderen da gewesen, begehrte daraufhin Wolff auf. Das müsse man doch auch berücksichtigen. Sie seien effizienter in der Umsetzung gewesen.

— „Wenn es um einen Kundenauftrag gegangen wäre, dann wäre das entscheidend!“, sagte Willach.

— „Wer zuerst kommt malt zuerst!“, mischte sich nun auch Sylvia ein.

Garda bedankte sich überschwenglich für diese äußerst konstruktiven Beiträge.

Immerhin hätten sie sofort mit dem Bau des Flosses angefangen, während andere nur mathematische Luft abgelassen hätten.

— „Haben Sie in der Zwischenzeit eine Lösung zu meinem Rätsel gefunden?“, fragte ihn Gumbrecht daraufhin ungerührt.

Während die anderen darüber nachgedacht hatten, wie sie am besten den Fluss überqueren könnten, hatte Gumbrecht ihnen ein Rätsel gestellt. Drei Erwachsene mit zwei Kinder wollten einen Fluss überqueren. Dazu stünde ihnen aber nur ein kleines Ruderboot zur Verfügung. In diesem könnten aber gleichzeitig nie mehr als ein Erwachsener aber bis zu zwei Kindern befördert werden. Wie viele Flussüberquerungen wären notwendig?

Cedrik hatte eingewandt, dass das Floss wohl zu klein werden würde, um alle aufzunehmen. Man müsse dann wohl mehrmals fahren und wer dann wann und mit wem fahre sei egal.

Da könnten sie mal sehen, wie praxisrelevant sein Rätsel sei, hatte Gumbrecht daraufhin triumphiert. Der Trick liege darin, dass zuerst zwei Kinder rüberfahren müssten, und dann eines alleine zurück führe. Danach führe ein Erwachsener, der dann auf der anderen Seite bliebe und das zweite Kind führe dann mit dem Boot zurück. Das bedeute, dass man vier Fahrten brauche, um einen Erwachsenen hinüber zubringen. Für eine beliebige Anzahl von Erwachsenen n mit zwei Kindern benötige man also n Mal 4 Fahrten plus eine zusätzliche Fahrt für die beiden Kinder.

— „Müssen es unbedingt Kinder sein, oder können wir mit der ersten Fuhre zwei Kindsköpfe losschicken?“, hatte darauf Sylvia herzlich lachend gefragt.

Burbacki wollte wissen, wie oft man fahren müsse, um den Fluss zu überqueren. Habe er doch erklärt, sagte Gumbrecht. Dreizehnmal. Er meine doch nicht das Rätsel, protestierte Burbacki.

— „Wie oft müssen wir über diesen Fluss und mit unserem Floss fahren?“

— „Wenn nur einer auf das Floss passt, unendlich oft!“, antwortete Cedrik auf Burbackis Frage.

— „Oder man lässt es gleich bleiben!“, führte Gumbrecht Cedriks Gedanken weiter aus.

— „Mit einem Seil könnte man das Floss zurückziehen!“, sagte Willach.

Ob er irgendwo ein Seil sehe, fragte ihn daraufhin Gumbrecht. Daraufhin hatte sich Willach an die Arbeit gemacht. Durch die endlose Diskussion

kämen sie nie zu einem Floss und die anderen sollten besser mit anpacken.

Ein Floss zu bauen, könne nicht die Lösung sein, sagte daraufhin Gumbrecht. Das könne ewig dauern.

— „Vor allen Dingen nicht, wenn man sich und andere mit unnötigen Rätseln aufhält, statt bauen zu helfen!“, hatte Willach eingewandt.

— „Der ist von Wolff aufgehetzt! Jetzt klingt Willach schon genau so wie Wolff“, flüsterte Cedrik.

* * * * *

Nach der Flussüberquerung hatte Garda zur allgemeinen Freude angekündigt, dass es nur noch etwa zwei Kilometer seien, bis sie ihr Tagesziel erreichten. Daraufhin rannte Burbacki in Vorfreude auf das baldige Ende seiner Qualen erstmals mit Garda der Gruppe voran. Cedrik und Frauke hatten sich zurückfallen lassen, ohne dass sie dies abgesprochen oder geplant hatten. In großem Abstand folgten sie den anderen, aber immer in Sichtkontakt. Beide spürten das Verlangen ihrem Zorn über Wolff freien Lauf zu lassen, und dafür waren sie natürlich am besten alleine. Erst ging es nur um Wolffs Verhalten vor und nach der Flussüberquerung. Vor allem die Art wie er über sie hergezogen hatte, als sie noch nicht am Treffpunkt waren, hatte sie beide erzürnt. Cedrik sagte, dass es bereits schlimm genug sei, dass Wolff sich für den Größten halte. Unerträglich sei aber seine Geringschätzung für die anderen. Aber dann erschrak Cedrik über Fraukes Reaktion. Mit hochrotem Kopf schrie sie, so laut, dass er Angst hatte, dass die anderen es hören könnten. Aber die waren weit genug weg.

— „Ich hasse ihn! . . . Wie keinen anderen!“

Dann stockte sie. Aber für Cedrik wirkte es so, als wolle sie noch mehr sagen. Cedrik wartete und lief schweigend neben ihr. Dieser heftige Wutausbruch konnte nicht nur mit Wolffs Verhalten während und nach der Flussüberquerung zu tun haben. Sogar alles was Cedrik von Wolff während des ganzen Seminars erlebt hatte, genügte nicht für so eine Gefühlsaufwallung. Cedrik konnte sehen, wie die Zornesröte aus Fraukes Gesicht wieder ihrer normalen Blässe gewichen war. Aber ihre Augen waren feucht und ihr Mund und die Mundwinkel schienen in kontinuierlicher Bewegung, so als ob sie nach einer Lähmung versuchte die Mundpartie wieder zum Reden geschmeidig zu machen. Gewissermaßen um ihr das Reden zu erleichtern, fragte Cedrik sie, was sie für einen Grund habe, ihn so abgrundtief zu hasen.

— „Braucht es einen besonderen Grund Wolff zu verachten? Ein Typ mit so einem miesen Charakter ...“, und nach einer kurzen Pause korrigierte sie sich „oder besser ohne Charakter ...“

Cedrik schwieg, denn er spürte, dass sie weiterreden wollte, er musste jetzt nur warten.

— „Dieser Schleimscheißer!“, setzte Frauke plötzlich wieder an, „Erinnerst du dich noch an die letzte Weihnachtsfeier? ... Er, mit roten Rosen für Baumeisters Luder ...“

— „Aber das hatte er doch gar nicht so geplant gehabt ...“

— „Das macht es ja gerade noch schlimmer ...“. Sie stockte und fragte ihn dann: „Warst du überhaupt dabei gewesen? ... Du warst doch zu spät gekommen?“

Mehrere Personen hatten damals Cedrik gefragt, ob er mit ihnen zur Feier ginge, aber er sagte allen, dass er etwas später käme, er habe noch ein kleines algorithmisches Problem zu knacken. Dann, als es völlig ruhig geworden war, keine Stimmen mehr zu hören waren, keine Schritte mehr auf dem Flur oder über seinem Büro zu hören waren, kaum mehr ein Telefon klingelte, versank er in seinem Programm. Ein Zustand den er öfters erreicht, wenn er sich in ein Problem vertieft. Dann vergisst er zu frühstücken oder merkt nicht, dass Mittagszeit ist, um dann erst spät am Nachmittag, ein Hungergefühl zu verspüren, dass ihn am Denken hindert. Die Weihnachtsfeier war weit weg von ihm, oder anders ausgedrückt ebenso nahe wie Ostern oder der nächste Sommerurlaub. Seine Lösungsansätze für sein Problem lagen wie Schall- und Sichtpuffer um ihn. So, dass er lange Zeit noch nicht einmal sein Telefon hörte. Aber dann drang das penetrante Klingeln doch in sein Bewusstsein und störte seine Kreise. Genervt hob er ab. Scharf und schroff nannte er seinen Namen, um dem Anrufenden sofort zu signalisieren, dass man ihn gestört habe.

— „Also Ihren Arbeitseifer in Ehren, aber wir warten hier auf sie!“, schallte Baumeisters ebenso verärgerte Stimme aus der Hörmuschel.

Baumeister war ungeduldig und wollte mit seinem Vortrag beginnen, der wie jedes Jahr zur Weihnachtszeit die seiner Meinung nach wichtigsten Punkte des Jahres zusammenfasste. PowerPoint gibt ihm die Power nicht zum Punkt zu kommen. Fehlendes Hintergrundwissen lässt sich wunderbar in blauen wolkigen Hintergrundwolken verbergen. Bunte Bilder suggerieren Ideen wo Leere vorherrscht, ausgefeilte Designer-Schriften übertönen sprachliche Holprigkeiten und Buchstaben, Linien und Untergründe im Spektrum des Regenbogens erheben Einfalt zur Kreativität.

Kein Wunder, dass Baumeister beinahe in Panik verfallen war, als sein Beamer nicht funktionierte. Baumeisters Sekretärin Belle, die eigentlich

Isabelle heißt, und er selbst waren die ersten im Raum, in dem die Weihnachtsfeier stattfinden sollte. Sie hatte darauf gedrängt möglichst früh zu gehen, um zu schauen, ob alles in Ordnung sei, insbesondere traute sie dem neu für die Dekoration beauftragten Gärtner nicht. Ihm würde es Gelegenheit geben, in Ruhe seinen Laptop mit Beamer einzurichten. Aber trotz Reboot — sonst fiel ihm nichts ein, — strahlte der Beamer nur ein buntes Ready-Signal und das Logo des Hersteller statt seines Laptop-Bildschirms an die weiße Wand. Er wartete sehnsüchtig darauf, dass ein Entwickler käme, den er um Hilfe bitten könnte, bevor alle da wären. Ohne Technik, also ohne lustige aufheiternde Bilder und Effekte, wäre sein Vortrag nur das, was er im Wesentlichen war: ein langweilige Aufeinanderfolge von Geschäftszahlen und nichtssagenden Projektnummern und Kürzeln, die nur durch das Rezitieren einer Telefonbuchseite an Spannung zu überbieten wäre.

Baumeister ärgerte sich, dass ihm Belle nicht half, auch wenn er nicht wusste, wie sie ihm ohne technischen Sachverstand überhaupt helfen konnte. Stattdessen rannte Belle aufgeregt um die Tische und bewegte die Deko hin und her. Wenn sie sich vorstellte, dass der Gärtner für so eine jämmerliche Deko auch noch Geld nehme, viel Geld wolle, murmelte sie ständig vor sich hin. Im nächsten Jahr müssten sie unbedingt wieder die Gärtnerei Schlauch nehmen, die seien wirklich topp! Aber der einzige Mensch im riesigen Nebenraum der Krone war ihr Chef, Oswin Baumeister, und den interessierte nur sein Laptop und sein Beamer.

Als Frauke, — bemüht unnötige Geräusche zu vermeiden, — durch die dunkle eichene Flügeltür, von der sie nur einen Flügel geöffnet hatte, den Saal betrat, hörte sie Baumeister fluchen.

— „Verdammt, wenn das einmal klappen würde ...“

— „So schlimm ist der Schmuck jetzt auch wieder nicht ...“, verteidigte daraufhin Belle den Gärtner oder besser sich selbst, denn sie fühlte sich angegriffen. Sie war es schließlich, die den Auftrag vergeben hatte. Da half es ihr auch nichts, dass sie nur Geld hatte sparen wollte und damit einem dringenden Wunsch Baumeisters und der Firmenleitung entsprach.

— „Jedes Mal der gleiche Mist ...“, fährt Baumeister fort.

Belle sagt, dass es doch im letzten Jahr außer dem Preis hervorragend geklappt hätte, aber Baumeister hört nicht hin, sondern fährt unbeirrt fort:

— „Manchmal klappts ohne Probleme, aber heute ...“, beginnt Baumeister und wird von Belles bissiger Bemerkung für Frauke unterbrochen.

— „Haben Sie denn nichts mehr zu tun, dass sie schon so früh hier erscheinen. Die Feier beginnt doch ...“

— „Aber nein doch, Sie kommen wie gerufen! Schön dass Sie da sind!“,

unterbricht Baumeister seine Sekretärin.

Frauke stockt im Lauf. Sie ist geschockt von Belles bissiger Bemerkung, aber Baumeisters überschwengliche Freundlichkeit irritiert sie noch mehr. Frauke steht starr und bewegungslos, so wie man vor einer Schlange stehen sollte, die einen noch nicht als Beute erkannt hat. Gleichzeitig wirkt sie aber auch so, als warte sie nur auf ein weiteres Gefahrensignal, um dann zu fliehen. Aber dann schaut sie sich verlegen um, als hoffte Sie, dass jemand hinter ihr — auch wenn sie weiß, dass sie alleine gekommen war — gemeint sein könnte. Frauke schaut verlegen auf die Uhr und weist darauf hin, dass es doch schon Viertel vor fünf sei.

— „Zwanzig Minuten vor Fünf!“, korrigiert sie Belle und empfängt dafür einen strafenden Blick ihres Chefs.

Mit gespielter Freundlichkeit wendet sich Baumeister an Frauke. Er müsse schnell mal ein wichtiges Telefonat führen, und könne sich deshalb nicht mehr um die Technik kümmern. Sie könne doch sicherlich alles für den Vortrag vorbereiten.

Frauke eilt geflissentlich zu ihm, murmelt aber vor sich hin, aber nicht laut genug für Baumeister, dass sie selbst gar keinen Laptop habe und mit Beamer keine Erfahrung habe. Baumeister beachtet sie nicht mehr, sondern eilt mit gezücktem Handy, dass er wie einen Anker vor sich her trägt, aus dem Raum.

— „Haben Sie eine Ahnung wie das Ding funktioniert?“, wendet sich Frauke hilfesuchend an Belle, „Es kommt kein Bild!“

Das letzte Mal habe es noch funktioniert, sagte Belle und fügte dann noch hinzu, dass sie jetzt keine Zeit habe sich darum zu kümmern. Sie könne sich ja nicht um alles kümmern. Aber für Frauke als kompetente Entwicklerin, — ein Lob, was beinahe abschätzig aber auf jeden Fall wie eine Drohung klang — sei es doch sicher kein Problem, so ein simples Teil anzuschließen. Sie verschwieg nicht nur, dass ihr Chef, es auch nicht geschafft hatte, sondern sagte sogar noch, dass Frauke ansonsten halt warten müsse, bis ihr Chef wieder käme. Der wüsste schließlich noch wie man mit Computern umgehe. Frauke wusste auch nicht, dass Baumeister in fast jeder Besprechung, in der er das Gerät benutzt, Hilfe brauchte.

Cedrik schüttelt den Kopf, als ihm Frauke dies auf dem Weg in der Toskana erzählt. Der Weg ist breiter geworden und führt nun schnurgerade aber mit mäßiger Steigung nach oben. In der Ferne können Sie Gumbrecht, Sylvia und Burbacki sehen. Burbacki hatte schon nach kurzer Zeit Gardas Tempo nicht mehr mithalten können und war zurückgefallen. Cedrik sagt, dass er sich nun sehr wundere. Bisher habe er immer gedacht, dass die Bedienung eines Beamers und einer Präsentation zu den wenigen Tä-

tigkeiten gehöre, die so ein Typ wie Baumeister beherrsche. Ob er nicht ein wenig zu streng mit ihm sei, fragt ihn Frauke lachend. Wie könnte er zu streng sein, fragt Cedrik verwundert. Ein Entwicklungsleiter, einer deutsch-französischen Firma, der kein Französisch könne, das sei doch lächerlich. Das finde sie jetzt nicht so schlimm, schränkt Frauke ein, schließlich würde man sich mit den französischen Kollegen eh in Englisch unterhalten. Cedrik schüttelt wieder den Kopf und fragt sie, ob sie Baumeister schon einmal habe Englisch reden hören.

— „Das Schlimme ist, dass er glaubt, er könne es gut. Seine Aussprache ist katastrophal. Viele Wörter spricht er einfach deutsch aus. Wenn er ein Wort nicht weiß, — und das ist allzu häufig der Fall — dann streut er einfach das deutsche Wort ein. ... Jacques Courvier, mit dem ich vor ein paar Monaten in Frankreich zusammen gearbeitet hatte, spricht super Deutsch, und er glaubte, dass er sich mit Baumeister die ganze Zeit auf Deutsch unterhalten habe. Aber das Witzige ist, dass Baumeister glaubt, er selbst habe die ganze Zeit Englisch geredet. ... Wie konnte so einer Entwicklungsleiter werden? Seine mangelnden Sprachkenntnisse sind ja schon schlimm genug, aber der hat auch überhaupt keine Ahnung von Softwareentwicklung. Ich frage mich, wie man so bescheuert sein konnte einen E-Techniker, der sich im Studium noch nicht einmal mit der Hardware von Computern sondern mit Hochfrequenztechnik befasste, zum Entwicklungsleiter einer Firma machen konnte, die sich in erster Linie mit Software- und Algorithmenentwicklung beschäftigt. Was Mathematik und Informatik betrifft ist der eine glatte Null. Der hat in seinem Leben noch nicht einmal ein kleines Programm geschrieben.“, sagt Cedrik.

— „Dem traue ich es noch eher zu, als Wolff!“

— „Ich wage kein Urteil, wer von den beiden blöder ist!“, sagte Cedrik lachend.

— „Auf jeden Fall ist Baumeister von Wolffs Fähigkeiten überzeugt!“

Dann wollte Cedrik von Frauke wissen, ob sie den Beamer habe anschließen können.

— „Du zweifelst daran, dass ich das geschafft habe?“, fragte Frauke mit gespielter Entrüstung.

Während sie mit der Technik beschäftigt gewesen war, hätten sich beide Flügel der Schwingtüre zum Saal geöffnet und Dr. Wolff habe effektiv mit einem großen Strauß roter Rosen den Raum betreten, dicht gefolgt von Lutz Willach.

Belle habe sofort in gespielter Rührung geblüht, wie außerordentlich aufmerksam, das von ihm sei, ihr Rosen mitzubringen. Es wäre aber nicht nötig gewesen, hatte sie gesagt und gleich hinzugefügt, um klar zu machen, dass

es doch nötig war:

— „Wenigstens einer der meine Arbeit zu würdigen weiß!“, dabei schaute sie ihren Chef kritisch an.

Für seine Frau seien die Rosen gewesen, erklärt Frauke Cedrik in der Toskana. Aber Wolff habe blitzschnell reagiert und die Gunst der Stunde genutzt. Wie ein Don Giovanni sei er auf sie zugeeilt und habe ihr die Blumen galant überreicht. Zu seiner Frau sei er nachher mit leeren Händen gekommen, außerdem noch mit Verspätung, auch wenn er die Weihnachtsfeier schon vor Acht verlassen hatte. In manchen Ehen könne so etwas zu einer Scheidung führen, sagte Frauke verbittert, so als hätte sie es sich im Fall Wolff gewünscht.

— „Bloß wegen vergessener Rosen zum Hochzeitstag? Ich glaube, mein Vater hat meiner Mutter noch nie etwas zum Hochzeitstag geschenkt. Und die führen eine gute Ehe, denke ich.“

Es wären nicht nur die Rosen. Er könne sich gar nicht vorstellen, was die sich alles von ihrem Mann gefallen ließe. Jede andere Frau hätte Wolff sicherlich schon verlassen. Sylvia habe ihr einiges erzählt, sagte Frauke, nachdem Cedrik sie skeptisch gefragt hatte, woher sie denn das alles so genau wisse. Dabei sei sie eine intelligente Frau, ausgesprochen gutaussehend. Sie könne nicht verstehen, dass sie überhaupt Wolff geheiratet habe.

Aber einen dicken Ehekrach wegen der Rosen hätte es, wie er Sylvia gesagt habe, dennoch gegeben wegen der Rosen, sagte Frauke.

— „Ein Rosenkrieg!“, sagte Cedrik.

Sie könne sich gut vorstellen, wie Wolff nach Hause gekommen sei. An ihrem Hochzeitstag ohne Rosen oder irgendein anderes Geschenk, sagt Frauke. Aber für Wolff natürlich kein Grund für Bedauern oder Entschuldigungen. Begeistert erzählt er ihr im vollen Bewusstsein, dass sie ihn dafür noch loben müsste, dass ihm ein cleverer Schachzug gelungen sei. Er habe nun zwar leider keine Rosen mehr für sie, aber immerhin habe er bei der Chefsekretärin wahnsinnig gepunktet. Seine Frau sieht natürlich ebenso wie Frauke nur die attraktive Frau und nicht die einflussreiche Vorzimmerdame des Entwicklungsleiter, und sie hört auch nicht mehr die Erklärungen ihres Mannes, dass dieser clevere Schachzug seiner weiteren Karriere sehr dienlich sei.

Cedrik wendet ein, dass dies doch eher der Karriere schädlich sein könne. Man münke doch, dass Baumeister und die Belle etwas miteinander hätten. Da könne man sich doch nur Baumeisters Zorn auf sich ziehen, wenn man mit seiner Geliebten flirte.

Frauke zuckt mit hochgezogenen Augenbrauen mit den Schultern und entgegnet, dass solche Gerüchte doch normal seien. Eine attraktive Sekretä-

rin und ein mächtiger Chef, da vermuten die meisten sofort, dass was laufen müsse.

— „Die vier Ms! Macht macht Männer männlich!“, entgegnet Cedrik, „Wie im Tierreich. Die Weibchen paaren sich am liebsten mit den Leit-tieren. Im Tierreich macht es ja auch noch Sinn. Dort schaffen es nur die stärksten, schnellsten und körperlich Tiere der jeweiligen Art an die Spitze. Aber bei uns ist das etwas ganz anderes. Reichtum ist zufällig verteilt. Hat nichts mit ...“

— „Meistens haben Reiche aber dafür auch etwas geleistet!“, wendet Frauke ein.

— „Was ist mit denen, die reich geboren werden? Alles nur erben?“

— „Die vielleicht nicht, aber ...“

— „Und die anderen waren meist zur richtigen Zeit am richtigen Platz!“

— „Und waren clever genug dies zu erkennen!“

Wie dem auch sei, sagt Frauke, sie könne sich jedenfalls sehr gut vorstellen, wie Wolffs Frau getobt haben musste. Hätte sie selbst an deren Stelle auch gemacht.

Sie habe ihn nicht richtig verstanden, hätte sich Wolff wahrscheinlich gewehrt, malte Frauke den mutmaßlichen Streit weiter aus.

— „Und ob! Ich habe verstanden, dass du einer der attraktivsten Frauen der Firma Rosen geschenkt hast!“, und dann lässt Frauke Wolffs Frau sogar brüllen: „Meine Rosen! Zu unserem Hochzeitstag!“

Er habe ihr die Rosen geben müssen, versuchte Wolff gegen ihre Wut anzugehen. Habe er denn eine andere Wahl gehabt? Sie hätte doch sofort geglaubt, dass die Rosen für sie seien. Sie könne sich gar nicht vorstellen, wie sehr sie sich gefreut hätte.

— „Und du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich gefreut hätte und vor allen Dingen, wie sauer ich jetzt bin!“

— „Was hätte ich denn tun sollen? Hätte ich sie ihr nicht gegeben, hätte ich sie mir zur Feindin gemacht! Die Sekretärin des Entwicklungsleiters als Feindin!“

— „Blödsinn! Du bist auch nur einer von den geilen Böcken, die ihr zu Füßen liegen?“, giftete seine Frau.

— „Also so schön ist sie nun auch wieder nicht!“

— „Schön genug, dass du ihr meine Rosen schenkst!“

— „Ich habe es dir doch gerade erklärt. Was hätte ich tun sollen, sie glaubte doch sofort, dass die Rosen für sie seien.“

— „Die Frage ist, wieso sie so etwas überhaupt für möglich hält. Da musst du ihr schon vorher schöne Augen gemacht haben!“

Zu Wolff hätte auch folgende Ausrede gepasst, sagte Frauke:

— „Wahrscheinlich dachte die gar nicht, dass die von mir ...also ich meine von mir privat seien, sondern von der Abteilung oder so, und ich sie nur überreichen musste ...”

Einen Moment schien es, dass sie sich beruhigt

— „Dieser Zicke hast du MEINE Rosen gegeben!”

— „Ich hab’s dir doch schon erklärt. Was hätte ich denn tun sollen?”

— „Ihr sagen, dass die für deine Frau sind, zum Hochzeitstag!”

— „Aber dann hätte ich sie brüskiert. Vor allen Leuten ...”

— „Aber mich kannst du brüskieren? Das macht nichts aus?”

— „Aber hier ist doch niemand!”

— „Niemand! Ich bin niemand! ...”

— „So meinte ich das doch nicht ... Es tut mir ja leid, aber es ist doch nicht so, als hätte ich den Hochzeitstag vergessen ...”

— „Das ist schlimmer als vergessen! Einer fremden Frau Rosen am Hochzeitstag schenken!”

— „Ich habe sie ihr doch nicht geschenkt, weil ich irgendwelche ...ich meine, es ging doch rein um die Firma!”

— „Erzähl’ mir nichts! Als ob du ...”

Warum er ihr nicht wenigstens neue Rosen gekauft habe. Und er antwortete, dass er doch keine Zeit gehabt hätte, dann wäre er doch noch später gekommen. Eher gehen hätte er müssen, ganz einfach sei das. Von ihrem Schoß sei er nicht los gekommen, zetert sie.

— „Ein wenig mehr Verständnis für meine Karriere könntest du schon zeigen!”, schmollte Wolff.

— „Und du ein wenig für unsere Beziehung! ... Karriere hin oder her. An unserem Hochzeitstag hättest du überhaupt nicht dort hingehen müssen. Wärest du direkt nach Hause gekommen, hätte es diesen Rosenkrieg erst gar nicht gegeben.”

— „Aber ich verstehe immer noch nicht!”, sagte Cedrik, der ein wenig schneller ging, damit sie den Anschluss zu den anderen nicht ganz verlören, „Wolff hat doch nichts getan, was dich ... ich meine, das war doch nur lustig oder komisch, beziehungsweise peinlich für Wolff.”

Das peinliche wäre erst danach gekommen, erklärte ihm Frauke. Sie habe alles mögliche mit dem Laptop und dem Beamer versucht. Sie habe auch die Kabelverbindungen geprüft, aber das verfluchte Ding habe nicht funktioniert. Dann sei Baumeister wieder in den Raum gekommen, habe sie erwartungsvoll gefragt, ob alles laufe und sie habe nur ein verlegenes „noch nicht” von sich gegeben. Wo denn das Problem liege, habe Baumeister gefragt, so als könne es doch wohl kein Problem geben, so hätte vorher bei ihm alles geklappt.

— „Lassen sie mich mal ran!“, drängte sie nun der rosenlose Wolff an den Beamer.

— „Stell dir vor!“, sagte Frauke zu Cedrik, „Der wackelte nur am Kabel und plötzlich funktionierte alles! Für seinen Kommentar hätte ich ihn auf der Stell umbringen können: ‘Da muss nur der richtige MANN kommen’ Da war alles gesagt. Seiner Meinung nach war ich dumm und als Frau sogar doppelt dumm!“

— „Ich kann deinen Ärger verstehen!“, tröstete sie Cedrik, „aber andere geben auch ständig so’nen Stuss von sich ...“

— „Ja, wenn das Einzige wäre, aber es gibt noch anderes, Schlimmeres ...“

Ein anderes Mal, als sie in Urlaub war, habe er sie während seines Urlaubs bei Baumeister angeschwärzt. Wolff hatte recht, wenn er behauptete, dass sie ihre Arbeit nicht termingerecht vor dem Urlaub fertiggestellt hatte, dass sie also, obwohl andere darauf warteten in Urlaub gefahren war. Was Wolff aber verschwiegen, war die Tatsache, dass sie es gar nicht hätte tun können, weil ihr der Input von Wolff gefehlt hatte oder genauer gesagt von Brandner einem Mitarbeiter seines Teams. Sie hatte die Arbeiten bei Wolff angemahnt, aber dieser hatte es geflissentlich ignoriert, sagte Frauke zu Cedrik. Scheinheilig habe er in einer Besprechung, an der Baumeister teilnahm, gesagt, er könne nicht verstehen, dass jemand so verantwortungslos handeln könnte. Einfach in Urlaub zu fahren, wenn andere dringend auf die Ergebnisse warteten.

Cedrik konnte ihren Ärger nachvollziehen. So sehr, dass er sogar spürte, wie er die Fäuste zusammenballte, wie sich sein Puls beschleunigte, als hätte er es gerade erlebt. Seine Wut kam vor allem auch daher, dass er sich allzu plastisch vorstellen konnte, dass Wolff auch ihn so bloß gestellt hätte. Das war seine Art. Dennoch hatte Cedrik das Gefühl, dass Frauke noch einen weiteren Grund für ihre Aversion gegen Wolff haben musste. Etwas musste er getan oder von sich gegeben haben, was ihr viel tiefer unter die Haut gegangen war.

— „Es war noch viel schlimmer. ... Wolff hatte verschwiegen, dass er mich vor dem Urlaub gebeten hatte, kein großes Tamtam zu machen. Ich solle das jetzt bloß nicht an die große Glocke hängen. Er werde mit Brandner reden, der könne ihren Part mit übernehmen und sie könne beruhigt in Urlaub fahren. Wenn sie zurückkäme, wäre alles fertig.“

— „Also das ist natürlich wirklich eine ausgesprochene Sauerei. Kann ich verstehen, wenn du dafür einen Hass auf ihn hast ...“

— „Aber das ... das ist es nicht, das ist nicht der eigentliche Grund. Dagegen konnte ich mich wehren. Ich ging zu Baumeister, habe es ihm erklärt.“

Dann ging ich zu Wolff habe ihn angeschrien, wie ich es noch nie getan habe. Dann ging es mir besser. ...Aber es gibt Verletzungen gegen die kann man sich nicht wehren. Die sitzen wie Angelhaken. Wenn du dich wehrst also dran ziehst, dann reißt der Haken nur tiefer ins Fleisch. ... Der Fischer hat dich in der Hand. ...”

Cedrik wartete, dass sie fortführe, aber sie wurden von Sylvia gestört. Sie hatte sich von der vorderen Gruppe losgelöst und auf sie gewartet. Sie legte, als wären sie alte dicke Freunde ihren Arm um Cedrik und schob sich gleichzeitig zwischen Frauke und Cedrik.

— „Na, darf man unser Liebespaar einmal stören?“, fragte Sylvia. „Ich habe das Gespräch da vorne nicht mehr ausgehalten!“

Nachdem Sylvia die Irritation, die ihre Frage bei Frauke und Cedrik ausgelöst hatte, genügend ausgekostet hatte, begann sie über Gumbrechts und Burbackis Unterhaltung zu spötteln. Burbacki war entsetzt, so als habe Gumbrecht ihn persönlich beleidigt, als Gumbrecht Krawattennadel statt Krawattenspange sagte. Eine Krawattennadel diene zum zusammenhalten der Krawatte und werde durch den Knoten gesteckt. Man benutze sie vor allem auch bei Krawattenschals. Burbacki habe von seiner neuesten Errungenschaft geschwärmt: Eine antike silberne Nadel mit blauer Bourbonen Lilie. Sündhaft teuer sei sie gewesen und damit keiner lange rätseln musste, nannte er gleich den Preis. Knapp 400 Euro sei eigentlich ein richtiges Schnäppchen gewesen für so ein erlesenes Stück. So was bekomme man nicht im Kaufhaus. Er könne von Glück sagen, dass er sie im Hoteltresor gelassen habe. Wer weiß, was hier in der Wildnis damit passiert wäre.

— „Jetzt haben wir wohl Frauke verscheucht?“, fragte Sylvia, nachdem sie sich umgedreht hatte und gesehen hatte, dass Frauke außer Sichtweite war.

— „Was heißt hier ‘wir’“, sagte Cedrik und versuchte dabei nicht allzu anklagend zu wirken.

— „Tut mir Leid!“, sagte Sylvia.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander.

— „Ist schon okay!“, sagte Cedrik.

— „Dir ist ja klar, dass Frauke verheiratet ist?“, sagte Sylvia.

— „Ist doch allgemein bekannt in der Firma und außerdem, wir haben nichts gemacht, was ihren Mann stören könnte!“

— „Noch nicht!“, sagte Sylvia und Cedrik konnte ihr ansehen, dass sie das nicht scherzhaft meinte.

— „Sie redet fast nie über ihren Mann. Ist dir das schon mal aufgefallen? ... Im Prinzip redet sie nie etwas Persönliches? ...“, dann stockte Sylvia, als sie Cedriks Gesichtsausdruck gesehen hatte „Mit dir vielleicht ...jetzt

in der Toskana. Aber in der Firma ist es so, als habe sie kein Privatleben.”

— „Ich weiß, was du meinst!”, sagte Cedrik.

— „Ihren Mann hält sie in der Firma unter Verschluss ... unter gelben Kordeln.”

— „Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst?”

— „Hast du diese Schmuckschatulle auf ihrem Schreibtisch gesehen? Die, die aussieht wie ein kleines Buch. Dort steckt sie morgens das Standbild ihres Mannes hinein, Deckel drauf und verknotet es mit einem Schleifchen.”

— „Versteh’ ich nicht?”

— „Ich auch nicht. Jeden Tag die gleiche Zeremonie!”

— „Woher weißt du das so genau?”

— „Ich habe es schon zweimal miterlebt. ... Aber das merkwürdigste ist, dass sie am Abend — immer als letzte Tätigkeit, kurz bevor sie geht — das Bild aus dem Kästchen nimmt und es sorgsam auf dem Schreibtisch positioniert. So wie andere das Bild ihres Liebsten während des Tages auf dem Schreibtisch stehen haben.”

* * * * *

— „Ich habe ihn gesehen!”, sagte Abdanitu zu den Soldaten.

Cutu fürchtete, dass er nun sagen würde, dass er ihn im Korb gefangen habe. Vielleicht erhoffte er sich ja eine Belohnung und pokerte um den Preis.

Das müsse der Mann gewesen sein, denn die Beschreibung passe genau auf ihn. Sei aber schon bestimmt eine halbe Stunde her gewesen. Nein, es sei bestimmt schon eine Stunde her. Er sei nach draußen gegangen, um mal frische Luft zu schöpfen. Das sei eine gute Idee sagte einer der Soldaten, man könne sich doch auch draußen weiter unterhalten. Aber zu Cutus Enttäuschung ging niemand auf den Vorschlag ein. Draußen habe er den Mann gesehen, er habe so ausgesehen, als suche er etwas. Abdanitu sagte, dass er gedacht habe, es könne sich ja vielleicht um einen Kunden handeln. Er habe ihn freundlich begrüßt — die Zeiten seien ja schließlich nicht so rosig, dass man keine neuen Kunden brauche — und habe ihn gefragt, ob er ihm helfen könne. Cutu hörte die Schritte der Soldaten, die suchend im Laden herumstöberten, aber bisher nicht systematisch, da sie Abdanitu vertrauten, was Cutu nicht wunderte, denn Abdanitu war ein hervorragender Schauspieler. Dann habe der Mann ihn gefragt, wo das Haus von Sethre Unata finden könne.

— „Sonst nichts?“, hörte Cutu die befehlsgewohnte harte Stimme des Kommandanten der Truppe.

Er habe ihm das Haus gezeigt, und ihn darüber informiert, dass er Sethre dort sicherlich nicht antreffen würde. Der Mann sei aber dennoch Richtung Sethres Haus aufgebrochen.

— „Und dann?“

Dort hätte die alte Hexe mit ihrer Tochter Stenia gestanden. Sie hätten sich kurz unterhalten. Dann habe er ihn nicht mehr gesehen. Er müsse ja schließlich arbeiten, Geld verdiene er schließlich nicht an der frischen Luft. Cutu sehnte sich nach frischer Luft und traute sich kaum zu atmen, zum einen, weil er das Gefühl hatte sich zu vergiften, wenn er zu tief einatmete zum anderen, weil er fürchtete, sie könnten ihn hören.

* * * * *

Wie kleine Jungs im Pfadfinderlager hüpfen Gumbrecht und Willach herum. Stolz zeigten sie Garda ihre Holzbündel, die sie im Wald gesammelt hatten. Später, wenn das Feuer richtig brennen würde, würden sie grillen, hatte Garda gesagt und danach sollten sie sich überraschen lassen, hatte sie vieldeutig gesagt. Burbacki hatte gesagt, dass er auf Überraschungen verzichten könne. Das ganze Seminar sei bisher bereits eine einzige grausame Überraschung für ihn gewesen. Garda versuchte ihn vergeblich zu animieren, mit den beiden anderen und ihr Holz zu holen. Seine Kleider seien dazu nicht geeignet.

Cedrik stand weiter abseits, vor den Zelten und wartete auf Frauke, die sich noch ein Bier holen war.

— „Ich habe dir auch eines mitgebracht!“, sagte Frauke bei ihrer Rückkehr und reichte ihm einen Humpen.

Deutlich konnte Cedrik sehen, dass sie sich geärgert haben musste, und sie ließ ihm nur wenige Augenblicke zu spekulieren.

— „Wenn man alles vorher wüsste, dann hätte ich einen großen Bogen um die drei gemacht!“, sagte Frauke.

Cedrik zeigte fragend auf Sylvia, Wolff und Willach und Frauke nickte. Manchmal sei es einfach besser, wenn man nicht so gut höre. Auch wenn Frauke einen Moment schwieg, spürte Cedrik, dass sie gleich weiterreden würde. Sie wartete nicht auf eine Ermunterung.

— „Sylvia sagte, dass wir gut zusammenpassen würden!“, sagte Frauke errötend.

— „Das ist doch nett!”

— „Nicht, wenn du gesehen hättest mit welchem Grinsen und welcher grotesken Gestik sie es sagte! ... Aber das wäre alles noch okay gewesen. ... Wolffs Kommentar war es, der mich auf die Palme brachte!”

— „Was hat er denn gesagt?”, fragte Cedrik nach, als sie schwieg.

— „Vergiss es einfach! Wolff ist ein Scheißkerl! Ich könnte ihnen morden!”, sagte Frauke, die immer noch vor Wut schäumte.

Da habe sie recht, hatte Wolff geantwortet, als Sylvia sagte dass sie gut zusammenpassten. Wolff hatte dann den Kommentar losgelassen, den sie am liebsten vergessen und Cedrik ersparen wollte. Dumotel könne auch froh sein, wenn er eine abbekomme. Nur ein Wort, das Auch, war Wolffs Beleidigung für sie, denn für sie war klar, dass er sie damit meinte. Sie brauchte keinen abzubekommen, wie er es nannte, denn sie war bereits verheiratet. Cedrik war ledig, aber sie wusste nicht, ob er eine Freundin hatte.

Wolff konnte sie eigentlich nicht mehr tiefer verletzen, wie er es bereits vor langem getan hatte. Seitdem hasste sie ihn unversöhnlich. Das, was sie Cedrik erzählen wollte, aber nicht konnte, als Sylvia sie gestört hatte.

— „Findest du mich auch unnahbar?”, fragte Frauke.

Die lebhaften Bewegungen ihrer Pupillen sagten ihm, dass sie die Antwort wirklich interessierte. Eine ehrliche, direkte Antwort wäre gewesen „Nicht mehr!” In der Firma, vor der Toskana, ja, da war sie ihm unnahbar erschienen, aber vor allem in den letzten Stunden waren sie sich näher gekommen, und es war, als stände eine neue Person ihm gegenüber. Dennoch antwortete Cedrik nur mit einer faden Gegenfrage.

— „Warum? Hat er das etwa auch behauptet?”

— „Nicht heute!”

Frauke starrte in Richtung Feuer, welches mittlerweile loderte, und es schien, als wollte sie das Thema beenden. Aber dann kam sie doch auf jenen Tag zu sprechen, als Wolff sie so tief verletzte.

Als hätte sie geahnt, was sie an jenem Tag in der Firma erwarten würde, wollte sie schon nicht aufstehen. Im Bett war sie sicher, vor allem, wenn Holger nicht zu Hause war, denn der würde sie fürchterlich beschimpfen. Sie war froh, dass ihr Mann an diesem Morgen schon früher weggegangen war. Wegen einer Geschäftsreise, war er schon gegen vier aus dem Bett und dem Haus geschlichen. Aber wie jemand, der gar nicht leise sein will. Wie jemand, der nicht verstehen kann, dass andere noch faul im Bett liegen, wenn er bereits auf ist. Nur die Haustüre, die schloss er wirklich leise, denn das hätten ja auch die Nachbarn hören können. In einem Dämmerland zwischen Wachen und Schlafen wurde sie von den Teufeln ihres Unterbewusstseins gejagt. Dennoch riss sie der Wecker aus dem Schlaf. Die Angst

saß an ihren Händen und ließ sie schwitzen. Die Beklemmung schnürte ihr den Brustkorb zu, dass sie zu ersticken glaubte. Wenn sie aufstünde, wenn sie zur Arbeit ginge, würde es ihr an diesem Tag schlecht gehen. Sie kannte das Gefühl, und es täuschte sie fast nie. Wie eine Eisenstange auf weitem Feld würde sie die Blitze an sich ziehen. Eisenstangen sind hart, das stimmte nicht an dem Bild. Sie fühlte sich zerbrechlich wie Glas, und stumm wie ein Fisch wäre sie der Aggression der anderen hilflos ausgeliefert.

Nach dem Duschen fühlte sie sich ein klein wenig besser, aber nicht wohl. Es war gut, dass Holger schon weg war, denn an diesem Morgen hätten sie bestimmt gestritten. Holger spürte es, wenn sie in dieser Stimmung war, und er verachtete sie dann. Für ihn war es unverständlich, sich so gehen zu lassen, wie er immer sagte. Für „so etwas“ gäbe es keinen Grund. Wenn ihre Tochter, Grusche, nicht gewesen wäre, hätte sie sich auch nach dem wieder in ihr Bett wie in ein Schneckenhaus zurückgezogen. Wenn sie es schaffte, Grusche in den Kindergarten zu bringen, könnte sie nachher immer noch ins Bett gehen, motivierte sie sich weiter zu machen. Sie würde in der Firma anrufen und sich krank melden, und dann wäre sie für ein paar Stunden in Sicherheit.

Es war wohl die Macht der Gewohnheit gewesen, die sie trotzdem in die Firma trotten ließ, obwohl sie sich zu schwach fühlte. Voller Angst und verwundbar. Verfurchtbar, war ihre Wortschöpfung für den Zustand, in dem ihr alles und jeder Furcht einflößen konnten. Wie ein Delinquent seiner Bestrafung entgegen betrat sie die Firma. Später als sonst. Nur schnell eine Tasse Kaffee aus der Kaffeeküche holen und sich in ihrem Büro verkriechen. Wenn sie Glück hätte, würde sie niemand stören.

Aber in der Küche stand Wolff und dozierte. Willach war gerade dabei neuen Kaffee aufzustellen. Zwei Studenten, die in der Firma ein Praktikum absolvierten, waren Wolffs Opfer. Wie immer sollten seine Opfer nichts lernen. Sie brauchten nichts zu verstehen. Im Prinzip legt Wolff Wert darauf, dass man nichts begreifen konnte. Seine Opfer sollten nur einsehen, wie sehr er intellektuell über ihnen stehe.

In Fraukes Fall gelang ihm das immer vortrefflich, wenn sie sich auch immer größte Mühe gab, es ihm nicht zu zeigen. Sie fühlte sich immer wie ein Versager, wenn er prahlte. Sie fühlte sich als Blender, und Wolff hatte sie durchschaut.

— „Der ist nicht so schlau wie er tut!“, hatte Cedrik vor ein paar Stunden bei der Wanderung zu ihr gesagt. „Ich habe mir einmal seine Doktorarbeit kommen lassen. Eine reine Bastelarbeit und ein wenig Theorie geschickt aus verschiedenen Büchern zusammengeschmiert! Als Praktikumsarbeit in den ersten Semestern brauchbar, aber als Doktorarbeit einfach lächerlich!“

Als Cedrik dies zu Frauke sagte, empfand sie es wie eine Aufwertung ihrer selbst. Aber gleichzeitig unterstellte sie Cedrik Neid. Schließlich gehörte auch Cedrik zu denen, die ihrer Meinung nach überdurchschnittlich intelligent waren. Auch in Cedriks Gegenwart hatte sie sich in der Firma nie richtig wohl gefühlt. Auch bei ihm hatte sie immer das Gefühl, dass er so weit über ihr stand, und sie so klein und unbedeutend sei. Allerdings war es bei Cedrik anders als bei Wolff. Cedrik versuchte nie sich selbst in den Vordergrund zu spielen. Er wirkte immer bescheiden, ja manchmal richtig schüchtern, so als wäre er sich seines Könnens selbst nicht sicher. So als habe er selbst keine hohe Achtung vor sich selbst. Einmal dachte sie sogar, was wenn auch Cedrik keine Selbstachtung hätte, so wie sie, aber dann verwarf sie es. Cedrik konnte wirklich etwas, und sie konnte sich nicht mit ihm messen.

Als sie Wolffs Stimme aus der Kaffeeküche schallen hörte, arrogant wie immer, stutzte sie, wollte nicht hineingehen, aber dann betrat sie doch den Raum, verstohlen, wie ein Kind, dass ein Verbot gebrochen hatte. Sie hauchte nur ein undeutliches beinahe ängstliches Morgen in die Runde, schaute auf die Fliesen, dann zur Kaffeemaschine, alle direkten Blickkontakte meidend. So schnell wie möglich wollte sie sich einen Kaffee einschenken und den Raum wieder verlassen. Aber während sie den Kaffee ausschenkte, trat Wolff wie zufällig einen Schritt zur Seite und blockierte den Eingang. Plötzlich kam es ihr so vor als würde er nicht weichen, und sie musste sich an ihm vorbeiquetschen.

Plötzlich erinnerte sie sich an ihre erste Begegnung mit ihrem Mann. In diesem Moment erschien ihr das als eine völlig irrationale Assoziation. In einem Zug hatte die schicksalshafte Begegnung stattgefunden. An einem eisigen Januarmorgen mit heftigen Schneefällen. Mit ihren Koffern zwängte sie sich durch die überfüllten Abteile eines Zuges. Statt außen auf die Waggenummern zu achten, war sie einfach eingestiegen, um dann im Innern festzustellen, dass ihre Sitzplatzreservierung weiter vorne im Zug war. Ein routinierter Zugfahrer wäre einfach wieder mit den Koffern ausgestiegen und wäre auf dem Bahnsteig entlang des Zuges zum richtigen Wagen geeilt. Zeit genug wäre gewesen. Aber es war ihre erste große Zugfahrt gewesen, und sie hatte natürlich Angst, dass ihr dann der Zug vor der Nase wegfahren könnte. Während sie sich durch die verstopften Abteile vorwärtszwängte, wobei sich immer wieder ihr Koffer zwischen anderen Gepäckstücken verkeilte, dachte sie, dass es gut sei, dass sie sich einen Platz reserviert hatte. Sie hätte ansonsten sicherlich stehen müssen. Aber dann in einem dieser Wagen mit separaten Wagons und einem schmalen Flur, ging es nicht mehr weiter. Zehn Meter vor ihr stand er, ein todschicker Geschäftsmann

mit schwarzer Aktentasche und passender Reisetasche. Sie zögerte sich an ihm vorbeizuquetschen.

— „Vorne wird es nicht besser!“, kommentierte er ihr Zögern, „Nach mir kommen noch ein paar größere Brocken!“

Er hatte recht. Ein paar Meter weiter von ihm stand ein weiterer Geschäftsmann, der mit mehr Gepäck umgeben war und auch von der Statur so wirkte, dass es schwer würde an ihm vorbeizukommen. Warum an diesem Man vorbeikrabbeln und dann bei einem anderen Mann, der ihr nicht so sympathisch erschien festzustecken. Also blieb sie bei dem, der ihr schon von weitem so ordentlich und attraktiv vorgekommen war.

So voll sei der Zug, dass es noch nicht einmal in der ersten Klasse freie Plätze gegeben hätte, sagte der Mann, der sich wenig später als Holger Binder vorstellte. Glücklicherweise könne man sich schätzen, wer sich frühzeitig eine Karte reserviert habe. Für sie war die Zugfahrt ein Abenteuer und der Mann neben ihr erschien ihr so mondän und sie fühlte sich als das naive Mädchen vom Land. Eigentlich genieße er es im Zug zu arbeiten, aber heute sei das eine Ausnahme, denn ohne Sitzplatz wäre es wohl schlecht möglich. In ein paar Stunden sei er in Kalifornien, Er freue sich schon auf das dortige schöne Wetter. Ehrfurchtsvoll lauschte sie ihm, als er ihr von Sacramento erzählte, beinahe beiläufig, so als sei es nichts Besonderes.

Wolff in der Tür hat nichts mit Holger damals im Zug gemeinsam, denkt Frauke und geht mit ihrer Tasse Richtung Tür. So wenig wie ihr Mann mit dem damaligen Holger heute noch zu tun hat.

— „Wolln wir mal nicht so sein und lassen sie raus!“, sagt Wolff, als er im letzten Moment ausweicht.

Auf dem Rückweg begleitet sie das Gelächter der zwei Studenten. Aber noch bevor sie den sicheren Hafen ihres Büros erreicht hatte, bemerkte sie, dass sie vergessen hatte Milch in den Kaffee zu gießen. Obwohl sie Kaffee ohne Milch hasste, überlegte sie ernsthaft, ob sie ihn nicht an diesem Morgen schwarz trinken sollte, aber entschied sich dann dennoch in die Höhle des Löwen zurückzukehren. Selbstsicher und energisch wollte sie auftreten, aber je näher sie kam wurden ihre Schritte zaghafter und damit leiser und langsamer. Von weitem hörte sie ein Kichern und Lachen, ein Zeichen, dass Wolff vom Fachlichen ins Profane gewechselt hatte. Wenn Sie einfach hineingegangen wäre, hätte sie sich viel erspart, aber wie festgefroren blieb sie unbemerkt von Wolff und den anderen vor der Kaffeeküche stehen und konnte deutlich hören, was Wolff über sie flüsterte. Ein Theaterflüstern, eines worauf wohl die meisten Schauspieler neidisch wären. Eines, was man deutlich in den letzten Rängen hören kann und dennoch vertraulich wirkt.

Frauke stockte, sie schämte sich, Cedrik alles zu erzählen.

* * * * *

4 Freiheitsstatue

„Give me your tired, your poor, Your huddled masses yearning to breathe free, The wretched refuse of your teeming shore; Send these, the homeless, tempest-tost to me, I lift my lamp beside the golden door!”

Gumbrecht und Willach saßen nun wie die meisten anderen am Feuer, aber Cedrik und Frauke standen abseits. Fraukes Augen waren feucht, Tränen einer nie verwundenen Demütigung, eines ungebrochenen Hasses und einer noch nach Monaten lodernden Wut. Cedrik sagte, dass er damals in der Kaffeeküche ihrer Abteilung gerne dabei gewesen wäre. In diesem Fall hätte sich Wolff wahrscheinlich erst gar nicht getraut so zu reden und wenn, dann hätte er ihn zurecht gestaut. Frauke sagte, dass sie es vor allen Dingen nicht verstehen könne, weshalb sie nicht einfach hineingegangen war. Wenn sie sich wenigstens vor der Küche zum Beispiel mit einem Husteln bemerkbar gemacht hätte. Wolff hätte dann sicher geschwiegen.

— „Aber wie ein Kaninchen stand ich da ...“, begann Frauke wieder nach einer Weile. „wie eines nachts auf der Straße, ... im Scheinwerferlicht! ... Die saßen starr und rennen nicht wegen, während ein Auto heranbraust. Starren nur gebannt ins Licht. Ich habe auch die Gefahr gespürt, und im Nachhinein kann ich überhaupt nicht verstehen, warum ich einfach stehen geblieben bin.“

Sie wusste es, aber sie wollte es Cedrik nicht sagen. Wenn sie unter Depressionen litt war ihr alles egal, was um sie geschah. Manchmal kam es ihr dann sogar so vor, als zöge sie Ärger wie Licht die Motten an. Aber niemand außer ihrem Mann Holger wusste, dass sie unter Depressionen litt. Holger hatte dafür absolut kein Verständnis. Wenn ihre Depressionen beginnen, zeigt er sich meist noch recht besorgt und liebevoll. Aber wenn seine ebenso phantasielosen wie nutzlosen Ratschläge, wie üblich, nicht fruchten, wird er zunehmend aggressiver. Dann beginnt er herumzuschreien. Womit er das verdient habe, lamentierte er dann. Holger war perfekt. Ihm unterliefen nie Fehler. Aber wenn „seine Frau nicht spurte“, dann war das wie ein persönliches Versagen. Wenn er sie anbrüllte, sie solle sich doch mal umschauen, sie habe doch alles, wovon andere Frauen nur träumen, dann klang das wie eine eigene Unschuldsbeteuerung. Was sie denn wolle, fragte er sie immer wieder und gab ihr unverzüglich die seiner Meinung nach passenden Antworten. Er verdiene mehr als alle andere Männer in ihrem Bekanntenkreis. Dann, wenn die Depressionen nicht zu stark waren, wehrte sie sich, sagte, dass sie selbst genug verdiene, dass sie sein Geld also nicht brauche. Peanuts im Vergleich zu ihm sei das, konterte er dann verächtlich. Ihr Geld langte noch nicht einmal um die laufenden Zinszahlungen an die Bank zu bedienen. Andere Frauen beneideten sie um ihn. Hätten sie denn nicht eines der tollsten und größten Häuser des ganzen Bezirks, eines, dass sie sich mit ihrem Gehalt nicht leisten könnten. Er könne nicht verstehen, dass sie herumlungere wie eine Schlampe. Seine Mutter habe ihn schon immer vor ihr gewarnt, sagte er einmal verächtlich zu ihr. Tiefer hätte er sie kaum verlet-

zen können. Irgendwas in ihr, sagte ihr damals sofort, dass sie gehen müsse, um nie mehr zurückzukehren, aber bewegungslos mit verschlossenem Mund und zitternden Lippen blieb sie vor ihm stehen und starrte paralysiert in seine funkelnden Augen.

— „Einfach weg aus dem Scheinwerferlicht und nichts könne ihnen passieren. Warum bleiben die sitzen“, sagte Cedrik, „Aber vielleicht stimmt es ja auch gar nicht, vielleicht bleiben die Kaninchen auch gar nicht im Scheinwerferlicht stehen!“

— „Du hast recht, dümmer wie ein Kaninchen habe ich mich angestellt!“

— „Also so meinte ich das nicht!“

In der Firma konnte sie sich immer auch während ihrer depressiven Phasen besser zusammenreißen als zu Hause. Niemand wusste dort davon. Ihr Verhalten erklärte sie mit Magenverstimmungen, Erkältungen oder Migräne. Aber auch dort verharrte sie oft minuten- oder stundenlang tatenlos vor ihrem Schreibtisch.

Es wäre ihr ja egal, was Wolff im Geheimen über sie sagte, haspelte Frauke und Cedrik spürte, dass dies auch nicht stimmte. Aber warum machte er sich in aller Öffentlichkeit über sie lustig.

— „Vielleicht dachte er, dass sie alleine seien!“, sagte Cedrik und konnte nicht verstehen, warum er Wolff verteidigte.

— „In der Kaffeeküche bei geöffneter Türe? Willach war dabei und, was ich am schlimmsten fand, die beiden Studenten. Fast noch Kinder“

Auch wenn ihr Name nicht gefallen war, zumindest nicht während sie lauschte, sei ihr sofort klar geworden, dass er sie meine.

Das was Frauke vor der Küche zu hören bekam, war — auch wenn es sie bereits im tiefsten Inneren kränkte — noch harmlos im Verhältnis zu dem, was Wolff einmal in Cedriks Beisein über sie gesagt hatte, dachte Cedrik. In einer Besprechung, an der außer Cedrik und Wolff nur Lutz Willach teilgenommen hatte, sagte er mehr zu Willach als zu ihm, dass er wisse, was Frauke fehle. Also wenn man ihn fragte, dann gehöre es der mal richtig besorgt. Cedrik war entsetzt über die vulgäre Sprache und dennoch hatte er nur verlegen gelächelt, während Willach seinem Kumpel Beifall zollte. So eine Sprache glaubte Cedrik seit seiner Jugend nicht mehr gehört zu haben. So sprachen seiner Meinung pubertierende Jungen, aber nicht hochgebildete Männer. Ob er mal ihren Macker gesehen habe, fragte Wolff dann Willach und drehte sich anschließend in Richtung Cedrik, während er fortfuhr mit seiner ordinären Analyse von Fraukes Mann. Dieses Würstchen — und Cedrik fühlte sich selbst auch von Wolff in diese Kategorie gesteckt — sei doch kein richtiger Mann. Ob er ihren Mann kenne, hatte Cedrik damals erstaunt von Wolff wissen wollen. Irritiert sagte Wolff, dass er ihn nur einmal

von weitem gesehen habe, im Auto, als er Frauke von der Arbeit abgeholt hatte. Aber ein Blick habe ihm genügt, zu wissen woran er sei, versicherte ihm Wolff. Ein Würstchen, ein gängiges Schimpfwort, aber noch nie vorher, hatte Cedrik über eine mögliche tiefere Bedeutung nachgedacht. Als Würstchen werden nur Männer titulierte Frauen. Damals in der Besprechung mit Wolff war Cedrik mit einem Schlag klar warum. Wenn Wolff von Würstchen sprach, dann ging es um das größte männliche Problem. Ist er lang genug? Fraukes Mann sei ein Würstchen, sagte Wolff und meinte damit, dass er selbst den längeren habe. Aber Wolff glaubte noch mehr zu wissen über den Mann, den er überhaupt nicht kannte. Dieser Weichling habe keine Ahnung, wie man es einer Frau richtig besorge. Wolffs vor Selbstbewusstsein strotzendes Grinsen untermalte den unausgesprochenen Nachsatz „aber ich!“. Weichling, noch so ein Wort aus Wolffs nicht allzu tief sitzendem Unterbewusstsein, dachte Cedrik. Fraukes Mann, ein Mann mit einem zu klein geratenen Schwanz, der noch nicht einmal richtig hart wurde, das war zu viel oder besser zu wenig für jede Frau, auch wenn die Größe angeblich keine Rolle spielt. Damals ließ Wolff kein Wort in der Gasse. Es würde ihn nicht wundern, wenn dieser Schlappschwanz schwul sei. Das sei einer, der wisse nichts mit einer Frau anzufangen. Die brauche mal einen richtigen Mann. „So einer wie du!“, scherzte Willach, aber im Klang seiner Stimme mischte sich Bewunderung und Neid.

Aber vor der Kaffeeküche, als Frauke Wolffs Gespräch belauschte, ging es um sie und nicht um ihren Mann.

— „Die läuft rum“, sagte Wolff in der Kaffeeküche, während Frauke alles mithörte, „als stände auf der Stirne ‘Rühr-mich-nicht-an’! ... Wie diese Pflanze ... habe ich kürzlich im Fernsehen gesehen. Die Fruchtkapseln dieser Pflanzen sind prallgefüllt mit Saft ... PRALLgefüllt mit SAFT!“

— „Du bist sicher, dass es um Pflanzen ging!“, hörte sie Willachs vor Lachen zitternde Stimme „War es nicht eine dieser Ruf-mich-an-dreimal-die-sechs-neun-dreimal-die-sechs Nummern?“

— „Man braucht sie nur leicht zu berühren ...“, fährt Wolff fort, nun sichtlich bemüht, bewusst die Zweideutigkeit zu wahren „Eine zarte Berührung und die platzen ... explosionsartig ... und verspritzen ihren Samen in die Umgebung!“

— „Also Samen würde sie wohl kaum verspritzen!“, sagte Willach und alle lachten. „Aber ich kann mir schon vorstellen, dass solche scheinbar frigiden Frauen in ihrem tiefen Innern ganz heiß sein können, ... es muss nur der richtige kommen, der weiß ...“, er überlegte und dann kam wieder der Techniker in ihm durch „der weiß, welchen Schalter man umlegen muss!“

— „Schalter umlegen, Schalter umlegen, finde ich Klasse!“, stimmten

alle vier in einen vierstimmigen Kanon ein.

Wie paralysiert habe sie vor dem Raum gestanden und konnte fast nicht mehr atmen. Sie hatte weder die Kraft in die Küche zu gehen noch in ihr Büro zurückzukehren.

Wolff hechelte weiter, sagte, dass er solche Frauen kenne. Da stimme meistens schon zu Hause was nichts. Die seien verhaltensgestört. Hängt meistens mit der Religion zusammen, dozierte Wolff. Verkappte Heilige. Sie ekeln sich vor Sex und Männern. Die beiden Studenten verließen lachend den Raum, und stutzen und erröteten, als sie Frauke sahen.

Ohne ein Wort zu sagen rannte sie weg, verschüttete dabei einen Teil ihres Kaffees.

— „Eine Ewigkeit saß ich zitternd in meinem Raum. Fürchtete mich, wenn ich Schritte auf dem Flur hörte.“

— „Vor Wolff?“

— „Ich schämte mich!“

— „Also Wolff musste sich schämen! Du hast doch nichts gemacht! Warum solltest du dich schämen?“

— „Eben! Ich hatte nichts gemacht! Er zog mich in den Dreck. Degradierte mich zu einem Sexobjekt, ... noch dazu zu einem für ihn unbrauchbaren Sexobjekt. Er beleidigte meine Familie und ich rannte weg. Statt hinzugehen.“

— „Ich denke, es war richtig zu gehen!“

— „Es verfolgt mich. Seitdem träume ich immer wieder von dieser Situation. Ich will reingehen, ihn anbrüllen ‘HERR DOKTOR WOLFF, sie vor allen Männern müsstest doch wissen, dass es Männer gibt vor denen man sich EKELT, EKELN MUSS!’ “. Aber entweder kommt kein Laut aus meinem Mund, auch wenn ich spreche oder ich kann mich nicht bewegen. Liege paralysiert auf dem Flur und kann noch nicht einmal mehr krabbeln.“

— „Das ist ja schrecklich!“, sagte Cedrik.

— „Im Prinzip hatte er sogar recht! Ich bin gestört, schon von meinem Elternhaus her! ... Aber ich hasse ihn ... wie ich noch nie einen Menschen gehasst habe.“

— „Kann ich verstehen!“, pflichtete ihr Cedrik bei.

— „Nein, kannst du nicht! ... Wenn den heute einer der Jäger versehentlich erschossen hätte, dann ...“, sie zögerte „wäre es mir egal gewesen ... nein, ich wäre froh gewesen! ...“

— „Morgen ist ja auch noch ein Tag. Vielleicht jagen sie ja wieder!“, sagte Cedrik verkrampft lachend.

Frauke rieb sich mit einer Handfläche über ihren Mund und schloss dabei ihre Augen. Cedrik spürte, dass sie jetzt schweigen würde.

Sie könnten sich ja auch etwas zu essen und zu trinken holen und sich am Feuer niederlassen, schlug Cedrik vor. Aber sie war ausweichend, sagte, dass er schon mal vorgehen könne. Sie brauche ein wenig Abstand von den anderen. Ich kann mich jetzt nicht ans Feuer setzen und Wolff anstarren, als sei nie etwas geschehen.

— „Ich gehe nachher noch ein wenig spazieren, denn ich habe keine Lust hier zu sein und über glühende Kohlen zu laufen!“, sagte Frauke.

— „Wenn all die anderen dabei sind, wird Wolff schon nicht ...“

— „Ich meinte das Feuerlaufen!“, unterbrach ihn Frauke.

— „Welches Feuerlaufen?“

— „Ach, du warst gar nicht dabei, als Garda den Highlight des Abends erläuterte!“

Garda hatte einigen aus der Gruppe erläutert, dass sie später über glühende Kohlen schreiten würden. Damit sollten brachliegende mentale Kräfte aktiviert bzw. reaktiviert werden. Außerdem stärke es die Gruppendynamik und es wirke nachhaltig auf das Arbeitsleben nach.

Man könne ihn nicht zwingen über glühende Kohlen zu laufen, hatte sich Burbacki sofort gewehrt. Garda hatte gesagt, dass niemand gezwungen würde, aber am Schluss würden alle freiwillig mitmachen. Sie habe darin Erfahrung.

— „Also ich denke, ich verdrücke mich auch lieber mit dir auf einer Nachtwanderung!“, sagte Cedrik, nachdem Frauke ihm die geplante Aktivität in schonungsloser Offenheit geschildert hatte.

* * * * *

Cutu nahm den Gestank nicht mehr wahr. Er fühlte sich wie betäubt oder in einem Fiebertraum. Er hatte das Gefühl schon eine Ewigkeit in dem Laden zu stehen. Als Abdanitu den Deckel öffnete, wollte er sofort rauskrabbeln, aber Abdanitu sagte, dass er weiter in diesem Versteck bleiben müsse. Während Cutu ausgiebig das Wasser trank, das er von Abdanitu erhielt, hörte er, dass er nun mit diesem Korb an Bord eines Schiffes gebracht würde. Erst auf See wäre er in Sicherheit und könne seinen Korb verlassen. Dann deckte Abdanitu wieder die Laken über ihn und verschloss den Deckel. Kurze Zeit darauf spürte Cutu, wie sein Korb aufgehoben und weggetragen wurde.

Als sie dem Hafen näher kamen, spürte Cutu voller Erleichterung die frische Seeluft, die der Wind durch die schmalen Ritzen des Korbes presste. Er konnte es kaum erwarten endlich an Bord zu sein und wieder den Korb

verlassen zu können. Er wollte wieder an der Reling stehen, die frische salzige Luft durch die Nase ziehen und dem Treiben der Wellen an den Schiffsplanken zuschauen.

Plötzlich blieben seine Träger stehen und setzten den Korb ab. Sie wollten eine Pause machen, wie er ihrer auf Punisch geführten Unterhaltung entnehmen konnte. Die Sonne schien und es wurde heiß in dem dunklen Korb, als der Wind nachließ.

Was, wenn die Soldaten seinen Korb durchsuchten? Cutu bekam plötzlich Angst. Er hätte keine Chance zu fliehen.

* * * * *

— „Setzen Sie sich doch zu uns!“, sagte Garda, klopfte dabei links von sich auf die Bank und rückte gleichzeitig auf Tuchfühlung mit dem rechts von ihr sitzenden Cedrik.

Für einen Augenblick glaubte Cedrik zu sehen, wie sich Fraukes Augen zu kleinen schmalen Schlitzern zusammenkniffen und wie sich ihre Mundwinkel nach oben zogen. Vielleicht waren es aber auch nur die rötlich goldenen Spiegelungen des Feuerscheins, die wie Wind im Laub über ihr verschattetes Gesicht huschten. Die Sonne stand tief hinter den Bäumen und bald würde es Nacht sein. Fast der ganze Lagerplatz lag nun im Schatten.

— „Nein danke, ich will lieber noch ein wenig herumgehen.“, sagte Frauke, und Cedrik glaubte ihre Enttäuschung zu spüren.

— „War Ihnen die Wanderung heute nicht genug?“, fragte Garda.

— „Ich gehöre doch nicht zu denen, die ständig gejammert hatten“, sagte Frauke.

Burbacki schaute sich unwillkürlich fragend um, so als suche er diejenigen die sich so verhalten hätten. Aber auch wenn Frauke sich nie beklagt hatte, so war sie auch froh gewesen, als sie im Lager angekommen waren. Einerseits waren ihr die Anstrengungen des Tages bewusst geworden, aber gleichzeitig kam sofort Urlaubsstimmung auf, als sie von dem fröhlichen Treiben empfangen wurde. Selbst Burbacki hatte wieder lachen können, als er humpelnd am Lagerplatz eintraf, und dort die Zelte und die Verköstigungen sah. Alle hatten mit dem Schlimmsten gerechnet. Natürlich habe sie keine Angst vor Geistern, hatte Frauke auf der Wanderung zu Cedrik gesagt, aber dennoch verspüre sie keine Lust in einer modrigen etruskischen Grabkammer mit Isomatte und Schlafsack zu übernachten. Cedrik hatte dies als mögliches Katastrophen-Szenario ausgemalt. Statt von Geistern wurde

sie fröhlich lachend von Garda mit einem Tablett voller gefüllter Sektgläser empfangen. Urlaubsstimmung hatte die Ängste verjagt und auch die beiden finster drein schauenden Gehilfen von Garda, die während des Tages den Lagerplatz hergerichtet und die Zelte aufgebaut hatten, konnten die positive Stimmung nicht trügen. Alleine im Wald, wollte er den beiden nicht begegnen, hatte Cedrik Frauke zugeflüstert. Er meinte die beiden Begleiter von Garda, die ihnen prall mit Kanapees gefüllte Tabletts entgegen hielten. Dabei lächelten sie, aber wie Leute, die nicht gewohnt sind zu lächeln. Im Prinzip meinte er vor allem das prallgefüllte Muskelpaket zu Gardas Rechten, ein Koloss, den Garda treffender Weise Monte nannte. Neben ihm wirkte Garda wie ein kleines Mädchen, dass ihm nur bis Brusthöhe reichte. Er trug ein ärmelloses weißes T-Shirt und seine Arme waren bis zu den Händen voller Tätowierungen. Das wäre doch das richtige Tattoo für unseren Dr. Wolff lästerte Cedrik leise. Cedrik meinte den grauen Wolf, der heulend und mit nach hinten geneigtem Kopf Montes rechten Bizeps zierte. Cedrik war unwillkürlich zusammengezuckt, als Monte ihn nach seiner Bemerkung kritisch gemustert hatte. Frauke sagt, dass sie den anderen, den der zwergenhaft neben dem Koloss wirkte, viel unangenehmer fände. Ein hageres Gesicht mit dicht zusammenstehenden Augen, die nur durch eine hauchdünne Adlernase voneinander getrennt schienen. Ein Damm der so erschien, als könne er jeden Moment brechen und ihn damit zu einem Zyklopen machen. Stechende grüne Augen, die er ständig zusammenkniff. Seine dünnen schmalen Lippen sind von einem dunklen Schnurrbart halb verdeckt. Der Kleine habe einen verschlossenen und irgendwie brutalen Gesichtsausdruck, flüsterte Frauke und bemühte sich nicht in die Richtung des Kleinen zu schauen. Georgio, so nannte ihn Garda, wirke wie ein kaltblütiger und hündisch ergebener Mafioso. Der Riese zwei zwar immens und allem Anschein nach extrem stark, aber auf sie mache er einen völlig friedlichen Eindruck. Wozu vor allem seine braunen Rehaugen, die noch dazu etwas seitwärts standen, beitrugen.

Als das Feuer loderte, waren die beiden mit ihrem Geländewagen schon lange weggefahren. Sie kämen am nächsten Tag wieder um das ganze Zeug wieder einzupacken, sagte Garda.

— „Sie können sich gerne zu uns ans Feuer setzen! Hier ist es besser!“, wiederholte Garda pflichtbewusst ihre Einladung an Frauke, die gerade husten musste, als der Rauch des zischenden und knisternden Feuers in ihre Richtung trieb.

Sie wollte sich nicht setzen, weil sie Cedrik von Garda weglotsen wollte. Sie war gekommen, um sich und ihr Vorhaben in Erinnerung zu bringen. Vorhin hatten sie beide gefunden, dass es noch schön wäre, später ein we-

nig um das Lager im Sternenlicht zu spazieren. Vielleicht sogar einmal zu der etruskischen Grabstätte zu gehen, die nicht weit von ihrem Lager entfernt war. Cedrik hatte sich gewundert, dass sie nun kurz vor Einbruch der Nacht dorthin gehen wollte, während sie nachmittags noch beteuerte, dass sie froh sei, nicht dort schlafen zu müssen. Cedrik zuckte kurz auf, er wollte aufstehen, er wollte mit ihr gehen, aber er war mitten in einer äußerst interessanten Unterhaltung mit Garda.

Cedrik hörte nur ein geflüstertes „... ich geh’ dann mal ...“ und Frauke machte sich auf den Weg. Zuerst sah es so aus, als ginge sie zu den anderen, und Cedrik hoffte, dass sie dort auf ihn warten würde und nicht alleine wegginge.

— „Ja, mein Vater war ein Aussteiger, aber nicht so wie sie es meinen!“, sagte Garda, so als hätte Frauke sie nie in ihrem Gespräch gestört.

Es war eine Unterhaltung, die sie am Vortag bereits begonnen hatten, in der Pause am Getränkeautomaten. Belanglos und dünn wie der Kaffee hatte sie begonnen. Routinierter Pausen-Smalltalk, den Garda schon bei anderen Kursen an der gleichen Stelle geführt hatte. Kaffee, das sei Dolce-Vita in Italien, sagte sie. So ein Automatenkaffee das sei eigentlich eine Beleidigung für die italienische Seele. Um diesen Kaffee nicht zu mögen, brauche man kein Italiener zu sein, sagte Cedrik. So eine Brühe, wäre selbst für deutsche Banausen ungenießbar. In Deutschland diene der Kaffee nur noch zur Steigerung der Arbeitsleistung. Nicht umsonst würde ihre Firma den Kaffee kostenlos zur Verfügung stellen. „Time is Money“ damit hätten die Amis widerstandslos Deutschland überrollt und nun sei Italien dran. Den Norden mit Mailand habe die Shareholder-Value-Armee schon fest im Griff und nun stehe sie kurz vor Rom.

— „Dabei sind wir extra in die Toskana gezogen, um dem zu entgehen.“, sagte Garda lachend.

— „Wir?“, fragte Cedrik lächelnd.

— „Unsere Familie, das heißt, es war natürlich die Idee meines Vaters.“

— „Das klingt so, als hätten Sie das nicht gemocht!“

— „Zuerst schon. Welches Kind würde das nicht Klasse finden, wenn man ihm erzählt, dass man zum Meer in den Süden ziehe. Aber mir war nicht klar, dass ich meine Freunde nicht mehr wieder sehen würde, dass die Farm im Landesinneren also nicht am Meer war und was es hieß, sich nicht verständigen zu können! Aber das ist eine lange Geschichte ...“

Eine Geschichte, die sie vor dem Getränkeautomaten nicht mehr erzählen konnte, weil die Pause eigentlich schon um war, und vor allem weil Wolff erschienen war. Unverzüglich watete die Unterhaltung wieder in seichten Gewässern und sie begannen aufs Neue über Automatenkaffee-Kultur zu

sinnieren.

Ihr Vater habe eine super Position gehabt, sagte Garda auf der Holzbank vor dem Feuer. Cedrik rutschte unruhig auf der Bank herum, als er sah, wie Frauke Richtung Wald losging. Er hätte ins Top-Management aufsteigen können. Eine Beförderung hätte in der Luft gelegen. Ein Job, von dem andere nur träumten, super Dienstwagen, Spitzengehalt, immer irgendwo in der Welt, immer nur in den besten Hotels und dann plötzlich, tat er etwas, was niemand erwartet hätte. Garda schwieg. Das Feuer knisterte und aus der Ferne hörten sie das Stimmenwirrwarr der anderen.

— „Für mich war es die Krawatte ...“, sagte Garda und betrachtete ihn mit weit geöffneten Augen, in denen sich das Feuer widerspiegelte. Sie fixierte ihn, als wolle sie sich vergewissern, ob er würdig sei, dass sie ihm ihre Gefühle aus der Kindheit anvertrauen konnte. „... eine leuchtendgelbe Krawatte mit blauen kleinen Pünktchen drin, das gleiche Blau wie sein Hemd ... Mama hatte es ihm neu gekauft! ... Ich erinnere mich noch gut. Er war richtig stolz gewesen mit der Krawatte und dem Hemd. Das seien tolle Farben. Und es sei mal was total anderes nicht immer ein weißes Hemd. Auch seine Kollegen waren begeistert. ... Dann Tage später wollte er sie morgens nicht mehr anziehen. Nur das gute Zureden von Mama stimmte ihn um. Er schimpfte. Alle liefen nun mit solchen Hemden und solchen Krawatten rum. Mama sagte nur, dass das doch klar sei. Schließlich sei das im Moment ganz in. ... Später sagte Mama zu mir, dass es falsch gewesen sei. Sie hätte ihn eine andere Krawatte an diesem Morgen anziehen lassen sollen. Ich sagte nur, dass das Quatsch sei. Es wäre sicherlich alles genau so gekommen wie es gekommen war. Aber innerlich gab ich ihr recht. ... Mitten in einem Vortrag passierte es dann. Einige der wichtigsten Kunden waren dabei. Er zappelte unruhig auf seinem Stuhl rum und begann an seiner Krawatte zu ziehen und zu zerren, so als wehre er sich stranguliert zu werden, ... Ob ihm nicht gut sei, hatte ihn der Direktor gefragt, nachdem er es geschafft hatte die Krawatte in seiner Panikattacke auszuziehen. Er habe irgendetwas gestammelt und sei dann zur Toilette gerannt. Dann sei er zurückgekommen, blass und zitternd, durchnässten Haaren und Krawatte zusammengeknüllt in seinen Händen, wie eine Trophäe. Die oberen Knöpfe am Hemd auf, so dass das Unterhemd zu sehen war ... der Chef hatte ihn nach Hause fahren lassen, ... dann ging er wieder auf eine lange Reise, jedenfalls sagte dies Mama ... heute glaube ich, dass er in einer Nervenklinik war ... als er zurückkam, war er nicht mehr wie früher, auch wenn er das blaue Hemd mit der gelben Krawatte trug, er wollte ständig Oliven essen, schon morgens zum Frühstück ... wissen Sie, vorher hatte mein Vater Oliven gehasst ... nun verschlang er Oliven und redete nicht mehr von

der Firma ... vorher hatte Mutter immer geschimpft ... 'Du hast noch gar nicht nach deiner Tochter gefragt immer nur deine blöde Firma' ... plötzlich schwieg er, ... als Kind stellte ich mir vor, dass die Firma gar nicht mehr da wäre, dass sie plötzlich vom Erdboden verschwunden sei ... und Papa kam jeden Abend von seinem Olivenhain zurück ... davon redete er plötzlich unaufhörlich, die kleine Farm auf einem Hügel in der Toskana umgeben von Olivenbäumen ... und dann plötzlich eines Tages erklärte mir Mama, dass wir umziehen würden, in ein neues Haus in der Toskana."

— „Jetzt verstehe ich. Also nicht das Klischee eines Aussteigers.“, sagte Cedrik.

— „Er war ein Aussteiger!“, sagte sie und betonte dabei das Wörtchen 'war'.

— „Wieso 'war'?“, fragte Cedrik in einfühlsamem Ton, „ist er ...?“

Er erfreue sich bester Gesundheit, sagte Garda lachend in Cedriks pietätsvolles Schweigen. Aussteigen aus einer Lebenssituation sei eine Moment-sache. So wie das Aussteigen aus einem Bus oder einem Zug. Man steige aus und dann sei man ausgestiegen.

— „Und dann kann man wieder in den nächsten Zug einsteigen!“, sagte Cedrik.

— „Das wollte ich jetzt sagen! Mein Vater ist umgestiegen. In einen Zug, der in eine komplett andere Richtung fährt!“

— „Also ist er ein Umsteiger!“, meldete sich Burbacki zu Wort.

Noch bevor Garda antworten konnte, wies ihn Cedrik zurecht. Analogie heiße das Zauberwort. Was Garda über Aussteiger gesagt habe treffe vollkommen analog auf Umsteiger zu. Sobald man umgestiegen sei, wäre man wieder ein ganz normaler Reisender.

— „Danke!“, sagte Burbacki bissig, „Da wäre ich jetzt nie darauf gekommen!“

— „So kam es mir vor!“, erwiderte Cedrik.

Burbacki ignorierte Cedriks Bemerkung und sagte stattdessen zu Garda, dass er so etwas bewundere.

— „Was?“, fragte ihn Garda. „Wenn jemand alles hinschmeißt und wieder von vorne anfängt?“

So schön, wie sich es viele vorstellten, sei es nicht gewesen, versicherte ihnen Garda. Sie seien Fremde gewesen. Vor allem für sie als Kind sei es ein Schock gewesen. In der Schule habe sie am ersten Tag ihre Hose nass gemacht, weil sie nicht gewusst habe, wie man in Italienisch nach der Toilette fragen konnte.

— „Ich meinte nur, dass ich es toll finde, wenn jemand den Mut hat, einen Traum zu verwirklichen!“, sagte Burbacki und nach einer Pause in der alle

schwiegen fügte er hinzu: „Jeder hat doch schließlich einen Traum!“

— „Und ihrer? Wie sieht der aus?“, fragte Garda.

Ein Krawattennadel mit integriertem Handy und MP3-Player, wollte Cedrik sagen.

— „Schwer zu sagen!“

— „Es gibt immer zwei Träume.“, sagte Garda „Den, den man zu haben glaubt und den Traum, den man nicht zu träumen wagt oder besser als aussichtslos sieht. Der eigentliche Traum sieht so aus bei Ihnen: Eine Erscheinung, die die Frauen schwach macht. Die Porsches, die Lottogewinne, die Südseeinseln, alles nur Mittel zum Zweck.“

— „Woher wollen Sie wissen, was ich mir wünsche?“, protestiert Burbacki.

— „Das meinte ich ganz allgemein! Tief im Innern träumen davon alle Männer, außer den wenigen natürlich, denen die Natur diese Gaben geschenkt hat.“

— „Und Frauen? Wovon träumen die?“, fragte Cedrik.

— „Analogie heißt das Zauberwort!“, sagte Garda lachend.

* * * * *

Garda starrt nach ihren persönlichen Enthüllungen schweigend ins Feuer. Beinahe so als habe sie sich verausgabt. Burbacki betrachtet seine Krawattenspanne, die er effektiv im Feuerschein bewegt. Ein Psychotherapeut wäre sicherlich begeistert, denkt Cedrik. Garda hatte als Kind ihrem Vater nicht helfen können, musste hilflos mit ansehen, wie er mit seinem Job nicht mehr zurechtkam und dann plötzlich alles zusammenbrach. Nun versucht sie stellvertretend für Ihren Vater, andere Menschen vor dem gleichen Schicksal zu bewahren. So wie ihre Gruppe.

Ja, denkt Cedrik, ihre ganze Gruppe waren in den Augen des Managements Versager. Arbeitnehmer, die schon zu lange dabei waren, als dass man sie einfach kündigen könnte. Aber gleichzeitig so unproduktiv, dass man sie so nicht mehr halten wollte.

Die Aufgabe dieses Seminars in der Toskana war es, neue Motivation zu wecken. Ein Wir-Gefühl sollte durch das gemeinsame Erleben aufgebaut werden. Aber Cedrik bezweifelte, ob das zumindest in seinem Fall so klappen konnte.

Er war ein Vergolder, so hatte ihn damals Baumeister titulierte. Damals in dem Meeting, in dem ihm Baumeister eine schwachsinnige Arbeit aufdrängen wollte.

— „Ich kann das nicht machen! Ich bin noch für die Franzosen beschäftigt!“, hatte sich Cedrik damals gewehrt.

Die Franzosen, damit war die Logitelle gemeint. Einer ihrer wichtigsten Kunden mit einem millionenschweren Projekt.

— „Aber ihre Arbeit ist fertig!“, sagte Baumeister.

Cedrik hatte ihn darauf hingewiesen, dass sein Programm noch lange nicht fertig sei. Es fehlten noch viele extrem wichtige Funktionen.

— „Features, die der Kunde überhaupt nicht nachgefragt hat und nicht braucht!“, entgegnete ihm Baumeister.

Er sehe das anders, wehrte sich Cedrik. Es fehlte noch wesentliche Komponenten, die der Kunde dringend benötige!

— „Sie mögen zwar ein exzellenter Entwickler sein, aber als Kaufmann sind sie eine Niete!“, erboste sich Baumeister und fügte dann hinzu „Warum freiwillig einem Kunden eine zusätzliche Leistung bringen, die er noch nicht bestellt hat, und wir deshalb auch nicht bezahlt bekommen!“

Und er möge vielleicht ein exzellenter Schwätzer sein, aber von Entwicklung habe er nur soviel Ahnung, wie ein Bock vom Gärtnern, brannte es Cedrik auf den Lippen. Die Kraft, die es brauchte, sich zurückzuhalten und seine Wut nicht derart zu verbalisieren, bezog er aus seiner Sorge um seinen Arbeitsplatz. Vor allem nicht zu dieser Zeit, wo bereits viele IT-Spezialisten arbeitslos waren.

Aber auch wenn Cedrik sich zurückgehalten hatte, schaute ihn Baumeister mit einer derartigen Wut und Geringschätzung an, dass es Cedrik vorkam, als habe er seine Gedanken gelesen. Vielleicht konnte Baumeister auch seine Verachtung ebenso ablesen. Einem geistigen Zwerg war die Richtlinienkompetenz in ihrer Firma übertragen worden. Entwicklung à la Baumeister, das heißt Flickschusterei. Mittelfristige und langfristige Konzepte sind für ihn Zeit und Geldverschwendung. Leute wie Cedrik verachtet er als Theoretiker, die nicht verstehen, worauf es ankommt. Gute Entwickler in den Augen von Baumeister packen an, wo es brennt. Eine Gehaltserhöhung wurde Cedrik verweigert, weil er keine Feuerwehreinsätze hätte, wie Baumeister sagte. Und Feuerwehreinsätze, das waren Überstunden und Wochenendarbeit, an denen, wie es Cedrik sah, „Quick-and-Dirty“-Lösungen für Kunden in Eile und Hast geschmiedet wurden. In Cedriks Augen waren diese Feueereinsätze, wie eine Hydra. Für jedes Problem, das oberflächlich gelöst wurde, entstand der Grundstock für mindestens zwei neue Probleme.

— „Ihr Programm ist fertig!“, postulierte Baumeister damals in der Besprechung und Cedrik ebenso wie die anderen spürten, dass er sich zurückhielt nicht zu schreien. „Sie können nun Dr. Wolff zuarbeiten!“

Cedrik hasste diesen Begriff. Zuarbeiten hieß, dass er die Arbeit machte

und Wolff die Lorbeeren erntete. Ausgerechnet Wolff. Am liebsten wäre er aufgestanden und hätte zu Baumeister gesagt, dass er seinen Scheiss alleine machen könne. Er kündige.

— „Übernehmen Sie dann die Verantwortung, dass dann die Logitelle ein nicht ausgereiftes Programm erhält?“, giftete Cedrik, als spreche er nicht mit dem Entwicklungsleiter.

— „Es stimmt, was man über sie sagt!“, sagte Baumeister, während er Cedrik abschätzig anschaute und Wolff zunickte, „Sie sind ein Vergolder! ... Wir sollten das Vergolden der Kirche überlassen! Wir müssen Geld verdienen! ... Aber das geht Entwicklern wohl nicht in die Köpfe!“, wobei er nun auch Gumbrecht strafend ansah.

Niemand traute sich mehr etwas zu entgegnen, so dass Baumeister mit seinem Monolog fortfuhr. Vergolden das sei aus kaufmännischer Sicht ebenso schlimm wie Faulenzen. Er wisse, dass manche Leute, gewissermaßen illegal, sinnlose Tools entwickelten, die niemand beauftragt habe.

— „Grundsätzliche Tools!“, verteidigte sich Cedrik, „Tools die aus Sicht der Entwicklung sinnvoll sind!“

Mit „Sicht der Entwicklung“ hatte er den Entwicklungsleiter direkt gemeint. Baumeister kümmerte sich — nicht nur nach Cedriks Meinung — zu sehr um das Tagesgeschäft.

— „Solche Tools garantieren, dass wir auch morgen noch konkurrenzfähig sein werden!“

— „Und wer bestimmt was sinnvoll ist?“, sagte Baumeister dessen Kopf mittlerweile einem roten Ballon glich.

— „Meistens Leute die keine Ahnung haben!“, murmelte Cedrik.

Baumeister redete weiter und tat so, als habe er Cedriks Bemerkung nicht gehört.

— „Wenn jeder Entwickler für sich selbst entscheidet“, was wichtig und nicht wichtig ist, dann herrscht Anarchie!“

— „Und wenn keine Entscheidungen von oben fallen, die lebensnotwendig für die Entwicklung sind, dann herrscht Stillstand!“, wehrte sich Cedrik, dem es mittlerweile egal war, ob er sich damit um seinen Job bringen konnte.

— „Wissen Sie eigentlich, dass solche Arbeiten ein Kündigungsgrund sein können?“, tobte Baumeister.

— „Und wissen Sie“, wehrte sich Cedrik „dass es Firmen gibt, die ihre Mitarbeiter kündigen würden, wenn sie nicht mehr spielen würden!“

Es wirkte als ringe Baumeister nach Luft und Gumbrecht fühlte sich genötigt Cedrik zu verteidigen.

— „Mit ‘Spielen’ meint er nicht wirklich spielen sondern irgendwelche komplizierten wichtigen Tools entwickeln, die nicht direkt von Kunden ...”

— „Danke!”, sagt er zu Gumbrecht „aber ich brauche keinen Übersetzer! Für mich ist das Spielen! ... Sind denn hier alle verrückt geworden?”, brüllte Baumeister.

Sein „ich nicht” stand Wolff auf der Nasenspitze, aber er traute es sich nicht zu sagen.

— „Sagen sie mir eine Firma, die will, dass ihre Mitarbeiter spielen statt arbeiten!”, fragte Baumeister Cedrik.

— „Google! Jeder Mitarbeiter darf oder muss sich sogar 20 % seiner Arbeitszeit mit anderen Dingen beschäftigen als seiner normalen Arbeit.”

— „Google, ja. Die können sich das ja auch leisten, die schwimmen im Geld!”

— „Die können es sich leisten, weil sie es sich leisten!”, sagte Cedrik und fuhr fort, „in diesen 20 % entstehen häufig wertvollere Ergebnisse für Google als in der regulären Arbeitszeit.

— „Nur 20 %”, spöttelte Baumeister sarkastisch und schaute Gumbrecht und Cedrik wechselseitig an, „Das wäre aber für einige Mitarbeiter bei uns ein richtiger Rückschritt. Von 80 auf 20!”

* * * * *

Rötlich und golden schimmerte Willachs Gesicht, als er am Feuer vorbeihuschte und dann hinter einem Zelt verschwand ohne Burbacki, Garda und Cedrik zu beachten, die nun schweigend um das Feuer saßen.

Willach ist ein Meister im plötzlichen Verschwinden, dachte Cedrik. Wenn man ihn braucht, kann er sich von einem Augenblick auf den anderen in Luft auflösen und taucht erst wieder auf, wenn sich auch die Probleme verflüchtigt haben.

Tagelang hatte er ihn einmal in der Firma vergeblich zu erreichen versucht. Cedrik kam es vor, als habe Willach Angst gehabt, dass Arbeit oder etwas Unangenehmes auf ihn zukomme. Versuchte Cedrik es telefonisch war er entweder nach Aussage der Sekretärin gerade nicht am Platz, oder er hatte gerade ein Telefonat. Auf die Rückrufe, die er sich jedesmal erbat, wartete er vergeblich. Jedes Mal tat seine Sekretärin verwundert.

— „Oh, hat er sie nicht zurückgerufen?”

— „Eben, deshalb rufe ich ja wieder an!”

Dann beruhigte sie ihn. Beteuerte ihm wie jedes mal, dass sie ihm diesmal eine Notiz mit dem Vermerk 'dringend' zukommen ließe.

Dann nach mehreren vergeblichen telefonischen Versuchen erschien Cedrik persönlich im Sekretariat von Willach. Acht rot glänzende Fingernägel — die Daumen zeigten in die andere Richtung — signalisierten ihm wie Rücklichter eines Autos, dass er Abstand halten sollte. Aber als Rosie Schrader ihn erkannte, zog sie ihre frisch lackierten Warnlichter zurück. Sie hielt sie nahe an ihren Mund und blies vorsichtig über ihre Nägel.

— „Oh, der Herr Dumotel. Was verschafft mir die Ehre?“

Cedrik spürte, dass sie sich wirklich freute, ihn zu sehen. Cedrik fühlte, — und nicht zum ersten Mal — dass er sie haben könnte. Aber auch wenn Cedrik ungebunden war, so war es für ihn nicht vorstellbar, sich mit ihr einzulassen. Ihre Figur war perfekt! So tadellos, dass viele seiner Kollegen gerne mit schmachtenden Blicken in ihrer Nähe weilten. Aber irgendetwas in ihrem Gesicht war aus dem Gleichgewicht. Auf den ersten Blick wirkte sie hübsch und dann waren da zwei Hälften. Eine düstere Hälfte mit einem Auge, was immer etwas zusammengekniffen wirkte, während das andere aus der heiteren Hälfte weit geöffnet war. Betrachtete man sie nur von der einen Seite, strahlte sie Fröhlichkeit und Zuversicht aus, aber von der anderen Seite, der bedrohlichen Seite, floss sie Cedrik Unbehagen ein. Melancholie mit Misstrauen dominierten diese Hälfte. Die Grenze durchlief ihren Mund. Man musste genau hinschauen, aber dann hatte man das Gefühl, dass der eine Mundwinkel leicht nach Oben zeigte, während der andere ebenso sehr nach unten zeigte. Cedrik war sich nie ganz sicher, ob er nicht zu genau hinschaute, ob nicht seine mathematische, seine geometrisch und topologisch geschulte Sichtweise Schuld war. Andere sahen wahrscheinlich gar nicht, was er sah. Aber andererseits war sie immer noch mit fast 30 solo, hatte — so wie man munkelte — noch nie einen festen Freund gehabt. Obwohl sie seit Jahren, worin sich alle sicher waren, sehnlichst eine feste Beziehung wünschte. Nicht nur wünschte, sie jagte fast hinter jedem Ledigen der Firma hinter her. Einige Männer hatten wohl diese Sehnsucht ausgenutzt, für ein Wochenende oder manchmal auch ein paar Tage mehr. Aber Cedrik wollte sich auch nicht mit ihr einlassen, weil er glaubte, dass sie gar nicht ihn meinte. Für sie war Cedrik einer von den Männern, die ungebunden waren und einen sicheren sozialen Stand. Sie würde sich ebenso beispielsweise für Gumbrecht entscheiden. Hauptsache einer ließ sich dauerhaft mit ihr ein.

— „Ich wollte eigentlich ... zu Herrn Willach?“, sagte er zögerlich und halb fragend.

Cedrik ärgerte sich über sein „eigentlich“.

Als sie ihm sagte, dass dieser nicht im Büro sei, erschien ihm dies wie

eine Lüge. So als wollte sie ihn bestrafen, dass er nicht zu ihr sondern zu ihrem Chef wollte. Irgendwie glaubte Cedrik zu spüren, dass Willach in seinem Büro sei. Zu diesem Gefühl kamen noch Geräusche, die er gehört zu haben glaubte. So als habe jemand ein Fenster geöffnet, aber dies konnte natürlich auch eine Täuschung sein. Das Gebäude war sehr hellhörig, und es konnte auch aus dem nächsten Büro, also dem Besprechungsraum gekommen sein.

— „Sie könnten nachschauen, wenn Sie mir nicht glauben!“, sagte sie vorwurfsvoll.

— „Ist schon okay!“, sagte er und verließ ungläubig das Sekretariat.

Dann ein paar Tage später — Cedrik hatte ihn immer noch nicht sprechen können — huschte Willach abends an der Kaffeeküche vorbei, wo Cedrik darauf wartete dass die letzten Tropfen durchs Filter liefen. Ein extra starker Kaffee, den sich Cedrik extra für eine Nachtsitzung aufgesetzt hatte. Ein Kaffee so schwarz wie die Nacht vor dem Fenster der Kaffeeküche. Diesmal gehörte Willach ihm, dachte Cedrik. Die Sekretärin könnte ihn nicht im Vorzimmer aufhalten. Auch könnte er wohl kaum mit irgendjemandem im Gespräch sein, denn wahrscheinlich hatten sonst alle schon Feierabend gemacht. Cedrik rannte mit seiner leeren Tasse nach draußen. In dem Bewusstsein, dass außer Willach niemand zu dieser Zeit noch auf dem Flur sein könnte, stürmte er raus. Beim Zusammenprall dachte er für einen Augenblick, dass es Willach wäre, aber Willach musste schon weiter sein. Er war mit einem neuen Mitarbeiter aus Willachs Abteilung zusammengestoßen. Ein Mann dessen Namen Cedrik vergessen hatte oder noch nie richtig gekannt hatte.

— „Verzeihung!“, sagte Cedrik „Ich wollte nur War da nicht eben Herr Willach?“

Der namenlose Neue bestätigte Cedrik, dass er keine Halluzination gehabt hatte. Willach sei in seinem Büro verschwunden. Er sei auch hinter ihm her. Aber es sei gut, dass er nun Cedrik getroffen habe. Wahrscheinlich sei er sogar der bessere Ansprechpartner als Willach. Bestimmt hätte Willach ihn sowieso an ihn letztendlich verwiesen. Cedrik sei doch auch im Logitelle-Projekt drin. Man habe ihm gesagt, dass er sich bei algorithmischen Problemen an Herrn Dumotel wenden solle. Vielleicht könne er ihm auch eine kurze Frage beantworten.

Zehn Minuten hatte die Diskussion der kurzen Frage gedauert, aber dann war der Neue beeindruckt und zufrieden an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt. Während des ganzen Gespräches hatte Cedrik Willachs Türe oder besser die Türe von dessen Sekretariat im Visier gehabt. Denn Willach kann sein Büro nur durch das Sekretariat betreten und verlassen, da sein Büro kei-

nen direkten Zugang zum Flur hat. Wenn Willach sein Büro verlassen hätte, dann hätte Cedrik ihn sehen müssen.

Willachs Sekretärin war wie erwartet nicht mehr anwesend. Nur kurz klopfte Cedrik an Willachs Türe. Er trat ein, ohne auf ein Okay zu warten. Niemand saß am Schreibtisch. Cedrik hätte wieder das Büro verwundert verlassen, wenn er nicht im Hereinkommen das Gefühl gehabt hätte, dass sich etwas am Schreibtisch bewegt habe. Cedrik stand still und lauschte. Er hatte das Gefühl nicht alleine zu sein. Langsam bewegte er sich auf Willachs Schreibtisch zu. Als sich dann dennoch unerwartet eine Gestalt hinter dem Schreibtisch erhob, schreckte Cedrik zusammen.

— „Ach sie sind es!“, sagte Willach, scheinbar erleichtert, während er sich streckte.

— „Wen hatten Sie denn erwartet?“, fragte Cedrik.

— „Mir war nur etwas unter den Schreibtisch gefallen!“, stammelte Lutz Willach dann.

— „Und Sie haben es nicht gefunden?“

Einen Augenblick schaute ihn Willach fragend an. Dann schien er festzustellen, dass er mit leeren Händen aufgestanden war.

— „Nein, ist auch nicht so wichtig!“

Später lernte Cedrik im Gespräch mit anderen Kollegen, dass Willach manchmal auch über den schmalen Balkon, eigentlich nur für Brandfälle vorgesehen, flieht. Unangemeldeten Besuchern entzieht er sich auf diese Weise, sobald er Stimmen oder verdächtige Geräusche in seinem Sekretariat hört. Aber angemeldete Besucher scheint er auch nicht zu mögen, ist sich Cedrik sicher, denn ihm erschien die Terminfülle seines Kalenders nur ein Vorwand. Vom Balkon aus setzt Willach dann seine Flucht über den angrenzenden Besprechungsraum fort, falls dieser nicht gerade belegt ist. Ansonsten wartet er auch im kalten Winter, bis die Gefahr des Besuchers in seinem Raum gebannt ist.

— „Nicht schlapp machen!“, sagte Lutz Willach, der mit zwei Maß Bier in Händen wieder die Feuerstelle passierte, zu Rainer Burbacki

Burbacki schreckte kurz auf und innerhalb weniger Augenblicke tauchte er wieder in seinen Dämmerzustand.

— „Dafür haben Sie ihm ein Bier mitgebracht?“, scherzte Garda.

— „Nein, nein, das ist für Winfried!“, sagte Lutz Willach, der daraufhin schnell vorbeihuschte, um nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden.

* * * * *

Am Feuer neben Garda war er das erste Mal Burbacki dankbar gewesen. Nachdem Burbacki sich etwas zu essen geholt hatte, setzte er sich bei seiner Rückkehr nicht mehr an seinen alten Platz, sondern platzierte sich neben Garda. Wie eine Dame ihren Rock hatte er dabei seine Hose zurechtgerückt, bevor er sich setzte. Normalerweise hätte es Cedrik genervt, Burbacki so nahe zu haben, aber diesmal war er ihm dankbar, denn es gab ihm die Chance, Garda zu verlassen, ohne unfreundlich zu sein.

Ob er Angst habe, dass Wolff mit Frauke allein im Wald sei, wurde Cedrik von Willach gefragt, nachdem er sich nach Wolff erkundigt hatte. Cedrik spürte, wie ihn Willach und die anderen genau musterten, um Zeichen der Eifersucht zu erkennen.

— „Da würde ich mir mal keine Sorgen machen!“, sagte Willach herzhaft lachend. Er lachte bereits über die Pointe, die er gleich liefern würde. Aber erst nahm er noch einen großen Schluck Bier aus seinem schon halbleeren Humpen, gab einen dezenten Rülps von sich und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum von den Lippen.

— „Wer hat schon einen Wolff als Beschützer dabei!“, platzte es dann förmlich unter schallendem Gelächter aus Willach und dann schaute er verdutzt, als Gumbrecht und Cedrik nicht einstimmten. Nur Sylvia lachte verhalten.

— „Ob Wolff bei Frau Gortsworst ist, können wir nicht sagen!“, begann Gumbrecht im gleichen Ton, in dem er sonst seine mathematischen Rätsel darbot. „Fakt ist, dass sowohl Wolff als auch Frau Gortsworst nicht hier sind, dass sie weggegangen sind, aber dass ...“

— „An ihnen ist wirklich ein Winkeladvokat verloren gegangen!“, unterbrach ihn Willach mit gespielter Bewunderung.

— „Sie meinen Jurist!“, entgegnete Gumbrecht.

— „Quatsch, klar sind die zusammen, wie ein läufiger Hund ist er ihr die ganze Zeit nachgelaufen!“, sagte Sylvia, wobei sie Cedrik genau beobachtete. Cedrik spürte, dass sie sich - auch wenn sie Wolff nicht besonders schätzte - zurückgesetzt fühlte, dass sie irgendwie eifersüchtig war.

Eifersucht war es auch, die ihn plötzlich plagte, und die er nur schwer vor den anderen verbergen konnte. Was, wenn Frauke mit Wolff spazieren gegangen war, weil Cedrik keine Lust hatte. Oder lief er ihr nur nach und bedrängte sie nun? Cedrik spürte den dringenden Wunsch, sie zu suchen. Aber er musste sich davon schleichen. Er wollte nicht, dass es die anderen bemerkten. Aber auch wenn sie es bemerkten, er musste sie suchen. Aber neben seiner Eifersucht war auch die Angst da. Cedrik glaubte sie vor Wolff schützen zu müssen.

* * * * *

Damals war Cedrik nicht vorbereitet gewesen, auf das, was ihn im Büro des Entwicklungsleiters erwartete. Er hatte Frau Maurer-Küppers Versuche, ihn am Betreten zu hindern, ignoriert. Als er in ihr Sekretariat stürmte, schien sie tief versunken in ein wichtiges Telefonat. In einer Bitte-Nicht-Stören-Pose thronte sie hinter ihrem Schreibtisch, der eigentlich mehr ein Empfangstresen ist, wie er wegen seiner Größe und seinem Design für eine florierende Anwaltspraxis oder eine stark frequentierte Arztpraxis angemessen wäre. Cedrik nutzte, die wie ihm schien, günstige Situation. Es wirkte als schaute sie durch ihn hindurch, in eine weite Ferne, als habe sie direkten Blickkontakt mit ihrem telefonischen Gegenüber. Cedrik versuchte unmerklich an ihr vorbeizuhuschen, denn er ging davon aus, dass wenn er wartete, sich bemerkbar machte und sein Anliegen korrekt vorbrachte, sie ihn nicht zu Baumeister ließe, ihn stattdessen mit einem Termin in den nächsten Tagen abspeisen würde. Aber er wollte, er musste, jetzt mit Baumeister sprechen.

Wenn man ihr Büro betrat, spürte man sofort, dass die eigentliche Aufgabe dieses Raumes nicht darin bestand, ihr als Sekretärin des Entwicklungsleiters einen ordentlichen Arbeitsplatz zu schaffen sondern Besucher zu beeindrucken und in gewissem Sinne auch abzuschrecken und Baumeisters Stellung zu betonen. Ein Raum der suggerierte, dass Geld und Platz in der Firma in Hülle und Fülle vorhanden waren. Was natürlich in kompletten Widerspruch zur ansonsten vorherrschenden Raumnot der Firma stand. In einem solchen Raum mussten in der Entwicklung, überlegte sich Cedrik, mindestens drei Entwickler arbeiten. Man pferchte mehr von seinesgleichen zusammen, als es die europäische Geflügelverordnung zuließ, scherzten die Entwickler häufig. Aber mehr noch als den üppigen Platz neidete Cedrik ihr, ihren Computer. Sie brauchte ihn im wesentlichen nur für E-Mails zu bearbeiten und Termine zu verwalten, aber die technische Ausstattung des Gerätes war der Traum eines jeden Entwicklers. Cedrik, der Algorithmen entwickelte, die viel von der HW verlangten, musste sich statt dessen, weil die Firma es sich nicht leisten könne, mit einem veralteten Modell zufrieden geben.

Frau Maurer-Küpper hatte unbeirrt weitertelefonierte, als Cedrik ihr Büro durch die offenstehende Tür betreten hatte. Noch nicht einmal in ihrer Gestik oder durch Blicke hatte sie ihm zu verstehen gegeben, dass sie ihn

wahrgenommen habe, dass sie noch kurz ihr Telefongespräch beenden müsse und dass sie sich gleich um ihn kümmern würde. Als gute Sekretärin, als die sie bekannt war, hätte sie normalerweise, sogar kurz ihr Telefonat unterbrochen und sich an ihn gewandt. Aber ihr Gesprächspartner schien so bedeutend zu sein, dass sie sich keine Ablenkung erlauben konnte. Erst als er weiter unbeirrt Richtung Tür ihres Chefs schritt, hauchte sie ein kurzes „Entschuldigung“ ins Telefon und fuhr ihn an, während sie sorgfältig die Sprechmuschel zuhielt, dass er dort jetzt nicht rein könne. Aber Cedrik rief ihr nur zu, dass er keinen Termin brauche. Das letzte, was er noch von ihr hörte, bevor er in Baumeisters Reich eindrang, war ein, dass dies nichts mit einem Termin zu tun habe.

Cedrik, auch wenn er, was die fachliche Kompetenz betrifft, zu den besten Entwicklern der Firma zählt, gehört nicht zu dem Personenkreis, mit dem Baumeister direkt verkehrt. Zwischen einem Entwickler und dem Entwicklungsleiter gibt es in ihrer Firma einen Puffer, der aus drei Hierarchiestufen besteht. Es scheint als bestehe die Hauptaufgabe des Heers der Gruppenleiter, der zahlreichen Abteilungsleiter und der wenigen Bereichsleiter darin, den Entwicklungsleiter vor den unteren Chargen zu schützen. Ein Schutz, der so perfekt funktioniert, dass Baumeister weder mitbekommt, was seine Entwickler entwickeln noch wie sie es tun. Fern von der Realität geht er davon aus, dass sie seinen irrationalen Vorgaben folgen. Ideen, die er mit seinen Bereichsleitern, die ja schließlich auch durch zwei Wolkenschichten von den Entwicklern getrennt auf der schmalen Sprosse ihrer Erfolgsleiter balancieren, zusammenbraut. Seine so gewonnenen und sogenannten Vorgehensweisen und Perspektiven könnten hervorragend ihrer Firma dienen — so witzelt Cedrik häufig — würden ihre Konkurrenten — und nur die — ihnen folgen. Würden seine Ideen in Reinkultur umgesetzt, müsste ihre Firma Pleite gehen. Aber nicht nur Cedrik sondern auch andere Entwickler und ganze Abteilungen bemühen sich die Vorgaben des Entwicklungsleiters zu umgehen, ohne dass es wie Meuterei wirkt. Zum einen werden besondere Zwänge, die aus dem Kundengeschäft kommen, vorgeschoben und zum anderen dienen technische und generelle algorithmische Probleme als Vorwand, wahnwitzige Vorgaben der Entwicklungsleitung zu umgehen. Cedrik ist sich sicher, dass ihre Firma trotz der Unfähigkeit vieler Führungskräfte nur deshalb überhaupt funktioniert, weil Leute wie er innovative Arbeit verrichteten, auch wenn man sie ständig daran hindert. Aber für seine Arbeiten, auch wenn er sie gegen Gumbrechts und Baumeisters Willen durchführt, ernten diese anschließend das Lob der Geschäftsleitung.

Frau Maurer-Küppers Empfangsanlage war der letzte, der innere Befestigungswall, den es zu überwinden galt, um zum Entwicklungsleiter zu ge-

langen. Wie die meisten Entwicklerinnen und Entwickler war Cedrik noch nie in Baumeisters Büro gewesen.

Cedrik war nicht auf das vorbereitet gewesen, was ihn dort erwartete. Diese Räumlichkeit als Büro zu bezeichnen war eine grenzenlose Unterbreitung. Statt eines quietschenden billigen Linoleum-Bodens wie in seinen Niederungen üblich, versank Cedrik mit seinen Schuhen in einem flauschigen langhaarigen Teppich, einen den man zu Hause nicht mit Schuhen betreten würde. Der Raum lag im Halbdunkel. Durch die Schlitz der Jalousien drangen die Sonnenstrahlen und bildeten goldene Fächer, in denen feinste Staubpartikel einen einsamen Reigen tanzten. Er interpretierte nun ihre Warnung dahingehend, dass er Baumeister möglicherweise beim Mittagsschlaf stören könnte. Überrascht hätte es ihn nicht, wenn er ihn auch beim Golfspielen in der scheinbar unendlichen Ausdehnung seines Büros erwischt hätte. Aber Baumeister spielte kein Golf, und er lag auch nicht auf dem schwarzen Designersofa der Besuchersitzgruppe. Baumeister sei auf Geschäftsreise, hörte er Frau Maurer-Küpper Stimme, die ihm trotz seiner Verletzung eines Sakrileges wieder sehr freundlich vorkam. Cedrik wollte ihr nicht glauben, schaute sich suchend in der Weite des Raumes um, so als habe sich Baumeister vielleicht in einem überdimensionierten imaginären Golfloch versteckt. Als könne sie Gedanken lesen sagte sie, dass er ihr glauben könne, Baumeister habe sich nicht versteckt.

* * * * *

Die Schnelligkeit mit der die Dunkelheit hereingebrochen war, hatte Cedrik überrascht. Nachdem dann auch noch der Mond hinter einer Wolke, einer der wenigen, die es in dieser ansonsten sternklaren Nacht gab, verschwunden war, wirkte der Wald um ihn herum unheimlich. Der Lagerplatz schien mit dem Verschwinden des Mondes weiter entfernt, auch wenn nun der Feuerschein hinter ihm deutlicher zwischen den Bäumen schimmerte. Schreie von Vögeln, deren Art Cedrik nicht zuordnen konnte, schienen das diffuse Stimmengewirr, welches vom Lager durch die Stille der Nacht hallte, zu kommentieren.

Im Prinzip könne ihm doch egal sein, ob Frauke mit Wolff zusammen sei oder nicht, sagte sich Cedrik in seinem Kampf gegen die brodelnde Eifersucht. Warum wanderte Frauke alleine nachts durch einen fremden Wald? Das war verrückt. Es passte überhaupt nicht zu ihr. Sie, die sich vor Geistern und allem fürchtete. Warum hatte sie überhaupt das sichere Lager verlassen?

Langsam tastete er sich mit ausgestreckten Händen auf dem schmalen Pfad vorwärts. Unter seinen Füßen knackten vertrocknete Zweige und kleine Äste, die er nicht sehen konnte. Vorsichtig bewegte er seine Füße, um nicht an einer der zahlreichen hervorstehenden Baumwurzeln zu stolpern. Im Prinzip konnte er nur noch wenige Meter von der Lichtung entfernt sein, in der sich die Ausgrabungsstätte mit den Grabkammern befand. Wenn der Mond wieder schien, käme er wieder schneller voran.

Plötzlich dachte er wieder an Burbacki und seine panische Angst vor den imaginären Jägern. Tagsüber hatte Cedrik darüber lachen können. Er ärgerte sich, dass Burbacki seine Angst nicht hatte für sich behalten können, denn jetzt war ihm auch mulmig. Auch wenn er in der Dunkelheit keine Patronenhülsen auf dem Boden sehen konnte, stellte er sie sich vor. Jeder Stein, der unter seinen Schuhen kullerte, war plötzlich alte Munition und jedes laute Krachen von Ästen, auf die er trat oder die er mit seinem Oberkörper im Vorbeigehen brach, erschreckte ihn wie Gewehrschüsse. Es musste ja noch nicht einmal ein Verrückter sein, der absichtlich auf ihn schoss. Was wenn einer dieser passionierten Jäger irgendwo im Wald auf der Lauer lag und ihn für Wild hielt? Blödsinn, dachte er, wenn irgendwo noch Jäger wären, hätte er schon längst Schüsse gehört haben müssen. Außerdem vergewisserte sich doch ein Jäger vorher, auf was er schießt, versuchte sich Cedrik zu beruhigen. Aber auch diese Logik half nicht, die Angst von sich zu streifen.

Möglicherweise war Frauke längst wieder zurück. Vielleicht war sie ja nur im Kreis ums Lager gewandert. Dann hätte er ihr natürlich nicht begegnen können. Vielleicht war sie zurückgeeilt als sie bemerkte, dass Wolff ihr nachstellte. Dann wäre auch Wolff wieder zurück im Lager. Im Wechselbad seiner Emotionen war er nun wieder auf Eifersucht eingestellt. Er stellte sich nun vor, wie Wolff neben Frauke am Lagerfeuer saß. Wie er ihr immer näher rückte und ihr ein Gespräch aufdrückte.

Er konnte es nicht riskieren. Er musste Frauke weiter suchen und sie vor Wolff schützen. Aber Cedrik setzte sich ein Ziel. Wenn er sie bis zur Ausgrabungsstätte nicht finden würde, — denn dorthin hatte ja Frauke mit ihm gehen wollen, — dann würde er zum Lager zurückkehren.

Cedrik konnte in der Dunkelheit schlecht abschätzen, wie weit es noch wäre, aber er glaubte bald dort zu sein. Er musste schnell dort sein, dachte er sich, denn aus seiner Angst war plötzlich eine irrationale Gewissheit geworden, dass Wolff Frauke gerade jetzt dort auflauerte. Auch wenn sein Verstand es als Hirngespinnste abwies, konnte er die Vorstellung nicht mehr verblassen lassen. Wolff sei kein Sexualverbrecher, sagte ihm sein rationaler Verstand, aber all die Anzüglichkeiten Wolffs der letzten beiden Tage widerhallten in Cedriks Gedanken, er sah Wolff am Strand und stellte ihn

sich nachts an seiner Hotelzimmertüre vor, wie er nackt auf — wie er sich sicher war — Frauke gewartet hatte.

* * * * *

Cutu war trotz unbequemer Lage erschöpft im Korb eingenickt, als ihn plötzliche Stimmen weckten. Es konnten nicht die Träger sein, denn die sich nähernden Stimmen sprachen etruskisch.

— „Den auch?“, hörte Cutu eine Stimme.

Ja auch den, kam eine Antwort und unverzüglich spürte Cutu, wie der Korb angehoben wurde, während er sich gegen die Wände des Korbes stemmte, damit er nicht hin und herfiel und dadurch die Aufmerksamkeit der Träger auf sich zöge.

Was, wenn es ein Fehler war, was wenn ihn plötzlich Träger an Bord eines anderen Schiffes trügen? Aber wenn er sich jetzt bemerkbar machte, wäre eh alles verloren, also musste er sich stille halten. Der Korb sei gar nicht so schwer wie die anderen, hörte er einen der Träger sagen. Aber der andere sagte, dass er ihm schwer genug erscheine. Vielleicht habe er wieder die schwerere Seite erhalten, schließlich sei er immer der Dumme. Die Welt sei doch gerecht, denn die Dummen seien ja auch die stärksten, hörte Cutu daraufhin wieder den anderen. Der andere machte daraufhin eine Bewegung als wolle er den Korb fallen lassen. Er sollte nur warten, bis sie den Korb abgestellt hätten, dann würde er mal seine Stärke zu fühlen bekommen, scherzte daraufhin der andere und beide lachten schallend und ließen dabei den Korb schaukeln.

Cutu war froh, als er merkte, dass sie ihn an Bord eines Schiffes hievt. In diesem Moment war es ihm egal welches. Hauptsache erst einmal weg von der Insel. Nachdem sie ihn unsanft abgestellt hatten, entfernten sich die beiden und hörte wie sie zueinander sagten, dass es ja nur noch einer sei, dann seien sie fertig.

Leichte Panik befiel ihn jedoch, als er merkte, dass sie noch einen weiteren Korb auf dem seinen stapelten. Wenn es nun doch ein Versehen war, und er an Bord eines anderen Schiffes gekommen war, eines wo man ihn keine Fluchthelfer erwarteten. Dann würde niemand kommen, um ihn zu befreien, und er könnte den Korb nicht alleine verlassen. Aber dann beruhigte er sich, dass er immer noch um Hilfe rufen könnte, wenn sie erst einmal draußen weit weg vom Hafen wären. Man würde ihn durch die Schlitz des Korbes hören. Allerdings würde er dann riskieren, dass man ihn als blinden Passagier vielleicht ins Meer schmeißen würde.

* * * * *

Plötzlich war es pechschwarz um sie herum. So als hätte jemand den türlosen Eingang und die zahlreichen anderen Öffnungen lautlos auf einen Schlag verschlossen. Der Mond musste hinter einer Wolke verschwunden sein. Die dicke weiße Lichtsäule, die von oben durch eine kleine Öffnung ihren Weg bis kurz vor ihre Beine gefunden hatte, war unvermittelt erloschen. Die Kammer, die vorher in der Reflexion des Mondlichtes leer und beinahe vertrauenserweckend ausgesehen hatte, schien jählings von den Schreckgestalten ihre Albtraumnächte bevölkert. Dennoch war es nicht nur schiere Fantasie, denn jemand schlich durch die Gänge. Sie war sich sicher, dass sie Schritte gehört hatte, auch wenn sie leise und gedämpft geklungen hatten. So wie jemand, der versuchte keine Geräusche zu machen, aber auch das feinste Knistern und Geraschel wurde verstärkt und verzerrt von der eigenartigen Akustik dieser Felsenhöhle, die Menschen vor mehr als 2500 Jahren in den Sandstein gehauen hatten. Ferritischer Sandstein, dessen Eisenoxide selbst im Halbdunkel noch rötlich schimmerten. Zuerst hatten die Etrusker hier sicherlich Eisenerz abgebaut, dann hatten sie das Höhlensystem als Grabkammern umfunktioniert.

Der Unbekannte - irgendwie fühlt sie, dass es ein Mann sein musste - gibt sich große Mühe, lautlos zu sein. Lautlos und bewegungslos lauert er nun nur wenige Meter vom Eingang ihrer Kammer entfernt. Sein Schleichen kann doch nur bedeuten, dass er weiß, dass sie da ist und dass er will, dass sie ihn nicht bemerken soll. Der Gedanke lässt sie frösteln. Oder vielleicht ist der Unbekannte ja nur selber ängstlich, versucht sie sich zu beruhigen. Vielleicht hat er sie gehört, also auch leise und schleichende Schritte und versucht sich nun zu vergewissern, dass er alleine ist. Vielleicht war er nur geschlichen, weil er ebenso wie sie fürchtete, die Geister der Vergangenheit wecken zu können, wenn er zu laut oder zu respektlos wäre?

Sie traut sich kaum mehr zu atmen. Um sie herum Stille. Der Unbekannte musste stehen geblieben sein. Vielleicht hat er sie doch noch nicht entdeckt, beginnt sie halbherzig zu hoffen. Dann würde er vielleicht gleich wieder Richtung Ausgang verschwinden. Obwohl sie sowieso nichts sehen kann schließt sie ihre Augen. Das monotone helle Geräusch aufplatzender Wassertropfen hallt dumpf durch die Gänge. Sie kämpft gegen die aufkommende Panik an. Zwar weiß sie die anderen nur wenige hundert Meter entfernt, aber sie würden sie nicht hören können. In dieser Grabkammer sitzt sie in

der Falle. Möglicherweise ist es ja Cedrik, und sie fürchtet sich umsonst. Aber warum sollte Cedrik schleichen?

Was war los gewesen mit ihr, dass sie alleine losgegangen war, fragt sie sich. Eine verrückte Idee war es gewesen. Zu Hause käme sie nie auf die Idee, nachts durch den Stadtpark zu gehen, auch wenn die Abkürzung ihres Weges, vor allem wenn ihre Füße zum Beispiel von einem langem Einkaufsbummel schmerzten, äußerst verlockend war. Aber ihre lebhafteste Fantasie bremste sie immer, ließ sie immer den langen Weg entlang der gut beleuchteten aber hässlichen Straße nehmen. Ihre Vorstellungskraft bevölkerte das dunkle waldähnliche Areal mit gewaltbereiten Gestalten aller Art. Die Plätze hinter den Bäumen und Büschen des Parkes machten sich in ihrer Vorstellung Exhibitionisten, Vergewaltiger, zu allem bereite Drogenabhängige, Jugendbanden und skrupellose Räuber streitig.

Aber als sie das Lager verlassen hatte, war es noch hell gewesen, und sie hatte gar nicht daran gedacht, dass es schon so spät sei. Vielleicht lag es auch daran, dass es in der Toskana im Sommer früher dunkel und die Dämmerung viel kürzer als bei ihr zu Hause war. Außerdem hatte sie gar nicht vorgehabt, alleine in den Wald zu gehen, sie hatte mit Cedrik gehen wollen.

Es war so etwas wie Eifersucht gewesen, auch wenn sie es nicht so nennen wollte. Cedrik hatte bei Garda am Feuer gegessen, und es hatte ihm sichtlich gefallen. Ihre Vorstellung war absurd gewesen, dachte sie nun in der Grabkammer. Sie hatte sich geärgert, dass er nicht mit ihr hatte gehen wollen. Sie war extra zu ihm und Garda ans Feuer gegangen, hatte gesagt, dass sie noch ein wenig in den Wald gehen wolle. Sie war zu ihm gegangen, weil er vorher zu ihr gesagt hatte, dass er sie begleiten würde, dass er auch noch Lust hätte. Aber am Feuer neben Garda machte er keine Anstalten aufzustehen. Stattdessen lauschte er gebannt dem, was Garda ihm erzählte. Jetzt ärgerte sie sich, dass sie ihn nicht einfach direkt gefragt hatte, ob er mit ginge. Vielleicht hatte er sogar in Verkennung der Tatsachen geglaubt, dass sie alleine gehen wollte, da sie ihn nicht fragte. Ja, so konnte es gewesen sein, wäre er in ähnlicher Situation so zu ihr gekommen, hätte sie auch nicht ihre Begleitung angeboten. Sie hätte Angst gehabt aufdringlich zu wirken. Irgendwie glaubte sie nun rückwirkend sogar eine gewisse Unruhe und Unsicherheit bei ihm gespürt zu haben. So als quälte ihn ein Entscheidungsdilemma. Warum hatte sie sich nicht einfach zu den beiden gesetzt, wie es Garda auch angeboten hatte? Hätte statt Garda Gumbrecht neben ihm gegessen, hätte sie sicherlich ohne zu zögern neben ihnen Platz genommen, auch wenn sie dann Gumbrechts römisch-etruskischen Ergüssen hätte lauschen müssen. Ja, sie war eifersüchtig gewesen, und wenn sie dieses den

Verstand lähmende und beziehungsschädigende Gefühl plagt, dann vergisst sie alles andere, sogar ihre Angst. Die Eifersucht ließ sie schmollend wie ein beleidigtes pubertierendes Mädchen in den Wald laufen. Dennoch hatte sie, kaum dass sie das Lager verlassen hatte, ein mulmiges Gefühl beschlichen. Trotz und vor allem der Stolz, sich nicht lächerlich zu machen, ließ sie jedoch weiter laufen. Selbst als die Nacht scheinbar schlagartig hereingebrochen war, stellte sich nicht ihre gewohnte Angst ein, denn das strahlende silbrig-milchige Licht des Vollmondes machte sie mutig.

Ebenso war auch das Kammersystem der Grabkammern vom milchig weißen Mondlicht durchflutet, von vielen kleinen Öffnungen, die es früher nicht gegeben hatte. Diese etruskischen Grabkammern waren erst kürzlich freigelegt worden. Gefunden hatten sie Grabräuber, die sich bemüht hatten, die Eingänge wieder mit Erde zu versiegeln, damit man ihrem Treiben nicht allzu schnell auf die Schliche kommen würde. Aber dennoch entging dies nicht dem scharfen und geschulten Blick eines Archäologen, der schon viele andere Zeugen der etruskischen Vergangenheit wieder ans Licht gebracht hatte. Allerdings hatten die Grabräuber schon lange genug ungestört Zeit gehabt, sodass sich nichts mehr von Bedeutung in den Kammern befand. Eine bittere Erfahrung, die Archäologen leider allzu oft machen müssen. Dennoch freute sich die Fachwelt über diesen Fund. Möglicherweise gingen die Grabräuber ebenfalls leer aus, wenn ihnen habgierige Kollegen bereits Jahrhunderte zuvor gekommen waren.

Auf dem Weg zur Grabstätte hatte sie immer wieder das ihre Angst dämpfende Gefühl, — auch wenn sie nicht sicher war, ob es nur eine Gaukelei ihrer Sehnsüchte war, — dass Cedrik ihr folge. Ja, dieses Gefühl war schuld gewesen, dass sie weiter gelaufen war. Cedrik war nahe und sie brauchte keine Angst zu haben. Im Rhythmus ihrer Schritte zeigte sich der Widerstreit ihrer Gefühle. Mal lief sie schnell, zu schnell für das düstere Licht und den mit dicken Steinen und Ästen übersäten Pfad, dann wieder schienen sich ihre Beine nur widerwillig fortzubewegen, so als zöge sie eine Kraft nach unten oder gar rückwärts.

Sie ist sich sicher, dass sie nicht alleine in der Grabkammer ist. Ebenso sicher war sie sich, dass es nicht Cedrik war. Vielleicht war es einer der Grabräuber, der im Flur auf sie lauerte, fürchtete sie.

Irgendwann auf ihrem Weg zur Grabkammer, wich das Gefühl, dass Cedrik ihr folgte, einer unbestimmten Furcht vor einem unbekannten Verfolger. Statt Cedrik lauerten mit einem Mal Unbekannte im Wald. Immer wieder stellte sich in ihrer Vorstellung das Bild von Cazzo ein, noch Vampirähnlicher wie sie ihn im Tageslicht gesehen hatte. Manchmal hatte sie auch das Gefühl es könne Wolff sein der dort lauerte. Gegenüber Cazzo erschien

er ihr als die angenehmere Alternative, obwohl sie sich darin nicht sicher war. Wenn sie sich umschaute, fühlte sie glitzernde Augen um sich, die sie aus dem grauen Wald anstarrten. Wie Raubtiere, die darauf lauerten, sie bei passender Gelegenheit anzuspringen. Zurück traute sie sich nicht mehr, denn dort lauerte die Gefahr. Immer schneller war sie gegangen, bis sie glaubte, den oder die Verfolger abgeschüttelt zu haben. Als wäre es ein gutes Versteck, hatte sie sich in die Grabkammer geflüchtet, statt ins Lager zurückzukehren.

Der Mond schimmert wieder in die Grabkammer und plötzlich hört sie Schritte, diesmal laut und klar und in der Kammeröffnung erscheint kein Unbekannter, sondern eine ihr vertraute Person. Aber ein „Gott-sei-Dank“ erfriert auf ihren Lippen. In seinen Augen glitzert die Begierde eines wilden paarungsbereiten Tieres. Schlimmer noch, es war der stierige Blick eines zu allem bereiten Sittlichkeitsverbrechers.

— „So ein Zufall, die Frauke!“, sagt er mit zittriger Macho-Stimme. „Du wolltest gerne mit mir alleine sein, nicht wahr? ... Sonst hättest du doch nicht extra noch gesagt, wohin du gingst?“

Sie will ihm sagen, dass er sie in Ruhe lassen soll, dass er weggehen soll, aber sie starrt Hilfe suchend auf den Eingang hinter ihm und bringt nur ein Räuspern heraus. Sie fühlt sich in der Falle und sucht dennoch panikartig nach einem Weg heraus.

New York, dort war sie noch nie gewesen. Hinter ihm erscheint plötzlich die Freiheitsstatue, in ihrer Hand trägt sie eine leuchtende Fackel. Aus ihre Krone winken Touristen. Solange sie nicht dort oben gewesen wäre, könnte ihr niemand etwas anhaben, solange konnte ihr nichts passieren. Sie sieht ihn langsam mit ausgebreiteten Armen auf sich zukommen, aber die kupferne Lady überholte ihn, nimmt Fraukes Platz ein. Sie fühlt, wie sie erstarrt. Eisern, er würde sie nicht verletzen können. Wenn sie wollte, könnte sie die Pforten schließen und niemand könnte mehr zur Krone aufsteigen. Er hebt ihr Kleid hoch, seine schweißnassen Finger gleiten über ihren Bauch, grün und kupfern.

— „Wusste ich doch, dass dir das gefällt! ... Immer so kalt tun und so geil sein!“, sagt er, während er ihren Schlüpfer nach unten reißt.

Die Niagara-Fälle, dort müsste sie unbedingt auch hin. Auf der Beobachtungsplattform, dort wo auch Marilyn Monroe gestanden hatte. Wie war das in dem Film? Die Hauptdarstellerin wollte ihren Mann herunterstürzen oder war es umgekehrt. Egal! Nein, verdammt, das war jetzt wichtig. Er sie oder sie ihn? Sie musste es wissen, aber wie sollte sie sich bei diesem Rauschen in ihren Ohren konzentrieren. Aber trotz dem Lärm des hinunterstürzende Wasser erinnert sie sich. Sie war es gewesen. Einen Moment war der Mann

unvorsichtig gewesen, lehnte sich ein wenig zu weit zurück und sie gab ihm einen Stoß. Sie war ihm zuvorgekommen.

Hoch oben am Rande des Abgrund steht sie. Die Fackel hält sie aus der meterhohen Gischt, die man schon von weitem flussaufwärts sehen kann, als Warnung, dass dort die Fälle sind. Das Wasser reißt und zerzt an ihrem Sockel und sie spürt, dass sie sich nicht mehr halten kann. Tief unten im Nebel des Auffangbeckens direkt unter ihr ein Mann auf dem steinigten rötlichen Grund. Sein Blick gierig und lüstern.

Das schäumende Wasser reißt sie in die Tiefe, aber ihrem eisernen Leib wird nichts geschehen, solange ihre Fackel nicht erlischt. Tiefe Stille dann ganz unten auf dem Grund des Eintauchbeckens. Die Augen des Mannes starren ins Leere. Erloschen. Ihre Augenlider presst sie zusammen.

Nach einer Ewigkeit eine Stimme, eine andere Stimme. Eine sanfte, leise, irgendwie verzweifelte Stimme. Sie ist nicht alleine dort unten.

— „Alles wird gut! Ich bin bei dir!“

— „Wo?“, fragt Frauke, die dabei gähmend nach Luft schnappt, während Cedrik ihr hilft sich vom Boden zu erheben. „Der steinerne Sockel ist unten im Wasser geblieben?“, stammelt sie mit geschlossenen Augen.

Cedrik zeigt auf die reglose Gestalt ohne Hose, die vor ihnen liegt. An seinem Kopf klafft eine blutende Wunde. Daneben ein blutiger Stein.

Frauke wischt sich wieder über die Augen und starrt dabei ungläubig auf Wolff, so als gehöre er nicht dorthin, als habe er sich aus ihrem Albtraum in die Realität gestohlen.

— „Was ist mit ihm ...“, fragte Frauke und als sie Cedriks ernste Mine sieht, spricht sie es aus, fragt, ob er tot sei.

Dann erkennt Frauke das Blut an dem Stein, den Cedrik in der Hand hält.

— „Hast du ihn damit ...?“, fragt sie ängstlich.

Irritiert legt Cedrik den Stein auf den Boden und schüttelt halbherzig verneinend den Kopf.

— „Der Mann in meinem ... Traum ... am Wasserfall ... weißt du ... er war direkt unter mir ... die Strömung war so stark ... sie riss mich einfach runter ... bin direkt wie ein Stein auf ihn gefallen, aber das kann doch nicht ...“

* * * * *

Wie auch beim letzten Mal war Frau Maurer-Küppers am telefonieren. Aber diesmal nicht ganz so vertieft, denn sie nickte ihm geschäftsmäßig freund-

lich zu, gestikulierend, dass er sich noch einen Moment gedulden solle. Dieses Mal hatte sich Cedrik, wie sie es erwartet, vorher einen Termin geben lassen und wartete geduldig bis sie ihr Telefongespräch beendet hatte. Noch während sie den Hörer auflegte, sagte sie ihm, dass er noch warten müsse, da Herr Baumeister ebenfalls ein Telefongespräch führe. Durch einen riesigen Rosenstrauch, den Sie auf dem Empfangstresen stehen hatte, beobachtete er, wie Sie geschäftig Papiere ordnete und immer wieder etwas in ihren Computer eintippte. Sie lächelte unaufhörlich. Hatte er sie schon jemals gesehen, ohne dass sie lächelte? Vielleicht war ihr Gesicht vor langer Zeit in dieser Mimik festgefroren, oder sie hatte es mit ihrer Schminke festbetoniert. Cedrik kannte keine Frau, die so intensiv und gleichzeitig so perfekt geschminkt war. Außerdem war sie immer mit Schmuck vollbehangen wie ein Weihnachtsbaum. Mit jeder ihrer Bewegungen intonierte sie mit ihrem Gehänge die Geräuschkulisse von Jingle-Bells. Ebenso wie ihr Äußeres staffierte sie auch ihre Sprache mit modischen Wendungen aus. Als Cedrik sie anrief, um einen Termin auszumachen, fragte sie zuerst, um welches Topic es denn ginge. Dann sagte sie, dass sie checken würde, wann der Boss ein freies Date habe. Während sie ihren Kalender — oder besser in ihrem Jargon „Timer“ — anschaute, murmelte sie vor sich hin, dass dies „nicht wirklich fun“ mache. Cedrik verstand, dass sie irgendetwas vergessen habe „upzudaten“, weil ihr Boss doch zu der Zeit in einem Workshop sei. Ein anderes „Date“ musste deshalb von ihr „gecanceled“ werden. Nun könne sie diese Lücke ja „recyclen“ für Cedriks Date. Freitagnachmittag nach dem Lunch kurz vor Beginn des Weekends, wie sie sagte. Es ginge ja bestimmt nicht so lange, hatte sie ihn fast drohend gefragt und Cedrik biss sich auf die Zunge um nicht zu sagen „just a quickie!“. Aber neben Denglish war für sie kein Modewort zu platt. In ihren E-Mails bittet sie darum Meeting-Rooms, deren Belegungspläne ihrer Kontrolle unterstehen, „möglichst zeitnah“ zu reservieren und meint damit „so früh wie möglich“. Wenn es dann Doppelbelegungen gibt, dann spricht sie davon, dass ein „zeitgleiches“ Meeting nicht möglich sei. Aber dass dies möglich ist, erlebt Cedrik bei jeder sogenannten Montagsbesprechung von Gumbrecht, jede dieser Abteilungsbesprechungen ist „zeitgleich“ zur Vorwoche. Obwohl nur für eine Stunde terminiert, beginnen sie um 14 Uhr und ziehen sich in qualvoller Monotonie scheinbar endlos hin, bis sie dann doch immer exakt um 16.45 Uhr enden. Wahrscheinlich würde Gumbrecht kein Ende finden, wenn er nicht einen weiteren Termin um 17 Uhr hätte.

Auch wenn sie so beschäftigt wirkte, bemerkte Cedrik, dass sie ihn immer wieder aus den Augenwinkeln beäugte. Cedrik beobachtete sie kontinuierlich, denn er hatte nichts anderes zu tun. So sei der Boss halt, sagte sie nach

einer Weile. Wenn er am „Phone“ sei, sei er kaum zu stoppen. Klaro, manchmal müsse sie ihn „canceln“, aber in diesem Fall sei das nicht möglich. Sie nannte ihm mit bedeutungsvollem Augenaufschlag und Kopfnicken einen Namen, so als müsse jeder ihn kennen und in Ehrfurcht versinken, aber Cedrik kannte ihn nicht.

Auch wenn der Macht ausstrahlende Prunk in Baumeisters Büro seine Wirkung auf Cedrik nicht ganz verfehlte, so war er dennoch weniger beeindruckend als beim ersten Mal. So schien der Teppichboden nicht ganz so flauschig und der Raum ein paar Golflöcher kleiner als er es in Erinnerung hatte aber dennoch groß genug für eine ausgedehnte Minigolfanlage. Sein Blick richtete sich unwillkürlich zuerst auf den riesigen antiken Mahagoni-Schreibtisch, hinter dem ein lederner Chefsessel stand, Modell „Chairman“ in grün gealterten Leder. Cedrik konnte sich vorstellen, dass ein moderner König einen solchen Sessel durchaus als Thron verwenden könnte. Ein Thron, den man auf seinen fünf Rollen durch den Audienzsaal fahren könnte. Ein Sessel mit einer weit hochragenden Rückenlehne, auf dem auch ein Hüne vollständig versinken würde. Bei einer Burgführung hatte Cedrik einmal erfahren, dass die Rückenlehne von Machthabern deshalb so hoch undholzverstärkt gewesen seien, dass niemand ihnen von hinten einen Dolch in den Rücken stoßen könnte. Auch wenn Baumeister sicherlich ebenso viele Feinde wie ein mittelalterlicher Lehnsherr hatte, dachte Cedrik, brauchte er sich davor nicht mehr zu fürchten, denn die Zeiten in denen man mit dem Dolch, eine Machtablösung initiierte waren vorbei. Aber Baumeisters Thron war leer. Cedrik schaute sich suchend umher, und wunderte sich, dass ihn Frau Maurer-Küppers scheinbar in ein leeres Büro gelassen hatte. Aber in diesem Moment kam Baumeister hinter einem Bücherregal hervor, von wo aus er Cedrik beobachtet hatte. Ein großes Regal, das wie in einer Bibliothek frei und damit beidseitig benutzbar in den Raum ragte. Das war also Baumeisters Versteck, dort hätte er sich auch bei seinem ersten unangemeldeten Besuch versteckt haben können, dachte Cedrik.

— „Ich grüße Sie, Herr Dumotel! Schön, dass sie zu mir gefunden haben!“, sagte Baumeister, während er ihm kurz aber überschwänglich die Hand schüttelte. „Ich habe Ihnen noch was zu lesen geholt. Ich hörte, dass auch Sie anderen gerne Lektüre verordnen! Aber nehmen Sie doch Platz ...“

Also hatte sich Wolff bei Baumeister ausgeheult, dachte Cedrik verärgert. Der kleine Baumeister versank in seinem Sessel. Entweder musste der Sessel riesig sein oder Baumeister ein Zwerg, dachte Cedrik. Schon als er vom Regal auf ihn zugekommen war, erschien er ihm pyknisch. Schmale Schultern und weiblich breite Hüften. Außerdem spannte sich der Knopf seiner

Jacke über einem Kugelbauch. Plötzlich fühlte sich Cedrik überlegen trotz allen Insignien der Macht in Baumeisters Büro. Dieses kleine Männchen mit den stechenden Augen unter fast wimperlosen Lidern, mit einem nahezu quadratischen Kopf, der fast halslos mit den schwächtigen Schultern verbunden schien, war ihm körperlich unterlegen. Baumeister musste Cedriks Verachtung gespürt haben, denn er schüttelte sich und vertiefte sich, wie als wolle er einen Blickkontakt vermeiden, in das vom Regal mitgebrachte Buch. Baumeister

Cedrik versuchte vergeblich den Titel des Buches zu erhaschen. Wenn Sie einen Kaffee oder etwas Süßes mögen, sagte er aufschauend mit einer einladenden Handbewegung in Richtung Thermoskanne, um die einige Tassen und ein Teller mit Keksen standen. Cedrik lehnte dankend ab, da er eben erst eine Tasse getrunken habe.

— „Also, zum Grund ihres Besuches ...“

— „Ich bin gekommen, um ...“

— „Ich weiß, ich weiß!“, unterbrach ihn Baumeister „Sie wollen mich aufklären, dass die Studie von Bellinger nichts taugt!“

Von einem doppelsinnigen Lachen Baumeisters inspiriert, stellte Cedrik seine Frage:

— „Sie halten auch nichts von der Studie und dem Algorithmus von Bellinger?“

— „Das habe ich nicht gesagt!“, sagte Baumeister grinsend und schob dabei das Buch zu seinem Gegenüber.

— „Lesen Sie dieses Buch und dann unterhalten wir uns wieder über den Fall Bellinger!“, sagte Baumeister zu dem verdutzt blickenden Cedrik.

Cedrik nahm das Buch und begann den Schutzumschlag zu überfliegen. Dort wurde ihm versichert, dass der Autor „Michael Pratt“ selber lange Jahre in der Entwicklung gearbeitet habe und über einen exzellenten betriebswirtschaftlichen Hintergrund verfüge. „Wolkenkuckucksheim“ sei ein Buch von jemand, der es besser wisse. Er wisse wovon er schreibe. Entwickler lebten in einer für die Firmen gefährlichen Realitätsferne. Wie Aristophanes Vögel Athen im Kot zu ersticken drohten, so lähmten die Entwickler die Firmen durch ihre Spielereien. Programme, die keinen Kundennutzen hätten und nur der Erbauung der Entwickler dienten.

— „Das ist auch ihre Sicht der Dinge?“, fragte Cedrik Baumeister, der mit unverhohlenem Interesse Cedriks Reaktion studierte.

— „Lesen Sie es erst einmal und dann reden wir weiter!“, sagte Baumeister.

Aber in Baumeisters Gesicht stand ein klares Ja geschrieben. Cedrik glaubte auch ein „Vor allem Entwickler wie Sie Herr Dumotel!“ in seiner

Gestik zu erkennen.

Baumeister begann nun in seinen Akten zu stöbern, so als betrachte er damit die Unterhaltung für beendet.

— „Ich wollte mich mit Ihnen über Dr. Wolff und die Bellinger-Studie unterhalten ...“, versuchte Cedrik dennoch auf den Grund seines Besuches zu sprechen zu kommen, obwohl er das Gefühl hatte gehen zu müssen.

— „Dr. Wolff hat mir ausgiebig Ihren Standpunkt geschildert. Ich verstehe ... zumindest ansatzweise Ihre Bedenken, aber ich kann Ihnen versichern, dass Bellinger weiß, wovon ...“

— „Also Wolff ist nicht mein Anwalt!“, sagte Cedrik und ärgerte sich sofort über die Wortwahl, denn er musste sich nicht verteidigen, „Also am besten kann ich wohl selbst meine Gedanken vertreten!“

— „Bitte!“, sagte Baumeister, wobei er ihm einladend zwei offene Hände entgegenstreckte.

— „Das ist Quatsch was Bellinger verzapft, egal was Wolff Ihnen erzählt hat. Man kann mathematisch beweisen, dass jede Lösung dieses Problems ein exponentielles Verhalten hat, und damit nicht von Computern praktikabel berechnet werden kann!“

— „Vor ein paar Tagen habe ich mich zu diesem Thema mit ein paar hochkarätigen Experten von Microsoft unterhalten. Die versicherten mir, dass man mit einem gewaltigen Sprung in der Hardwareentwicklung rechnen können und dann ...“

— „Microsoft macht Software! Was sollen die über Hardware ...“

— „und Hardware! ...“, entgegnet Baumeister „Die machen auch Hardware!“

— „Außerdem, das Problem hat überhaupt nichts mit Hardware zu tun!“

— „So? Womit denn sonst? Sie sagten doch, dass die jetzige Hardware zu langsam sei und ...“

— „Das ist mir neu! Wolff sagte vielleicht, dass ich dies gesagt hätte, aber ich habe nie ...“

— „Aber mit schneller Hardware kann man das Problem in den Griff bekommen!“

— „Blödsinn!“, schrie Cedrik beinahe und er sah, wie Baumeister zusammenzuckte, „Auch wenn die nächste Computergeneration 100 Mal so schnell wäre, ja 1000 Mal so schnell, ließe sich dieses Problem nicht für die Praxis realisieren. Bellinger hat keine Ahnung oder er ...“

— „Bellinger ist schließlich Professor!“, unterbrach ihn Baumeister.

— „Oh ja! Das beeindruckt auch unseren DOKTOOOOOR Wolff!“ und kurz darauf spöttelte Cedrik „Und wenn ein Doktor und ein Professor sagen, dass sich die Sonne um die Erde dreht, dann tut sie es!“

Auch wenn er noch nie viel von Baumeister gehalten hatte, so sank Cedriks Einschätzung seiner fachlichen Kompetenz nun ins Bodenlose. Geringschätzung oder mehr noch Verachtung war es, was er für Baumeister empfand. Baumeister startete einen Monolog oder besser ein Loblied auf die Leistungen von Professor Bellinger. Gleichzeitig begann er, wie in Reaktion auf Cedriks Verachtung, sich selbst zu loben. Cedrik bemühte sich um einen neutralen Gesichtsausdruck, versuchte sich abzulenken und betrachtete die Gemälde hinter Baumeisters Schreibtisch. Moderne Kunst. Im Büro hingen mehrere Gemälde desselben Künstlers. Ihre Firma betätigte sich immer wieder als Kunstmäzen, indem sie Künstler damit beauftragte, die Produkte und die Aufgabenfelder der Firma auf Leinwand, Fotos oder Skulpturen zu bannen. Aber den Bildern in Baumeisters Büro fehlte der Biss der Kunst, dachte Cedrik. Ein Stil, den Cedrik als Mischung zwischen russischen Revolutionsschwulst und einer naiven Adaption des Postimpressionismus à la Vincent van Gogh einstufte. Jedes Bild ein unkritisches Loblied auf den Auftraggeber. Auf einem Bild glänzte das Verwaltungsgebäude der Firma in kitschiger Sonnenaufgangsstimmung und auf einem anderen Bild sah man Arbeiter an modernen Produktionsanlagen in heroischen Posen, wie es einem Mao oder Stalin gefallen hätte. Cedrik stört am meisten, dass allen Bildern etwas laienhaftes anhaftete. So als habe es dem Künstler oder der Künstlerin an den handwerklichen Fähigkeiten gefehlt.

— „Dora Sarta!“, sagt Baumeister nach einer Weile und fügt dann hinzu, weil Cedrik ihn fragend anschaut: „Die Künstlerin, die heißt Dora Sarta. Nein, eigentlich heißt sie Dorothe Schneider, aber das eignet sich nicht als Künstlername ...“

— „Noch nie gehört!“, sagt Cedrik und im Prinzip wollte er sich den Namen auch nicht merken.

— „Ein Name, den Sie sich merken sollten!“, sagte Baumeister.

Er habe ihr im letzten Jahr zu einer Vernissage in ihrer Firma verholfen mit großem Presseempfang und so weiter. Baumeister putzte sich wortreich als Mäzen der Kunst heraus, obwohl Dora Sarta, alias Dorothe Schneider, die einzige Künstlerin war, die er gefördert hatte. So wie Cedrik später im Gespräch mit Kollegen und Kolleginnen erfuhr, lagen Baumeisters Interessen auch weniger in ihren Werken sondern an ihrer Person.

— „Manchmal muss man dem Glück junger Künstler ein wenig auf die Sprünge helfen!“, sagte Baumeister.

Baumeister schaute Cedrik an, als erwarte er dessen Bewunderung. Wenn Cedrik den Gerüchten trauen konnte und daran hatte er wenig Zweifel, dann hatte Baumeister vor allem seinem eigenen Glück, oder seinem eigenen Liebesglück auf die Sprünge geholfen. Er lernte sie auf einem Betriebs-

fest kennen, die Frau eines Meisters aus der Fertigung. Sie unterhielten sich blendend, er protzte mit seinen Leistungen als Entwicklungsleiter und dann war er, obwohl er noch nie ein Kunstmuseum von innen gesehen hatte, hingerissen von ihren Ansichten zur modernen Kunst. Während sie von ihren Ambitionen schwärmte, klebte er an ihren Lippen und immer wieder auch an ihrem Busen, Hüften und Beinen.

— „Tolle Bilder! Finden Sie nicht? ... Übrigens eine fantastische Persönlichkeit die Dora ...“, schwärmte Baumeister.

So wie Baumeister und Dora bei der Vernissage auftraten war klar, dass Baumeisters Hoffnungen an die „Kunst“ sich erfüllt hatten. Fast jeden Tag während die Ausstellung währte, war Dora bei ihren Bildern und zufälliger Weise auch Baumeister. Meistens sah man sie anschließend gemeinsam in Baumeisters Wagen wegfahren. Die Ausstellung hatte Dora nicht den gewünschten Erfolg gebracht. Außer den Bildern, die Baumeister großzügig im Namen und auf Rechnung der Firma kaufte, konnte sie kein Bild verkaufen. Was sie aber am meisten schmerzte war die Tatsache, dass es auch kein weiteres Interesse an ihrer Kunst von Galeristen oder den Medien gab. Ihrem Glück, was die Kunst betraf, hatte Baumeister nicht auf die Sprünge geholfen. Ihr Eheglück endete, als ihr Mann sie wegen Baumeister verließ. Auch Baumeisters Liebe zu ihr erkaltete kurz nach den wenigen Wochen, die die Ausstellung währte. Sie lebte alleine mit ihrem dreijährigen Kind in einer Zweizimmerwohnung, in der ihr Schlafzimmer sowohl als Atelier als auch als Kinderzimmer diente.

— „Also meine Meinung zur moderner Kunst ist wirklich irrelevant!“, entgegnete Cedrik „Mein Kompetenzfeld sind Algorithmen! Und ich sage Ihnen, was ...“

— „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch!“, litanierte Baumeister und fügte dann scharf hinzu „Sie sind verdammt hartnäckig!“

Cedrik schwieg und Baumeister sagte daraufhin, dass er das Thema nun für beendet halte und sagte noch zur Bekräftigung, dass die Arbeiten von Dr. Wolff und Prof. Bellinger sein vollstes Vertrauen genossen.

Cedrik schluckte irritiert und Baumeister fügte dann hinzu „So wie ich auch ihre Arbeit respektiere!“

Mit respektieren meinte Baumeister „tolerieren“ oder „dulden“. Sein Respektieren hatte nichts mit Respekt gemein. Mit einem Mal war ihm klar, dass Baumeister ihn nicht schätze.

Während sich sein Magen verkrampfte, hörte er Baumeister sagen, dass es der Firma mehr bringen würde, wenn er sich mehr mit seinen eigentlichen Aufgaben befasste.

— „Auch wenn andere dabei sind der Firma zu schaden?“

— „Also ich bitte Sie!“, entrüstete sich Baumeister „Jetzt gehen Sie wirklich zu weit!“

— „Weggeworfenes Geld! Die ganze Studie bei diesem Scharlatan! ... Aber jetzt wäre noch Zeit diesen Schwachsinn zu stoppen!“

— „Ob das Geld gut angelegt ist, lassen sie das doch bitte meine Sorge sein!“, sagte Baumeister.

Er begann demonstrativ in seinen Papieren zu kramen, so als müsse er jetzt weiterarbeiten. Dann fragte er wieder in gespielter Freundlichkeit, ob es noch einen weiteren Punkt gäbe, den er besprechen wolle.

— „Wir sind noch nicht fertig mit dem Thema ...“

— „Sehen Sie mal Herr ...“, Baumeister machte eine kurze Pause „Herr Cedrik. ...“

— „Dumotel!“, korrigierte ihn Cedrik.

— „Bitte?“

— „Dumotel heiße ich!“

— „Egal! ... Also Herr Dumotel. Meistens gibt es nun mal mehrere Ansichten. Im Geschäftlichen gibt es selten ein richtig oder falsch. Wichtig ist, dass man eine Sache konsequent anpackt ...“

— „Wir reden hier von einem Algorithmus und da gibt es sehr wohl richtig oder falsch oder besser ‘geht oder geht nicht’! ... Und das was Bellinger verzapft geht nicht! Auch nicht mit Konsequenz!“

— „Schön ich habe Ihre Meinung nun zur Kenntnis genommen!“

— „Das ist nicht meine MEINUNG. Hier geht es nicht um persönliche Meinungen. Die Unmöglichkeit dieses Problem algorithmisch praktikabel zu lösen ist eine beweisbare mathematische Tatsache!“

— „Vielen Dank für Ihre Meinung! Kann ich sonst noch etwas für Sie tun!“

— „Verdammt noch mal! Sie sollen nichts für mich tun, sondern für die Firma!“

— „Gilt natürlich im besonderen auch für Sie!“, sagte Baumeister offen drohend.

— „Ich glaube nicht, dass das in Frage steht!“

— „Wenn wir mal ihren Chef“, wobei Baumeister abschätzig grinste, „außer Acht lassen, dann sind wohl die meisten Leute in der Firma der Meinung, dass Sie sich mit Dingen beschäftigen, die der Firma nichts bringen. ... Algorithmische Spielereien und so ...“

— „Leute wie Dr. Wolff? ... Leute die nicht einmal wissen wie man das Wort Algorithmus schreibt sollten lieber schweigen!“

Damit meinte er natürlich vor allem auch Baumeister selbst. Aber er brauchte es nicht auszusprechen. Cedrik war sich sicher, dass seine Blicke,

seine Mimik und seine Gestik ebenso eindeutig waren! So wie er spürte, dass Baumeister ihn nicht ausstehen konnte, so musste auch der seine Antipathie spüren, immer schon gespürt haben. Zum Beispiel als er das Büro betrat und sich fragte, wie so ein Typ an eine solche Stelle gekommen sein konnte. In den wenigen Besprechungen, in denen sie gemeinsam gewesen sind, musste Baumeister gespürt haben, dass er ihn verachtete. So wie auch er immer, wenn er es auch verdrängt hatte, gefühlt hatte, dass ihn der Entwicklungsleiter ebenso verachtete. Sie konnten sich wechselseitig nicht riechen.

* * * * *

— „Da kannst du mal wieder sehen, was deine Tochter angestellt hat!“

So würde ihr Vater bestimmt zu ihrer Mutter sagen. Sie höre den Widerhall seiner Stimme im Kopf, so als wäre er bei ihnen und hätte es in diesem Augenblick verkündet, bemerkte Frauke zu Cedrik. Die beiden sitzen nur wenige hundert Meter von der etruskischen Grabstätte entfernt auf einem am Boden liegenden Baumstamm. „Deine Tochter“ wiederholte Frauke aufs Neue und verstellte dabei sogar ihre Stimme. Tief, dunkel und mit einer Menge Aggressivität und Verachtung drin. Cedrik drehte sich um, denn plötzlich hatte er das Gefühl als könnte Fraukes Vater hinter ihnen im Dunklen stehen. So musste es vielleicht auch bei den Teilnehmern an einer Séance sein, wenn das Medium plötzlich in tiefer und verzerrter Stimme einen längst Verstorbenen imitiert. Auch wenn Cedrik an nichts Übernatürliches, Gott eingeschlossen, glaubt, schaudert es ihn. Wie in einem Fiebertwahn kamen immer wieder Bruchstücke aus Fraukes Kindheit.

Besänftigend hatte Cedrik seinen Arm um die Schultern der wie ein Kind schluchzenden Frauke gelegt. Er drückt sie fest, wie als wolle er verhindern, dass sie weiter in ihre Kindheit entglitte. So als müsse er sie halten, damit sie nicht in einem Sumpf versinke, aus dem er sie nicht mehr herausziehen könne.

Im Vollmond glitzern Tränen, die ab und zu wie flüssige Perlen ihre Wangen herunterrollen.

Es hätte doch auch Cazzo gewesen sein können, hatte Cedrik gemutmaßt. Er sagte es nur, weil er sie beruhigen wollte. Auch wenn seine Argumente einer gewissen Plausibilität nicht entbehrten, kam ihm diese Theorie selbst zu gewagt vor. Cazzo, ein Deus ex machina, um den Geschehnissen ein Happyend zu verleihen. Er wollte Frauke einen potentiellen Täter bieten,

damit sie nicht mehr glaubte, dass sie es selbst gewesen sein könnte oder, was noch schlimmer war, dass sie Cedrik selbst verdächtigte. Frauke hatte doch gesagt, dass sie Cazzo gesehen habe, als sie das Lager verlassen hatte. Was, wenn er ihr gefolgt war? Cazzo habe gesehen, dass sie in der Kammer in Not war, dass Wolff sie angegriffen hatte. Dann habe Cazzo den Stein genommen, und auf Wolff eingeschlagen. Anschließend sei er weggerannt, sodass sie ihn hätte gar nicht bemerken können.

Aber Frauke spürte, dass Cedrik selbst nicht von dem überzeugt war, was er von sich gab.

— „Nein, ich habe diesen Cazzo nicht gesehen. Ich hatte nur Angst ihm zu begegnen!“, sagte Frauke und stellt plötzlich entsetzt fest: „Du hast den Stein mitgenommen!“

Cedrik hebt erstaunt seine Hand, in der er den blutverschmierten Stein hält, und schaut ihn irritiert an, so als habe er ihn auch erst in diesem Augenblick bemerkt.

— „Schmeiß ihn weg!“, sagt Frauke beinahe schreiend.

Cedrik holt aus, um den Stein wegzuworfen, hält dann aber kurz vor dem Abwurf inne.

— „Ich denke wir müssen den Stein zurückbringen. Schließlich war es Notwehr und da passt es nicht, wenn der Stein fehlt oder sonstwo gefunden wird! Wie würde das klingen, wenn ich sage, dass ich ihn in Ungedanken mitgenommen habe.“

— „Nein, nein!“, schreit Frauke beinahe, „Ich will nicht mehr an diesen schrecklichen Ort zurückkehren.“

Aber als Cedrik vorschlägt alleine zu gehen, und sie könne solange auf ihn warten, wehrt sie sich. Klammert sich an ihn. Er könne sie doch nicht alleine lassen in der Dunkelheit im Wald, nicht nach dem was passiert sei. Er solle noch etwas warten, dann ginge sie mit ihm zurück. Cedrik spürte, dass sie wieder in ihre Erinnerungen floh.

— „Jeden Abend hat meine Mama mit mir gebetet.“, sagte Frauke nach kurzer Zeit scheinbar wieder unvermittelt, so als gäbe es keinen Stein mit dem Wolff erschlagen worden war, „Ich lag im Bett, Bettdecke bis zur Nasenspitze, und sie saß auf der Bettkante. ‘Gottvater hilft allen, die er liebt’ sagte sie immer und ‘Gottvater liebt seine Kinder!’“, murmelt Frauke kaum hörbar und starrt dabei durch Cedrik hindurch. „Aber kann ich überhaupt sein Kind sein?“

Auch wenn alles mehr wie ein Selbstgespräch wirkt, hat sie doch auch Cedrik im Fokus.

— „Wo war er eben?“, fragt sie empört, während ihre Blicke suchend umherstreifen.

— „Immerhin ist dir nichts passiert!“, sagt Cedrik und korrigierte sich sofort, „zumindest nichts, was sich nicht heilen ließe!“

‘Himmlicher Vater’ sagte ihre Mutter auch öfters, aber der himmlische und der irdische waren in der Realität für sie meistens das gleiche. Wenn sie einen Vater brauchte, waren beide nicht da. Ihr irdischer Vater war dann ebenso wenig sichtbar, hörbar oder fühlbar wie der gütige alte Mann mit dem weißen Vollbart im Himmel, um den in ihrer Vorstellung die goldenen Engel schwirrten. Ihr Vater war meistens weg - zumindest kam es ihr in ihrer Erinnerung so vor. Im Auftrag der Firma jettete er um die Welt. Später im Chemieunterricht, den sie eigentlich gehasst hatte, lernte sie dann die Theorie über ihren Vater. Wie ein Elektron war er, und sie und ihre Mutter der Atomkern. Er umkreiste sie nicht brav, wie im bohrschen Atommodell. Die Elektronen hielten sich in Orbitalen auf, wulstige Ringe, symmetrische Hanteln oder rosettenförmig. Heisenbergs Unschärferelation galt auch für ihren Vater, und es gab zu keinem Zeitpunkt einen exakt zu bestimmenden Aufenthaltsort ihres Vaters. Sie lernte, dass die Aufenthaltswahrscheinlichkeit der Elektronen zwar mit dem Abstand vom Atomkern asymptotisch gegen Null geht, aber sich dennoch bis ins Unendliche erstreckt.

So war es auch mit ihrem Vater. So empfand sie es, schon als kleines Kind, schon lange bevor sie Chemie in der Schule hatte. Auch wenn ihr Vater gerade in Taiwan, London oder Sacramento weilen mochte, konnte er auch gleichzeitig bei ihr sein, wenn sie nur fest genug daran glaubte. Wenn sie fest ihre Augen vor dem Einschlafen schloss, konzentrierte sie sich darauf den imaginären Lufthauch seines Atems zu spüren, wenn er sich über sie beugte, um ihr einen Gutenachtkuss zu geben.

Meist schaute sie vor dem Einschlafen noch auf die Postkarte von Sacramento, dort wo die Zentrale der Firma war, bei der ihr Vater angestellt war. Sie liebte die Bäume mit den kleinen roten Blüten. Kamelienbäume waren es, die das mächtige Repräsentationsgebäude umrankten. Das State Capitol Building hielt sie lange Zeit für den Ort, an dem ihr Vater arbeitete und wohnte, wenn er in Kalifornien weilte. Manchmal halb Ernst halb Spiel fixierte sie die Postkarte, starrte in die Fenster und hoffte ihren Vater winken zu sehen. Sie brauchte die Postkarte nicht von der Wand zu nehmen um den Text zu lesen, denn sie kannte ihn auswendig. „Sacramento hat mehr Bäume pro Einwohner als jede andere Stadt, mehr als Paris!“ und schräg am Rand stand „Wish you were here!“ Warum er nicht einfach „Es wäre schön, wenn ihr auch hier wärt“ geschrieben habe, wollte Frauke damals wissen, als ihre Mutter ihr den Spruch übersetzt hatte.

„Sind wir wirklich alle Gottes Kinder?“ wollte Frauke als Kleinkind immer wieder von ihrer Mutter bestätigt haben, wenn sie sagte, dass Gottvater

alle seine Kinder liebe. Denn für sie war es klar, man musste ein Kind von Gottvater sein, um von ihm geliebt und damit auch beachtet und geschützt zu werden.

Ein paar Jahre später glaubte sie zu verstehen, dass dies auch bei irdischen Vätern nicht anders war. Sie ging in die erste oder ihre zweite Klasse, als sie ihre Mutter fragte:

— „Liebt auch ein Vater, der nicht der Vater ist, sein Kind?“

Frauke spürte, dass ihre Mutter bei ihrer Frage zusammenzuckte und dass sie verlegen war und um eine Antwort rang.

Eigentlich hoffte Frauke darauf, dass ihre Mutter sagen würde, aber natürlich doch, was denkst denn du. Vor allen Dingen hoffte sie, dass sie ihr bestätigen würde, dass ihr Vater sie liebte, aber ihre Mutter antwortete nur mit einer Gegenfrage.

— „Was ist denn das für eine komische Frage?“

Frauke lag auf dem Sofa im Wohnzimmer. Neben ihr eine Tasse Tee, viele Taschentücher und ein Fiebermesser. Zwei Tage lang war sie schon aus der Schule wegen hohem Fieber zu Hause geblieben. Sie konnte sehen, wie ihre Mutter zusammenzuckte. Dann fühlte ihre Mutter ihre Stirne, so als habe sie das Gefühl, dass das Fieber wieder angestiegen sei.

Tagelang hatte die Frage ebenso wie das Fieber in Frauke gebrodelt, aber sie wusste nicht, wie sie es formulieren sollte. Tief in der Nacht wurde die Frage geboren. Als ihre Eltern nach einem Theaterbesuch spät nach Hause kamen. Wie so häufig redeten sie relativ laut, weil wie immer davon ausgingen, dass Frauke nicht wach würde, also auch nicht zuhören könnte.

Das sei doch lächerlich, hört sie ihre Mutter. Er habe doch selbst gesagt, dass der Urologe gesagt habe, dass er nicht wisse, seit wann er unfruchtbar sei.

— „Falsch! Mit größter Wahrscheinlichkeit bin ich schon seit meiner frühen Jugend unfruchtbar. Möglicherweise nach der Mumps. Das hat er gesagt. Er hat lediglich eingeschränkt, dass er sich nicht hundert Prozent sicher sein könnte ...“

— „Eben! Wieso nimmst du dir das Recht so verdammt sicher zu sein. Warum gehst du nicht einfach davon aus, dass es erst vor ein paar Monaten oder ein paar Jahren, zum Beispiel bei der schweren Virusgrippe ... also nach der Zeugung unserer Tochter passiert ist ...“

— „Das hält der Doktor aber nicht für sehr wahrscheinlich.“

— „... und da bezichtigst du mich — mir nichts dir nichts, — dass ich dir untreu war. Habe ich dir jemals dazu einen Grund gegeben?“

Langes Schweigen und Frauke konnte von ihrem Zimmer aus nicht sehen, ob er ihr in seiner Gestik zustimmte oder ihr widersprach. Aber dann

wiederholte ihre Mutter die Frage, dringlicher, flehender, so als habe er ihr mit seinem Schweigen widersprochen.

— „Möglichkeiten hättest du jedenfalls genug gehabt. Ich irgendwo in der Welt und du alleine zu Hause! Da hast du es ja einfach gehabt!“, sagte ihr Vater.

— „Einfach? Oh ja!“, schrie sie plötzlich, „alleine mit einem plärrenden Baby, alleine mit einem Kleinkind. Niemand der mir hilft. Während du dich irgendwo vergnügst ...“

— „Das ist meine Arbeit! Und du lebst ja schließlich nicht schlecht davon! ... Außerdem reden wir doch von der Zeit vor der Geburt von Frauke. Da hättest du doch können ...“

Schon vor dieser Nacht hatte ihr Vater sie immer bei ihrer Mutter mit „deine Tochter“ bezeichnet, wenn er sich über sie ärgerte. Aber dann war immer klar, dass die Formulierung nicht richtig ernst gemeint war, nur mit der Missstimmung zu tun hatte. Ihre Mutter entgegnete dann immer stereotyp „Sie ist auch genauso deine Tochter!“. Aber vor dieser Nacht nie gab es einen Zweifel, dass es sich um einen Scherz handelte.

Aber nach diesem Streit titulierte er sie öfters als „deine Tochter“ und auch dann, wenn er sich nicht über Frauke ärgerte. Was Frauke am meisten schmerzte, ihre Mutter widersprach ihm nicht mehr. Sie betonte nicht mehr, dass es auch seine Tochter sei.

Von dieser Nacht an, hatte Frauke das Gefühl, dass sie seine Vaterliebe verloren hätte. Auch wenn sie nicht wusste warum, so hatte sie von da ab das Gefühl, dass alles ihre Schuld war. Wenn sie nicht da wäre, hätten sie doch nicht diesen Streit gehabt. Sie war nicht brav genug gewesen, auch wenn sie immer als ein außerordentlich liebes Kind gegolten hatte. Wenn sie sich nun nichts mehr zu Schulden kommen ließe, würde sie die Liebe ihres Vaters zurückgewinnen. Sie könnte so wieder seine Tochter werden. Ihr Ehrgeiz in der Schule war plötzlich unübertrefflich. Die Lehrerinnen und Lehrer waren voll des Lobes, aber ihr Vater war nie da, um es selbst zu hören. Aus dem Munde ihrer Mutter zählte für Frauke nicht.

* * * * *

Schweigend hatten sie sich der Grabkammer wieder genähert. Im Innern der Anlage trauten sie sich kaum mehr zu atmen und versuchen jegliche Geräusche zu vermeiden, so als lauere dort ein Mörder. Cedrik ging vorne weg und hielt Fraukes Hand.

Vorsichtig lugte Cedrik in die Kammer, in der Wolff lag. Er zuckte erschrocken zurück, als habe er ein Gespenst gesehen. Frauke erstarrte und wagte nicht zu fragen, was ihn so in Panik versetzt hatte. Die Kammer sei leer, raunte Cedrik ihr dann ins Ohr. Keine Spur von Wolff. Das könne doch nicht sein, flüsterte Frauke zitternd. Er sei doch tot gewesen. Sie müssten sich wohl geirrt haben, sagte Cedrik. Das hieße, dass er noch lebte und wohl keine Hilfe brauchte. Oder jemand habe ihm geholfen. Vielleicht habe man ihn in ein Krankenhaus gebracht.

— „Wer?“

— „Frage ich mich auch!“, sagte Cedrik.

Er kniete auf dem Boden, an der Stelle, an der zuvor Wolffs Kopf gelegen hatte. Mit seiner Hand wischte er auf dem Boden herum.

— „Wahnsinn. Da ist kein Blut mehr zu sehen. Und der ganze Boden sieht aus, als habe man ihn gründlich gereinigt. Warum sollte er das getan haben? Wenn ihm jemand geholfen haben sollte, hätten die auch keine Zeit damit verbracht, den Boden zu reinigen. Den Boden reinigen würde doch nur jemand, der will, dass es keine Spuren gibt.“, sagte Cedrik.

— „Vielleicht ist nie etwas passiert?“, sagte Frauke, „Für mich war es die ganze Zeit sowieso wie ein Traum ... ein Albtraum. ... Lass uns hier rausgehen. Mir ist es unheimlich!“

* * * * *

Als wäre es nicht um Wolff und Bellinger gegangen, hallte immer nur Baumeisters „manchmal muss man dem Glück junger Künstler ein wenig auf die Sprünge helfen.“ Doras Karriere hatte mit der Vernissage und der Ausstellung in ihrer Firma keinen großen Sprung gemacht, vielleicht einen winzigen. Danach steht sie immer noch auf der gleichen Sprosse der Karriereleiter wie vorher. Ein dünnes sprödes Querholz, ganz unten an der Leiter. Fragt man sie, was sie beruflich mache, sagt sie meist nur, dass sie in einem Laden für Künstlerbedarf arbeite. Interessant, kommentieren dann viele und manche fragen sie dann, ob man denn da nicht auch Lust habe selbst künstlerisch tätig zu werden? Doch, sage sie dann und fügt errötend hinzu, dass sie auch selbst male. Wahrscheinlich war auch Baumeister klar gewesen, dass es nicht so einfach ist, einer Künstlerin, der es an Originalität und auch an technischem Können mangelt „auf die Sprünge zu helfen“. Aber darum war es ihm ja wahrscheinlich auch gar nicht gegangen, dachte Cedrik bitter. Baumeister war es nur um einen Sprung gegangen, den schnellen zu ihr

ins Bett. Auch wenn Cedrik die Künstlerin noch nicht einmal kannte und es nicht wahrhaben wollte, fühlte er Eifersucht. Auch wenn er sonst kaum etwas, was Baumeister sagt, ungeprüft glaubt, schloss er sich nun entgegen seinem eigenen ersten Eindruck dessen Urteil an, was die Künstlerin betraf. Baumeisters Lob und seine eigene Fantasie machten aus Dora, also einer Frau, die er nie gesehen hatte, ein Objekt der Begierde. Eine, die er selbst begehrte und nicht mit einem Typ wie Baumeister teilen wollte. Mehr noch als Eifersucht fühlte er eine Wut gegen Baumeister, oder war es nur eine Ausprägung der Eifersucht. Sie war nur mit ihm intim geworden, da war sich Cedrik sicher, weil Baumeister Macht verkörperte. Was sonst konnte sie an diesem Typen Anziehendes gefunden haben. Die Verlockung der Macht, Sex-Appeal eines Erfolgsmenschen. Oder sie stand auf kaum 1,60 messende Zwerge, dachte Cedrik. Noch dazu ein fatter Zwerg mit Doppelkinn. Um den Kugelbauch zu verbergen da halfen auch keine teuren Anzüge. Aber im Vergleich zu seinen inneren Werten, war er körperlich sogar ein vollschlanker Riese. Sein Geist war das Abscheulichste das Hässlichste an ihm. Sie hatte sich mit ihm eingelassen, weil sie glaubte dass er ihr weiterhelfen könne, weil er die geeigneten Beziehungen habe. Ganz falsch war ihr Kalkül nicht gewesen, denn immerhin hatte sie ja ein halbes Dutzend Bilder an ihre Firma verkaufen können, dachte Cedrik.

Dann erkannte Cedrik, dass er eigentlich nicht auf Dora eifersüchtig war. Seine Eifersucht richte sich nur gegen Baumeisters Stellung. Es war Neid, auch wenn er die Stelle selbst nicht begehrte, gar nicht machen wollte, selbst wenn man ihm die Position anböte. Cedrik fragte sich, wer wohl Baumeister auf die Sprünge geholfen haben konnte, dass er in diese verantwortungsvolle Position gekommen war. Sex konnte ihm nicht geholfen haben. Zum einen gab es kaum Frauen in Führungspositionen und wenn es sie geben würde, welche Frau wollte schon unbedingt mal mit einem Zwerg ohne Charme ein Abenteuer suchen.

Cedrik rollte mit seinem Schreibtischstuhl in seinem Büro zum Regal, um sich den Artikel von Jan Gromski zu holen. Die Rollen seiner Rosinante verhedderten sich in den gegen die Firmennorm quer über den Boden laufenden Kabeln. Nein, er war und wollte kein Don Quijote sein, wehrte sich Cedrik. Der Ritter von der traurigen Gestalt war ein realitätsferner Verrückter, der gegen Windmühlen kämpfte. Ganz im Gegenteil Cedrik glaubte, dass er die Realität klarer als andere sehe, vor allem als Baumeister oder Wolff. Aber war sich darin nicht auch Don Quixote de la Mancha sicher? Cedrik fand, dass es schwierig war seine Selbstsicherheit zu behalten, wenn alle um ihn herum anderer Meinung waren. Aber hier ging es nicht um einen demokratischen Prozess. Mathematische Dinge sind entweder wahr

oder falsch, oder man weiß nicht, ob eine Aussage wahr oder falsch ist. So wie lange Zeit die Brownsche-Vermutung. Tashinen hatte dann gezeigt, dass sie stimmte. Daran konnte auch kein Bellinger, kein Baumeister und kein Wolff rütteln. Nein, er war kein Windmühlenkämpfer, aber sein Kampf war so aussichtslos wie gegen Windmühlen. Die Firma würde einen großen Fehler machen, der sie bereits viel Geld gekostet hatte, und noch weitaus mehr kosten würde. Ganz zu schweigen, dass man durch diese Entwicklung andere wichtige Projekte vernachlässigen würde. Aber die Firma war ihm nach dem Gespräch mit Baumeister nicht mehr so wichtig. Cedrik wusste nun, dass Baumeister und viele andere glaubten, dass seine Arbeiten der Firma nichts brachten. Es erschütterte ihn, dass anscheinend nur Gumbrecht hinter ihm stand.

Nein, er hatte seine eigene Position nicht dadurch in Gefahr gebracht, dass er zum Entwicklungsleiter gegangen war und vehement seine Meinung vertreten hatte. Baumeisters Antipathie hatte schon vorher bestanden. Einen großen Vorteil hatte die Sache sogar, denn er wusste nun glasklar, auf welchem dünnem Boden er in der Firma stand. Er genoss lediglich den Schutz eines Chefs, der selbst kurz vor dem Abschied stand.

„Jeder ist seines Glückes Schmied“ liest Cedrik auf dem aktuellen Blatt seines Themenkalender auf seinem Schreibtisch. Ein dummer Spruch, dachte er. Was nützte es, wenn die Ergebnisse der eigenen Schmiedkunst nicht geachtet werden. Wenn Leute zu blöde sind, ihren Nutzen zu erkennen. Aber was hatte Baumeister so hoch gebracht? Baumeisters Schmiedkunst konnte dazu sicherlich nicht ausgereicht haben. Fast zwangsläufig fiel ihm das sogenannte Peter-Prinzip ein. Nach der Hierarchiologie dieser Theorie wird jeder solange befördert bis er die Stufe seiner Unfähigkeit erreicht hat. Zur Untermauerung dieser These fallen Cedrik viele Beispiele ein, aber bei Baumeister trifft es garantiert nicht zu, denn Baumeister hatte mehrere Stufen seiner Unfähigkeit übersprungen. Man hatte ihn sofort vom Gruppenleiter mit einer Personalverantwortung für drei oder vier Leute direkt zum Entwicklungsleiter befördert. Die Abteilungsleiter- und die Hauptabteilungsleiterposition hatte er übersprungen. Dabei hatte er als Gruppenleiter — hierin war sich Cedrik sicher — bereits nach dem Peter-Prinzip alle Kriterien für seine Endstufe bestens erfüllt. Nein, korrigierte sich Cedrik, als Entwickler war er bereits in hohem Maße inkompetent gewesen. Cedrik rechtfertigte sich vor sich selbst gegen einen potentiellen Vorwurf, dass seine Aversion gegen Baumeister nur von Neid geprägt sei. Nein, Cedrik wollte nicht Baumeisters Position, auch wenn er mit seiner eigenen nicht richtig zufrieden war. Er wollte keine, wie es im Firmenjargon immer heißt „Verantwortung übernehmen“, jedenfalls nicht im Sinne der Firma. Unter

Verantwortung übernehmen verstand man nur Personalverantwortung. Was Cedrik sich wünschte war, dass man ihm die volle Verantwortung für seine Arbeit überließ, dass ihm keine Verantwortungs-Übernehmer ohne Sachverstand, so wie Baumeister, unsinnige Vorgaben machen konnten. Außerdem konnte es ihm doch nicht egal sein, dass er mit ansehen musste, wie einer wie Baumeister der Firma schadete, wie er als Entwicklungsleiter wichtige Entwicklungen bremste und stoppte und stattdessen Irrwege und Sackgasen betrat.

„Jeder ist seines Glückes Schmied“ suggeriert, dass der Erfolg im Leben eines Menschen schmiedbar, also planbar ist, dass es nur eine Frage des persönlichen Einsatzes ist. Alles wird also gut, wenn man nur kräftig beziehungsweise heiß genug schmiedet. Aber keine Hitze ohne Feuer und für das Für Feuer braucht man Kohle. Kohle gleich Geld! Kommt die Gleichsetzung vom Schmieden, fragt sich Cedrik? Kohle als Symbol für Energie und Wärme. Grundvoraussetzung für ein angenehmes, ja für das Leben. Die einen werden schon mit reichhaltig Kohle geboren, dachte Cedrik. Deren Schmiede steht schon mit feinstem Werkzeug und Maschinen bei der Geburt bereit. Kaum Chancen für die Kohlelosen. Ohne Glück nützt ihnen der größte Fleiß nicht, um zu einer Schmiede zu kommen. Glück mit Chancen wie im Lotto. Aber steckt diese Erkenntnis nicht auch im Sprichwort? Statt Glück könnte es doch einfach ansonsten auch „Jeder ist seines Lebens Schmied“ oder „Jeder ist seines Erfolges Schmied“ im Sprichwort heißen. „Faber est suae quisque fortunae“ hieß es schon vor fast 2300 Jahren. Faber als der Macher des Glücks, der Architekt Fortunae, eigentlich noch schöner als der Schmied in diesem Zusammenhang. Ein Ausspruch von Appianus Claudius Caecus, ein Macher aus dem alten Rom. Er erbaute die nach ihm benannte Trinkwasserleitung das Aquädukt „Aqua Appia“. Verdammt, korrigierte sich Cedrik, so eine Scheißformulierung. Er erbaute sie nicht, von ihm stammten bestenfalls die Pläne. Wenn diese nicht auch von irgendwelchen Assistenten entworfen worden waren. Warum sollte es damals im alten Rom anders gewesen sein als in ihrer Firma. Im Auftrag von Gumbrecht schreibt er ein Programm und anschließend heißt es: Gumbrecht hat das Problem gelöst. Oder wenn das Programm bedeutend genug ist, präsentiert Baumeister die Lösung persönlich dem Management. Männer, denn oberhalb der Abteilungsleiterposition gibt es in ihrer Firma keine Frauen mehr. Baumeister präsentiert die Lösung Männern, die nicht merken, dass er keinen blassen Dunst hat, wovon er redet. Männer, die bunte Bildschirm-Präsentationen für Problemlösungen oder sogar für fertige Algorithmen halten. Männer, die anschließend beeindruckt von Baumeisters Arbeit sind. Männer, die sich dann selbst auf die Schultern klopfen, dass

sie einen so tollen Mann wie Baumeister zum Entwicklungsleiter gemacht haben. Männer, deren Füße abends, wenn sie aus ihren schwarzen Lackschuhen befreit werden ebenso stinken, wie die der anderen Firmenmitarbeiter. Männer mit dicken Bäuchen oder hagere Gestalten. Zu klein geratene Männer oder Hünnen, deren IQ deutlich unter seinem liegt, dachte Cedrik. Niemand von ihnen konnte auch nur dreimal schneller laufen, dreimal höher springen oder dreimal schneller lesen und rechnen als der Durchschnitt. Aber dennoch verdienen solche Leute, dachte Cedrik, zehnmals, hundertmal, ja bis zu millionenmal so viel wie andere Leute.

Wenn er etwas leistete, dachte Cedrik, dann war dies nie Gumbrechts oder Baumeisters Verdienst, dachte Cedrik. Ganz im Gegenteil, ihr Beitrag an seinen Arbeiten bestand darin, dass sie ihn mit unausgegorenen Ideen von seinen eigenen innovativen Ideen abzubringen versuchten. Meistens arbeitete er sogar gegen die Vorgaben und Anordnungen seiner Vorgesetzten. Quasi illegal, oft auch zu Hause. Dann wenn alle von dem tollen neuen Algorithmus, den er offiziell nicht schreiben durfte, überzeugt sind, ist Gumbrecht wieder der Macher.

Appius war wohl auch nichts anderes gewesen als ein Gumbrecht oder Baumeister. Ein geistiger Parasit, der von der Arbeit anderer lebte. Nicht Appius sondern andere längst vergessene Ingenieure hatten, so dachte Cedrik, die Via Appia erbaut. Aber letztendlich war das nicht wichtig für die Touristen, die heute in echter oder angestrebter Ehrfurcht über die verbliebenen Steine schlendern. Es war auch nie wichtig gewesen für die römischen Legionen und die Heerscharen der Kaufleute, die jahrhundertlang über diese Straße marschierten.

Plötzlich war Cedrik klar, dass seine Wut mehr war, als der Hass gegen Baumeister. Er hasste es, dass Leute soviel Macht über ihn hatten und dass man ihm noch nicht einmal die Anerkennung und das Lob für seine Arbeiten ließ. Nur im Fehlerfall, dann blieb er der Urheber. Mann machte ihn dann zum schwarzen Schaf, egal ob er den Fehler zu verantworten hatte oder nicht. Auch wenn er zum Beispiel genau das gemacht hatte, was Gumbrecht oder irgendwelche Projektleiter von ihm verlangten. Aber selbst ob etwas ein Fehler war oder nicht, war häufig fraglich und lag in der Entscheidungsgewalt von Leuten wie Baumeister. Cedrik hasste es, dass Leute mit so geringem Sachverstand, darüber entscheiden durften, was richtig und falsch ist, und, was er tun und lassen durfte. Er bezweifelte nicht, dass Entscheidungen getroffen werden mussten und dass es Führungspositionen geben musste. Aber es gab zu viele Chefs in zu vielen Hierarchiestufen in ihrer Firma. Jede zusätzliche Stufe diente der weiteren Entmündigung der Untergebenen. Ein guter Chef ist nur, wer von seiner Macht nur dann Gebrauch

macht, wenn es unbedingt nötig ist. Einer der immer so viel Verantwortung wie nur irgendwie möglich bei seinen Mitarbeitern lässt. Seine eigene Ohnmacht quälte ihn. Er musste entweder mitspielen oder auf seinen Job verzichten. Aber anderswo wäre es nicht besser, dort wären andere Meister, auch ohne Bau.

* * * * *

Immer langsamer wurden Frauke und Cedrik je näher sie dem Lagerplatz kamen, so als wollten sie ihre Ankunft auf ewig hinauszögern. Dennoch ging es kontinuierlich weiter, was für Cedrik das gleiche Beharrungsvermögen war, — auch wenn es diesmal nicht so viel mit körperlicher Erschöpfung zu tun hatte — dass ihn bei seinem schon eine Weile zurückliegenden Marathonlauf hatte weiterlaufen lassen, obwohl seine Füße sich nach der Hälfte der Strecke anfühlten, als hätte er Nagelkissen unter seinen Füßen, als liefe er bereits auf den Knochen, so als wäre alle Haut und das ganze Fleisch weggeplatzt. Wie ausgetrocknet hatte er sich in der sengenden Sommersonne gefühlt. Aber er war weitergelaufen Schritt für Schritt, Meter für Meter. Nur noch drei, zwei und einen Kilometer und die Hälfte der Strecke wäre um, hatte er sich damals gesagt. Schließlich als er fast dreißig Kilometer zurückgelegt hatte, glaubte er keine Füße und keine Beine mehr zu haben, irgendetwas unter seinen Hüften bewegte sich automatisch, rücksichtslos und perfekt. Nach dreiviertel der Strecke hatte er das Gefühl, dass er nicht mehr aufhören könnte, auch wenn er es wollte.

Seine Freunde bewunderten ihn, sagten, dass er einen eisernen Willen haben müsse. Aber er, als naturwissenschaftlicher Mensch, bezeichnete es als Naturgesetz, analog dem, was der Physiker als Trägheit der Masse bezeichnet, also das Bestreben eines Körpers seinen Bewegungszustand nicht zu verändern, es sei denn, dass ihr die entsprechende Gegenkraft zugeführt wird. Definiert man ein paar Größen um, gilt es auch für den menschlichen Willen. In der Psyche ist es das Beharren, einem einmal gefassten Entschluss treu zu bleiben. Allerdings ist die Trägheit des Willens anders als ihr Äquivalent in der Mechanik masselos. Die Masse, die bestimmt, wie stark die entgegenwirkende Kraft sein muss, könnte man in der Psyche durch eine Kombination von Begeisterungsfähigkeit, Angstpotential und Flexibilität des Denkens bestimmen. In Cedriks und Fraukes Fall gab es keine Gegenkraft. Sie hatten keine Alternative zur Rückkehr ins Lager, auch wenn sie sich beide davor fürchteten. Sie erwarteten Wolff dort und fürchteten sich

vor der Konfrontation. Wie mechanisch bewegten sie sich weiter auf das Zeltlager zu. Wie die Flügel einer Windmühle vom Wind unermüdlich gedreht werden, so hielt ihre Beine der Angst und der Schock in Bewegung.

Als sie sich dem Lager näherten und im Feuerschein zu erkennen versuchten, ob sich Wolff unter den Anwesenden befinde, erschrakten sie, als vor ihnen plötzlich eine Gestalt auftauchte. Er war von der Seite her auf den Pfad gesprungen oder besser getorkelt. Seine wulstigen Finger fummelten in einer Art an den Knöpfen seines Hosenschlitzes, dass man nur schwerlich erkennen konnten, dass er sie zu schließen versuchte. Aber seine mangelnde Geschicklichkeit resultierte in erster Linie von dem vielen Bier, dass er getrunken hatte und nicht von seinen dicken Fingern. Willach lachte befriedigt mit einem Gesichtsausdruck, den Betrunkene mit Geistesschwachen gemeinsam haben über den gelungenen Effekt seines plötzlichen Auftritts.

— „Das hätte ich nicht gedacht, dass ihr euch zurücktraut . . .“, begrüßte sie Lutz Willach, und sie konnten es auch seinem Sprachfluss anhören, dass er viel getrunken hatte.

Frauke wurde blass und Cedrik starrte Willach fassungslos an. Sie fühlten sich entlarvt, aber Willachs Fröhlichkeit passte nicht zum scheinbaren Ernst seiner Feststellung. Cedrik bewegte seine Lippen, so als wollte er sprechen.

— „Ich dachte, dass ihr euch verdrückt hättet!“, stellte Willach fest und dann hatte wohl Willach das Gefühl, dass die beiden zu lange schwiegen und zu ernst schauten. „Ihr schaut ja, als kämt ihr von einer Beerdigung!“

— „Wieso hätten wir uns verdrücken sollen?“, fragte nun Cedrik und bemühte sich ein verkrampft Lachen hervorzuzaubern, um zu verbergen, dass er sich vor der Antwort fürchtete.

Cedrik sprach leise, so leise, dass Willach ihn kaum verstehen konnte. Wie die Stimme eines Kriminellen, der sich überführt fühlt, aber dennoch seine ihm sinnlos erscheinenden Verteidigung fortführt. Frauke starrte auf den Boden. Einzig Willachs gute Laune passte nicht ins Bild. Wie konnte er so fröhlich sein, wenn er wusste, was passiert war.

— „Wegen dem Feuerlaufen meine ich natürlich!“

Cedrik und Frauke atmeten vor Erleichterung tief durch und bemerkten, dass sie das komplett vergessen hätten. Worauf sie Willach verdutzt anschaute. Wie man so etwas vergessen könne, wunderte sich Willach laut. Burbaki mache sich fast in die Hosen vor Angst, und sie hätten es vergessen.

— „Dem Feuerlaufen . . .“, wiederholte Cedrik und wenn Willach nicht so betrunken gewesen wäre, hätte er sich über Cedriks Erleichterung gewundert und gespürt wieviel Kraft diese Bemerkung Cedrik kostete, „... da freuen wir uns doch schon die ganze Zeit drauf . . . nicht wahr Frauke? ...“

Aber Frauke starrte Cedrik nur schweigend und fassungslos an.

— „Wo habt ihr eigentlich Winfried gelassen?“, fragte Lutz Willach sie nach ein paar Augenblicken des Schweigens unvermittelt.

— „Wo sollen wir ihn gelassen haben?“, stellte Cedrik unwillkürlich eine Gegenfrage.

— „Ich dachte nur, dass er bei euch ...“, Lutz stutzte, als er Frauke anschaute und fragte sie dann mitleidsvoll „Is’ was mit dir?“

— „Sie hat ein wenig zu viel getrunken ...!“

Willachs Gesichtsausdruck wechselte von Mitleid auf Schadenfreude und er beteuerte leicht lallend, dass er das gut verstehen können.

— „Warum sollte der bei uns gewesen sein? ...“, fragte Frauke entsetzt.

— „Ich dachte nur ...“, sagte Willach und wunderte sich dann in vielen Worten, dass ausgerechnet Wolff sich vor dem Feuerlaufen drücke, und beteuerte, dass er ihm das nicht zugetraut habe.

— „Ihm wird doch nichts passiert sein?“, fragte er plötzlich.

Frauke schaute ihn entsetzt an, was er aber wegen des flackernden Feuererscheinens und seines alkoholisierten Zustandes nicht zu deuten wusste.

— „Was sollte dem den schon passiert sein?“, sagte Cedrik in scherzendem Tonfall und fügte dann hinzu, „Wahrscheinlich hat er sich wirklich vor dem Feuerlaufen verdrückt! Kann ich nachempfinden!“

— „Ich hätte ihn nicht alleine gehen lassen sollen!“, lamentierte Lutz Willach, wie ein Vater, der sich um seinen Sohn sorgte.

* * * * *

Garda sagte in beschwörendem Tonfall, wie ein Priester, der seine Gemeinde von der Kraft und Stärke Gottes überzeugen will, dass alles nur Willenssache sei. Die Macht des Geistes schien für Garda grenzenlos. Grenzen setzten sich die Menschen nur durch ihre Angst, beteuerte sie. Ein eiserner Wille könne auch das Unmögliche möglich machen. So solle es im Jahre 1814 in London ein Frau gegeben haben, die sich vor verblüfftem Publikum ihre Hände in siedendem Blei gewaschen habe, selbstverständlich ohne Schaden zu nehmen.

— „Da können wir ja richtig froh sein, dass wir nur über glühende Kohlen laufen müssen!“, murmelte Sylvia, der man keine Freude ansehen konnte, sarkastisch.

— „Vielleicht kommt das noch!“, sagte Burbacki leise zu Sylvia.

— „Genau! Vielleicht müssen wir uns nach dem Feuerlaufen die Füße in flüssigem Blei kühlen.“

— „Wolff hatte recht, als er sich aus dem Staub gemacht hatte!“, bemerkte Sylvia nun etwas lauter, damit auch Garda es hören konnte.

Frauke und Cedrik war es in der Zwischenzeit gelungen, die Gedanken an Wolff zu verdrängen, so als wäre es nie geschehen. Es war als hätten sie sich wieder besseres Wissen der allgemeinen Sichtweise angeschlossen, dass Wolff sich vor dem Feuerlaufen hatte drücken wollen und möglicherweise sogar in sein Hotelzimmer zurückgekehrt sei.

— „Noch so ein moderner Mythos!“, flüsterte Cedrik zu Gumbrecht und Frauke, die neben ihm standen. „Die Menschen glauben wirklich jeden Scheiss!“

— „Aber manche Sachen kann man wirklich nicht erklären!“, bemerkte Frauke.

— „Da gibt es einfach nichts zu erklären. So kann es sich einfach nie zugetragen haben. ...“

Garda schaute kurz irritiert in seine Richtung. Sie konnte nicht verstanden haben, was er sagte, aber sicherlich hatte sie gespürt, dass es nicht wohlwollend gewesen war.

Es gäbe so etwas wie eine Feuerresistenz, fuhr sie scheinbar unbeirrt dann fort, aber Cedrik glaubte nun eine gewisse Unsicherheit in ihrer Stimme zu hören, immer wenn sie in seine Richtung schaute.

— „Ein Schmied in Maryland, ein Abkömmling von Sklaven konnte eine glühende, ... eine rotglühende Schaufel so lange gegen seine Füße halten, bis die Schaufel abgekühlt war. Mit der Zunge konnte er daran lecken, bis sie ganz schwarz war.“

— „Wer sagt, dass das wirklich so war?“, fragte Cedrik skeptisch und außer Gumbrecht schauten ihn alle verwundert wegen seiner ständigen Skepsis an.

— „Die Herald Tribune hatte darüber berichtet. Dort stand auch, dass die Ärzte seinen Körper untersucht hatten und keinerlei Verletzungen festgestellt hatten.“

— „Wann hatten sie ihn untersucht? Vorher oder nachher?“, fragte Cedrik und erhielt diesmal vorsichtiges Gelächter von allen außer Willach. Willach schien plötzlich verärgert.

— „Ich glaube, sie haben überhaupt nicht verstanden, was Garda uns sagen wollte!“, wies ihn Willach zurecht.

— „Ich bin halt kein religiöser Mensch!“, konterte Cedrik.

— „Also ich glaube, dass das funktioniert!“, sagte Willach „Ich habe schon oft darüber gelesen!“

— „Über den Schmied oder das Blei?“, fragte Cedrik bissig, obwohl ihm klar war, dass Willach das Feuerlaufen gemeint hatte.

Willach war sichtlich bemüht, selbstbewusst zu erscheinen, auch wenn er verkniffen dreinschaute. Für ihn war es eine weitere Herausforderung. Wenn die Firma, vertreten nun von Garda, es von ihm verlangte, dann würde er auch über Feuer und Wasser laufen.

Alle sollten sich nun ihres Schuhwerkes entledigen, sagte Garda.

— „Wir sollen jetzt wirklich barfuß über “, sagte Burbacki ohne seinen Satz zu vollenden.

— „Ja wollen Sie denn lieber mit Ihren schicken Schuhe drüberlaufen?“

Burbacki schaute Sylvia fassungslos und entsetzt an. Es war nicht klar, ob die Vorstellung schmorender Luxus-Schuhe seinen gequälten Gesichtsausdruck verursachte oder die Enttäuschung, dass ihn Sylvia versuchte zu ärgern.

Noch würde niemand laufen, mischte sich Garda ein. Zuerst müssten sie sich noch mental konditionieren, die Feuerresistenz herstellen.

— „Meine Schuhe. Die könnten nur noch schöner werden.“, flüsterte Burbacki zu Sylvia, „Schauen sie sich die doch einmal an, zerschlissen und zerkratzt, als wären sie schon Jahre alt. So ein feines Leder ...“, jammerte er beinahe weinerlich.

* * * * *

Frauke spürt ein Kribbeln in ihrem Hals, so als krabbelte etwas durch ihre Kehle. Immer stärker wird der Juckreiz, der unweigerlich bald einen Hustenreiz auslösen musste. Aber sie durfte keinen weiteren Laut mehr von sich geben, denn gerade eben erst hatte sie die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Immer näher hatte sie sich herangeschlichen, vorsichtig, dass sie keine lauten Geräusche verursacht, aber dann zerbrach ein besonders dicker und morscher Ast unter ihren Schuhen. Sie war sofort wie angewurzelt stehen geblieben, aber der Kleine hatte etwas gehört. Wie ein Raubtier, das die Witterung eines Beutetieres aufnimmt, hatte er sich sofort aufgerichtet. Mit laut pochendem Puls glaubt sie seine funkelnden Augen zu sehen, mit denen er ihre Umgebung durchkämmt. Instinktiv schließt sie ihre Augen bis auf zwei Schlitze, damit er sie nicht an ihrem Funkeln erkennen kann.

Frauke hatte eigentlich ihr Zelt, das sie sich mit Sylvia teilte, nicht verlassen wollen, aber der Harndrang, der sie zunächst nur in Träumen piesackte, war unerträglich stark geworden. Aber vor allen Dingen nach Sylvias Gang

zur Toilette war sie hellwach und wusste, dass sie so nicht mehr hätte einschlafen können.

Irgendein Schwein hätte im Stehen gepinkelt, hatte Sylvia bei ihrer Rückkehr geschimpft. Nichts sei ekelhafter als wenn man sich im Dunkeln auf eine verpinkelte Toilettenbrille setzte. Die Vorstellung der verdreckten Toilette hatte Frauke dann auch in den Wald getrieben statt zur mobilen Toilette. Wäre sie vor Sylvia aufgestanden, hätte sie sich auf der verpinkelten Brille niedergelassen und stände dafür nun nicht im Wald und müsste sich fürchten.

Sie beobachtet aus verkniffenen Augen, wie der Kleinen etwas zu seinem Kollegen flüstert und dabei in ihre Richtung zeigt. Eigentlich glaubt Frauke, dass Dunkelheit und Büsche ihr Sichtschutz genug geben müssten, aber sie fühlt sich dennoch wie auf dem Präsentierteller. Schließlich kann sie die Silhouetten der drei auch deutlich im fahlen Mondlicht erkennen. Garda und ihre beiden Helfer, der sanfte Koloss und der Kleine, den sie so unheimlich findet. Weiter im Gebüsch wäre sie geschützter, aber wenn sie sich bewegte, würde sie neuen Lärm machen. Die drei würden nun auch kleinste Geräusche wahrnehmen. Blicke sie stehen und die drei kämen in ihre Richtung, dann würde man sie finden. Wenn sich einer in ihre Richtung bewegen würde, dann würde sie sofort weglaufen, beschließt sie.

Auch wenn sie nicht hören kann, was Garda und der Koloss dem Kleinen zuflüstern, hatte Frauke das Gefühl, dass sie seine Wahrnehmung nicht bestätigen konnten, und dass sie ihn beruhigten, dass er sich verhöhnt oder ein Tier gehört haben müsse. Auch wenn Frauke ihn in der Dunkelheit nicht deutlich genug sehen kann, bildete sie sich ein, dass der Kleine trotzig weiter in ihre Richtung starrt.

Dann versucht sie sich zu beruhigen, während der Hustenreiz langsam auch ohne Räuspern nachlässt. Sie brauchte doch keine Angst zu haben, denn es wäre doch nur peinlich, wenn sie von ihnen gefunden würde, versucht sie sich zu beruhigen. Sie hatte doch nichts zu befürchten, denn es waren doch keine unbekannte Banditen. Sie hatte ihre Unterhaltung belauscht, aber ihre Italienisch-Kenntnisse waren nicht ausreichend, um die Zusammenhänge verstehen zu können. Aber die paar Brocken, die sie verstanden hatte und verstanden zu haben glaubte gepaart mit ihrer eigenen Angst ließen sie zittern. Sie mussten Wolff gefunden haben „abbiamo trovato un corpo“ und vielleicht hatten sie schon die Polizei verständigt, denn immer wieder glaubte sie „polizia“ und „assassinato“ zu hören. „un problema“ und „Abbiamo eliminato“ waren weitere Gesprächsfetzen, die Frauke überhörte. Der Koloss hatte es zu Garda gesagt.

Wolff war nicht mehr in der Grabkammer gewesen, als sie mit Cedrik zu-

rückgekommen war. Hatten Gardas Gehilfen Wolffs Leiche beseitigt. Aber Frauke konnte keinen Sinn sehen, warum sie dies getan haben sollten. Niemand außer einem Täter macht so etwas.

* * * * *

Bewegungslos und wie angewurzelt liegt Garda im Gebüsch. Sie hört einen Wagen näher kommen. Sie konnte nicht aufstehen, nicht weglaufen. Schreien würde auch nichts helfen, denn wie sollten sie ihn hören. Das Motorengeräusch kam immer näher. Sie fürchtete, dass sie einfach durch das Gebüsch hindurchfahren könnten. Auch wenn sie den Wagen und schon gar nicht die Insassen sehen konnte, sah sie den sadistisch grinsenden Koloss am Lenkrad und der kleine saß Beifall klatschend auf dem Beifahrersitz. Sie würden einfach über sie fahren, weil sie ihnen nachspionierte hatte. Aber sie war doch die, die etwas zu verbergen hatte, durchzuckte es sie. Warum sollten die sie umbringen? Plötzlich hielt der Wagen nur wenige Meter von ihr entfernt. Sie hielt die Augen fest geschlossen.

„Buon Giorno“ hörte sie Gardas Stimme und dann im Chor ihre Helfer.

Frauke schreckte hoch und stieß an die Zeltwand.

— „Guten Morgen!“, sagte Sylvie, die sich über sie lehnte. „Du musst ja einen miesen Traum gehabt haben. Ich wollte dich gerade wecken!“

Das Motorengeräusch war also echt gewesen. Sie hörte Männerstimmen in Italienisch, daraufhin Garda, die ihnen antwortete.

Dann rief Garda, lauter als zuvor, in Deutsch:

— „Also Cedrik, sie hatten recht gehabt mit ihrer Vermutung. Wir brauchen uns nun wirklich keine Sorgen mehr um Dr. Wolff zu machen. Meine beiden Kollegen erzählten mir gerade, dass sie ihn gestern Abend mit in die Stadt genommen hatten. Er sei mitten in der Nacht auf der Landstraße gewandert, und sie hätten extra angehalten, weil sie glaubten, dass etwas passiert sei.“

Cedriks Antwort konnte Frauke nicht verstehen.

Frauke konnte nicht mehr schlucken. Unwillkürlich griff sie sich an den Hals, als wolle sie fühlen, wo der imaginäre Kloß steckte. Ein Gefühl, was sie aus ihrer Kindheit vertraut war, dann wenn ihre Mutter schwieg. Mehr als Schweigen war es. Sie bewegte sich dann durchs Haus, als gäbe es Frauke nicht. Wenn sie vor ihr stand konnte es sein, dass sie einfach so durch sie durch schaute. Immer suchte Frauke dann das Problem bei sich selbst. Sie

musste irgend etwas Schlimmes getan haben, dass ihre Mutter so reagierte. So schlimm, dass ihre Mutter manchmal tagelang sogar nicht mehr mit ihrem Vater sprach. Aber es half nichts, wenn sie ihre Mutter anflehte ihr zu sagen, was sie denn getan habe, denn sie schwieg. Frauke träumte dann davon ganz klein sein zu können, so klein, dass ihre Mutter sie nicht sehen könne, oder am besten einfach unsichtbar zu sein. Dann würde ihre Mutter wieder lachen und reden.

* * * * *

5 Der Etrusker

„Ali Baba stieg nicht sogleich vom Baume herab. »Sie könnten«, sprach er bei sich selbst, »etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nötigte und dann würden sie mich ertappen.« Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und stieg zur größeren Sicherheit erst lange nachher herab. Da er die Worte, kraft deren der Räuberhauptmann die Türe geöffnet und wieder geschlossen, wohl in seinem Gedächtnisse behalten hatte, so wandelte ihn die Lust an, einen Versuch zu machen, ob sie vielleicht dieselbe Wirkung haben würden, wenn er sie ausspräche. Er drängt sich daher durch das Gesträuch, fand die Türe, die von demselben verdeckt war, stellt sich vor sie hin, sprach die Worte: »Sesam, öffne dich!« und siehe da. Im Augenblick sprang die Tür angelweit auf.“

Wonach sehnen sich moderne Mensch am meisten, wenn sie durch die Wildnis kommen? Wobei man Wildnis gar nicht so wörtlich nehmen muss. Es braucht kein ferner Regenwald mit wilden Schlangen und Spinnen sein. Für von der Zivilisation verwöhnte Menschen genügt ein heimischer kultivierter Wald oder die Wälder der Toskana. Ein paar Tage, vielleicht nur zwei Tage und eine Nacht in diesen Wäldern, und sie sehnen sich nach den Segnungen der Zivilisation, einer Zivilisation, der sie nie wirklich fern waren, in einem Wald, in dem immer irgendwo Wanderer oder Biker auftauchen, wo es fast immer in ein paar Kilometer Entfernung oder in Sichtweite eine Ortschaft oder wenigstens ein Landgut gibt.

Gardas Gruppe erging es nicht anders, auch wenn sie ihre Nacht in modernen Zelten mit allem erdenklichen Luxus des modernen Campings verbracht hatten. Wonach sehnen sie sich, wenn ihre Füße bei jedem Schritt schmerzen? Wenn sie das Gefühl haben, dass selbst Barfußlaufen in Watte schmerzen würde. Was lässt sie den Schmerz vergessen? Nein, nicht die geteerte Straße, in die der Trampelpfad mündete, wo sie endlich wieder ohne zu stolpern gehen konnten, wo es keine vorstehenden Wurzeln oder unter den Füßen wegrollende Steine mehr gab und wo kein Gestrüpp und Unterholz ihnen das Durchkommen schwer machte. Klar sie wünschten sich auch in einem der Autos zu sitzen, die nun, wenn auch selten, an ihnen vorbeifahren oder in einem der Busse, keine Linienbusse, sondern Reisebusse gefüllt mit Touristen auf dem Weg zur nächsten Sehenswürdigkeit inklusive großem Souvenirladen. Der moderne Mensch leidet an Sonntagen und in der freien Natur. An Sonntagen weil die Geschäfte geschlossen sind und in der Natur, weil es keine gibt. So erscheint ein Souvenirladen, — auch wenn er keineswegs mit einer schicken Boutique oder einem großen Kaufhaus mithalten kann, — einer Gruppe, die die Natur pur zu lange genossen hat, wie ein Paradies. Ebenso wie es Touristen ergeht, die per Bus vom Strand zu einer Sehenswürdigkeit gekarrt werden, den kommerziellen Rummel von fahrenden Händlern und Kiosken dem kulturellen Anspruch von Kirchen, Klöster, Denkmäler oder anderen architektonischen Attraktionen vorziehen. Viele kaufen lieber einen beleuchteten Porzellan-Turm von Pisa als Schlafzimmerbeleuchtung oder verinnerlichen die Architektur, indem sie einen schiefen Marzipan-Turm verspeisen, als dass sie den beschwerlichen Weg nach oben antreten.

Auf einer schmalen von Zypressen umrahmten Allee, bewegte sich Gardas Gruppe geradewegs auf ihr Ziel zu. Es war keines der berühmten Ziele der Toskana, die als Pflichtübung aller Touristen auf dem Programm stehen. Vielmehr handelte es sich um eine Attraktion für die richtig Kunstbeflissenen oder für die, die sich als solche fühlten. Eine Sehenswürdigkeit, die wie

ein Geheimtipp für Eingeweihte gehandelt wurde. Dennoch karrten während der Hochsaison täglich mehrere Busse Dutzende von Geheimnisträger heran.

Schon von weitem sahen sie den Kirchturm der alten Klosteranlage immer wieder zwischen Olivenhainen hervorlugen. Der Glockenturm aus weißem Sandstein gegen einen dunkelblauen Himmel.

Stoisch marschierten die Seminarteilnehmer auf das Anwesen zu, das von einer malerischen alten verwitterten Mauer umrahmt wird. Eine Mauer, hinter die sie ihre Wünsche projizierten. Ein umschlossenes Paradies mit einem einzigen Eingang. Ein großes schmiedeeisernes Tor, welches weit geöffnet war. Ein Tor, welches breit genug ist, dass in der Vergangenheit wohl Ochsenkarren und heute Autos passieren konnten. Aber die Touristen in ihren Wagen und die Reisebusse mussten außerhalb der Mauern parkieren.

Ein Paradies sei es, kommentierte Frauke als erstes den Anblick, der sich ihnen nach dem Passieren des Tores bot. Die anderen stimmten ihr in Worten und nicht sprachlichen Erstaunensbekundungen zu. Ein Park mit riesigen Maulbeerbäumen und knorrigen alten Olivenbäumen. Alle pflichteten ihr bei. Besonders hoch schlagen ließ die Herzen der Kursteilnehmer vor allem der Swimmingpool, den man hinter Hecken vorschimmern sah. Pool und Liegestühle in der Sonne versprachen endlich richtige Urlaubsstimmung. Auch wenn überall Schilder darauf hinwiesen, dass Pool und Liegestühle privat seien. Aber Garda sprach aus, was alle hofften: Die Verbote würden nur für die Tagestouristen aber nicht für Seminarteilnehmer gelten.

Mehrere malerische Gebäude, die, wie sie bald erfahren würden, noch bis vor wenigen Jahrzehnten Mönchen als Bleibe gedient hatten und schon vor vielen Jahrhunderten erbaut wurden, erwarteten sie am Ende der Allee. In dem Komplex befindet sich auch ein kleines Museum und daneben liegen die Räume der „Coat IT“.

Das Anwesen ist aber nicht nur wegen seiner Geschichte, seines malerischen Aussehens und seiner Architektur bekannt, sondern es wird auch in einem kulinarischen Reiseführern wegen seiner vortrefflichen Gastronomie unter der Überschrift „Ein Geheimtipp und ein absolutes Muss für alle kulinarischen Pilger“ erwähnt. Man diniert dort in einem prunkvollen Speisesaal, ausgestattet mit Originalmöbel und Gemälden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Für die Touristen mit schmalem Geldbeutel unerschwinglich aber für die gibt es einen Imbiss. Deutlich billiger und schlechter als das Restaurant, aber dennoch für seine Kategorie völlig überteuert. Direkt neben dem Imbiss ein Laden, in dem man Weine der Region und vor allen Dingen jede Menge Kitsch, aber auch echte Kunstreplik der Etrusker kau-

fen konnte.

Beim Anblick des Shops konnte Garda die Gruppe nicht mehr bei sich halten, was ihr jedoch gelegen kam, denn sie habe noch, wie sie sagte, ein wenig Verwaltungskram zu erledigen. Wie eine Gruppe von Verdurstenden nach Irrungen durch die Wüste auf eine Oase zulaufen musste, so stürmten die anderen auf den Eingang zu. Sylvia musste schnell mal hinein, wie sie sagte, um sich einen Fettstift zu kaufen. Frauke musste dringend auf die Toilette und wollte dann nach den Ansichtskarten sehen. Gumbrecht wurde magisch und unwiderstehlich von den etruskischen Replikaten angezogen, die teilweise seiner Meinung nach zumindest aus der Ferne qualitativ anspruchsvoll schienen. Burbacki stürmte los, als spiegele ihm eine Fata Morgana einen hippen Handyladen vor, der zusätzlich zum üblichen Sortiment auch noch Krawattennadeln und schicke Lederschuhe zu bieten hatte. Lutz Willach wurde wirklich nur von Durst und Hunger getrieben. Lediglich Cedrik folgte mit einem bewusst desinteressierten Gesichtsausdruck, um zu zeigen, wie sehr er diese blinde Konsumhaltung verachtet.

* * * * *

Ohne zu zögern war Garda damals ins dunkle Wasser gesprungen, als sie dort eine scheinbar leblos Gestalt zu sehen glaubte. Für sie war klar, dass es Enrico sein musste. Wenige Minuten später zog sie einen leblos wirkenden Mann an Land. Viel zu klein, als dass es Enrico hätte sein können. Außerdem war er total bärtig mit breitem Backenbart.

Er atme nicht mehr, sagt Garda, die neben ihm kniet und sofort mit der Beatmung beginnt.

Plötzlich öffnen sich seine Augen. Verstört schaut er Garda an. Stammelt dabei unverständliches Zeug. Er scheint nicht zu verstehen, was sie zu ihm sagt.

— „Klingt irgendwie wie komisches Englisch. Tea fill me up, oder so. Vielleicht ist der irgendwo von Bord gegangen? Als wir draußen waren, hatten wir doch Stimmen gehört?“, sagt Francesco.

Es könnte ein Tourist sein, aber andererseits könne es auch ein Italiener sein, wenn nicht dieser komisch getrimmte Vollbart wäre, sagt Francesco. Marina sagte, dass sie fände, dass er ein schönes Gesicht hätte auch wenn es ungewöhnlich langgezogen wirke. Eine schöne dünne Nase habe er, wie ein klassischer Grieche.

— „Und wie sieht ein klassischer Griechen aus?“, fragte Francesco?

— „Wusste gar nicht, dass die dünne Hakennasen haben!“, sagte Allegra.
— „Also für mich sieht er wie ein Grieche aus! Egal was ihr sagt!“, trotzte Marina.

— „Wie könnt ihr nur! Enrico ist noch draußen!“, bemerkte Garda und beendete damit den Anflug von Heiterkeit ihrer Freunde.

Er trage ein komisches Gewand, sagte Marina nach einer Weile. Als käme er gerade von einer Kostümparty, ergänzte Allegra. Dann müsste die Party aber draußen auf See statt gefunden haben, wandte Paolo ein. Warum nicht, auf einem Schiff, sagte nun Garda und plötzlich wirkte sie lebhaft und voller Hoffnung. Enrico konnte an Bord eines Schiffes sein.

— „Und der hier fiel von Bord, weil er vielleicht zu viel gesoffen hatte!“

— „Und die anderen suchten nach ihm und fanden statt dessen Enrico! Enrico ist jetzt an Bord des Schiffes, von dem der hier von Bord gegangen ist!“, sagte Garda mit einer Gewissheit, als könnte es gar nicht anders gewesen sein.

Ein Italiener sei es bestimmt, kamen sie überein, auch wenn er so eine merkwürdige exotische Aura ausstrahlte. Einer, der wegen eines Schocks nicht mehr sprechen könne, aber im schlimmsten Fall könne es durch den Atemstillstand zu Schädigungen in seinem Sprachzentrum gekommen sein, mutmaßen sie.

Plötzlich begann der Fremde zu stammeln und starrte auf Gardas Kreuz. Kein christliches Kreuz. Ein Replikat eines alten etruskischen Schmuckstückes. Ein Kreuz mit gleich langen Armen. An jedem Ende ein schmuckbesetzter Halbkreis und in der Mitte des goldenen Kreuzes wie ein Auge ein runder blauer Edelstein. Im Flackerlicht des Feuers schien er von innen heraus zu leuchten. Tana glaubte sie immer wieder aus seinem plötzlichen Redeschwall herauszuhören und so etwas wie Fillnia. Mit einem Ruck und einer Kraft, die sie ihm nach der Erschöpfung nicht mehr zugetraut hatten, richtete er sich auf und umklammerte Gardas Kreuz und diesmal dachten sie, dass es ein Name sein müsste, als er Tana rief. Mit weit geöffneten mandelfarbenen Augen schaute er Garda wie flehend an. Aus seinem dichten wild gelockten schwarzen Vollbart tropfte das Salzwasser.

Dann drehte er sich suchend um, als er plötzlich das Geräusch des sich nähernden Polizeihubschraubers wahrnahm. Sekunden später landete der Hubschrauber unter ohrenbetäubendem Lärm neben dem Feuer. Die Funken spritzten. Der Fremde drehte seinen Kopf energisch weg vom Hubschrauber. In seinem Gesicht zeigt sich Panik seine linke Hand gräbt sich in den Meeresand und die andere umklammert Gardas Anhänger.

— „Keine Panik! Das ist nur der Hubschrauber!“, sagt Garda und streichelt ihm beruhigend wie einem Kind durch seine wild gelockten Haare.

— „Alles in Ordnung?“, ruft einer der Polizisten vom Feuer aus, während er auf den nun am Boden sitzenden Fremden zeigt.

Sein Kollege stöbert um das Feuer herum und hebt immer wieder leere Wein- und Spirituosenflaschen auf.

— „Das ist der falsche!“, ruft Francesco, während er in Richtung Feuer geht, „Enrico schwamm raus und jemand Fremdes kam zurück!“

Der Polizist schaute ihn staunend an. So als habe er Mühe zu verstehen, was er gerade gehört habe.

— „Sie wollen mir also erklären, dass euer Freund im Meer ausgetauscht wurde?“

— „Naja, bei dem was die hier konsumiert haben, wundert mich nichts!“, konstatiert sein Kollege, der mit einer halbvollen Sektflasche ankommt und in Richtung weiterer leerer Flaschen zeigte. Es nutzte nichts, dass Francesco beteuert, dass die meisten der leeren Flaschen von ihren Vorgängern seien. Schließlich sei dies ein beliebter Platz für nächtliche Feten.

Zwei Sanitäter heben in der Zwischenzeit den Fremden auf eine Pritsche. Die beiden Polizisten grinsen breit, als sich Garda plötzlich tränenüberströmt auf einen der beiden stürzt und sich an seiner Schulter klammert. Enrico würde ertrinken, wenn sie nichts unternähmen.

Für die weltweite Boulevard-Presse war der Vorfall wochenlang Berichtenswert. „Ausgetauscht vor Elba“, „Rätselraten um Schiffbrüchigen“, „Der Mann aus der Brandung“, „Verschollen vor Elba“ und nach einigen Tagen, als er bei der Therapie im Krankenhaus besondere Regung bei Klavierklängen zeigte, hieß es „Rätsel um Pianomann scheint unlösbar!“ Es durfte nicht gelöst werden, denn es gehörte zu den die Auflage steigernden Artikeln. So wie „Angriff der schwulen Killer-Pilze“ oder die Stories von den kleinen grünen Marsmännchen, die nicht immer nur auf dem roten Planeten, sondern manchmal auch unter unseren Städten tief in der Erde in riesigen mysteriösen Hohlräumen leben.

Da sich der Pianomann trotz aller Bewunderung für das Tasteninstrument nicht als Virtuose entpuppte, wurde er bald von der Boulevardpresse in „Der Etrusker“ umgetauft, denn schließlich war es den Ärzten und zugezogenen Linguisten nicht gelungen seine Sprache zu entschlüsseln. Allerdings hätten diese Sprachen dennoch eine stärkere Ähnlichkeit mit der eigentlichen Muttersprache gehabt, als es bei dem sogenannten Etrusker der Fall war. Die Wissenschaftler distanzierten sich aber sehr schnell von dieser These, was die bunten Bilder-Zeitungen aber ihren Lesern vorenthielten. Man ging davon aus, dass es sich um eine temporäre Aphasie durch Schock handeln könnte. Man hatte zwar keine Erklärung für die merkwürdige Sprache, die er manchmal zu sprechen schien und vor allen Dingen

verblüffte er mit Kenntnissen des alten Griechisch, die weit über das hinausgingen, was man von einem Menschen des 21. Jahrhunderts erwarten konnten. Aber dies konnte er auch in der Schule gelernt haben. Möglicherweise sei es durch mangelnde Durchblutung im Hirn zu einer Schädigung des Sprachzentrums gekommen, sodass er seine Muttersprache nicht mehr sprechen und verstehen könne, aber seine Fremdsprachenkenntnisse, die wie man wisse in anderen Regionen des Gehirn gespeichert würden, waren verschont geblieben. Man habe dies oft, beteuerten die Experten. Die Fachliteratur kenne viele dokumentierte Fälle, in denen Patienten mit Hirnschlag ihre gesamten Kenntnisse der Muttersprache verlören, aber sich noch meistens in Schulenglisch verständigen könnten. Wenn dies so sei, dann sei es mehr als merkwürdig, dass er keinerlei Kenntnisse des Englischen habe, argumentierten hingegen jene, die an der mystischen Erscheinung des Etruskers festhalten wollten. Wo gäbe es noch eine Schule in Italien oder überhaupt in der Welt, in der kein Englisch sondern nur Altgriechisch unterrichtet würde. Außerdem beharrten sie auf einer Erklärung für die andere Sprache, welche die Linguisten nicht einordnen konnten. Als Antwort auf dieses Argument wurde ein amerikanischer Linguist zitiert, der sagte, dass es in der Fachliteratur dokumentierte Fälle gäbe, in denen Geschwisterkinder eine eigene rudimentäre Sprache entwickelt hätten, um nicht mehr von der Umwelt verstanden zu werden. Allerdings seien diese Sprachen der jeweiligen Muttersprache meistens in ihrer grammatischen Struktur und der Intonation eng verwandt.

Man hielt es auch für möglich, dass es sich bei dem Mann um einen Archäologen handeln könnte, denn an diesem Abend war eine große Gruppe dieses Berufsstandes auf See, die tagsüber einen Kongress in Siena abgehalten hatten, und feierte dort eine Party. Allerdings wurde dort niemand vermisst, und es hatte auch niemand, jemanden über Bord gehen sehen.

Immer mehr glaubten mit der Zeit daran, dass es sich möglicherweise auch nur um einen äußerst talentierten Hochstapler handeln könnte. Einer, der irgendwann die Welt mit der Wahrheit verblüffen würde. Vielleicht ein Linguist, der seine Kolleginnen und Kollegen lächerlich machen oder testen will. Solche Spekulationen waren der Boulevardpresse aber nicht reißerisch genug. Kurz bevor das öffentliche Interesse an dem Fall gänzlich abflachte, entfachten sie es aufs neue. Vielleicht war der Pianomann auch ein hinterhältiger Mörder. Das nahezu gleichzeitige Auftauchen des Pianomannes und das Verschwinden Enricos konnten doch kein Zufall sein.

* * * * *

Manchmal kann man stundenlang vor einer geschlossenen Türe sitzen und fragt sich nie, was wohl dahinter liegen mag. Man nimmt sie gewissermaßen gar nicht wahr, vielleicht auch, weil man annimmt, dass sie verschlossen ist. Bei zugezogenen Vorhängen ist es ähnlich, auch wenn sie nicht abgeschlossen sein können. Cedrik hatte diese Neugierde gleich gepackt, als sie den Shop betreten hatten. Ein Souvenirladen der Etrusker-AG, wie Cedrik und Frauke die Coat-IT nur noch scherzhaft nannten. Ein Laden, der nur dann geöffnet war, wie ihnen Garda sagte, wenn es sich lohnte. Also wenn gerade ein ganzer Bus mit Touristen ankam oder wenn sie, wie jetzt mit einer Seminargruppe hineingingen. Ansonsten würde es sich nicht lohnen, wenn jemand im Laden darauf wartete, dass vielleicht zwei bis drei Touristen pro Stunden sich im Laden verirrt und meistens noch nicht einmal etwas kauften.

Was wohl hinter dem dicken weinroten Samtvorhang sei, hatte Cedrik Frauke flüsternd gefragt, nachdem sie den Laden hinter Garda betreten hatten. Ein schwerer Vorhang, so wie er auch in Theatern als Bühnenabtrennung verwendet wird. Auf dem Weg zum Vorhang, der Cedrik und Frauke magisch anziehen schien, schmökerten sie kurz in den zahlreichen ausgestellten Büchern und Broschüren, viele auch in anderen gängigen Sprachen oder mehrsprachig. Reiseführer, Kunstführer oder Bildbände über die Toskana. Frauke wühlte kurz in den Auslagen mit etruskischen Schmuckimitationen, während Cedrik noch die Ständen mit den Ansichtskarten durchstöberte. Eigentlich war klar, dass der Vorhang als Raumteiler diente, aber um es genau zu wissen und einen Blick auf das zu erhaschen, was sich dahinter verbarg, hatte Cedrik schon einmal versucht hinter den Vorhang zu schauen, aber dann verstohlen weggeschaut, als er merkte, dass Garda ihn, wie ihm schien, missbilligend beobachtete.

Er hatte auch das Gefühl, dass sie etwas sagen wollte, aber in dem Moment öffnete sich quietschend die Ladentüre. Ein dickes wulstiges Bein mit Badelatsche am Fuß, schob sich als erstes durch die Türe, dann folgte der imposante Rest. Fettbrüste kaum verdeckt unter einem dürftigen Bikinioberteil, um den sonnengebräunten und erhabenen Bauch ein Pareo im gleichen Design. An ihrer Hand zieht die Wohlstands-Amazone ein schmollendes Mädchen in den Raum. Vom Aussehen und der Statur ohne Zweifel ihre Tochter. Hinter ihr, ein kleines Männchen, dessen rote Hautfarbe einem Hummer Konkurrenz machte. Sein T-Shirt, das lose über seiner kurzen Badehose baumelte, trug die Aufschrift „Diskutiere nicht mit jemandem der zwei Liter Vorsprung hat!“ An seinen Füßen trägt er schneeweiße Tennissöckchen und Sandalen.

Dann stürmen weitere Kinder und Erwachsene in den Raum. „Mami

krieg' ich eine Cola" quengelt ein Junge, dessen ausufernder Figur man ansah, dass er schon viele dieser Zuckerbomben in der Vergangenheit zu sich genommen hat. Hinter ihm motzt ein anderer Junge, der wie sein Ebenbild nur einen Kopf kleiner aussieht: „Wenn der eine Cola kriegt, dann krieg' ich ein Eis!"

— „Mama ich will so ein Pferdchen", sagte ein etwa acht Jahre altes schwächliches Mädchen mit langen blonden Zöpfen, welches schon weit in den Raum vorgestürmt war und nun über der Schaufensterauslage turnte.

— „Pass' auf, dass du nichts rumschmeißt! Das kommt uns teuer!", mahnte der Vater.

Aber Garda war schon hinter ihr.

— „Dein ganzes Zimmer ist voller Pferdchen, Bilder, Plüschtiere, wo willst du denn das noch unterbringen!"

— „Aber ich habe noch kein Pferd aus der Toskana!"

— „Das ist ein etruskisches Pferd. Eine Reproduktion einer Grabbeigabe ...", erklärte Garda.

— „Meine Tochter muss mal!", sagte die Amazone im Pareo zu Garda.

Eigentlich hätten sie keine Toilette im Laden, nur im Restaurant, aber das sei zur Zeit geschlossen.

Als Garda dem Mädchen den Weg zur Toilette zeigt und damit gänzlich abgelenkt war, schlichen Cedrik und Frauke in den Raum hinter dem Vorhang. Sie glaubten, dass es niemand beobachtet hatte, denn alle verfolgten die Aktivitäten der Neuankömmlinge oder waren in die Souvenirs vertieft. Aber auch Gumbrecht packte die Neugier, als er als einziger sah, wohin sie verschwanden. Der Amateur-Archäologie in ihm trieb ihn vorwärts zu großen Entdeckungen, auch wenn er eigentlich nur weitere mehr oder weniger kitschige Imitationen etruskischer Kunst dort erwartete.

Doch kaum hinter dem Vorhang in dem dämmrigen Raum, stand er still, staunend mit offenem Mund, wie ein Kind, dass zum ersten Mal den Nikolaus vor sich sieht. Er lief zu einer Kette mit einem Anhänger, die exponiert auf einem alten Eichenschreibtisch lag.

— „Das ist echt!", raunte Gumbrecht und hielt die Kette hoch.

— „Gold?", fragt Cedrik.

— „Auch! Aber ich meinte, dass es echt etruskisch ist! Dieses Kette mit diesem Amulett zierte vor mehr als 2000 Jahren den Hals einer Frau!", sagte Gumbrecht und reichte Cedrik die Kette, so als könne dieser sich dann besser von der Richtigkeit seiner Aussage überzeugen. Dann widmete sich Gumbrecht der Inschrift auf dem Grabstein vor dem die Kette mit dem Anhänger gelegen hatte.

Cedrik nahm die Kette ehrfürchtig und hielt sie an Fraukes Hals.

— „Das ist ein alter etruskischer Grabstein!“, sagte Gumbrecht, während seine Finger, wie die eines Blinden beim Lesen von Brailleschrift, den Einkerbungen auf dem Stein folgte.

— „Sieht toll aus!“, sagte Cedrik und Frauke errötete.

— „Ja, phantastisch!“, sagte auch Gumbrecht.

Gumbrecht glaubte, dass Cedrik wie er vom Stein begeistert wäre. Cedriks Lob galt aber dem Kreuz oder besser der Harmonie zwischen Schmuckstück und Trägerin.

— „Eigentlich kann der Anhänger doch noch nicht so alt sein?“, wunderte sich Cedrik, „immerhin handelt es sich um ein Kreuz . . . ich meine Jesus war doch noch nicht einmal geboren“, wandte Cedrik ein.

— „Das Kreuz als Symbol war im alten Etrurien weit verbreitet.“, sagte Gumbrecht.

— „Die Form ist etwas merkwürdig. Die beiden gleichlangen Balken und die Halbkreise an den Enden . . .“

— „Gibt es so ähnlich auch in der christlichen Symbolik, z.B. das Tempelkreuz . . .“

Gumbrecht schob ein vor dem Grabstein stehende Blumenvase zur Seite, denn sie behinderte ihn bei seiner weiteren Untersuchung.

— „Mich wundert, dass jemand frische Blumen vor einen alten etruskischen Grabstein stellt!“, sagte Frauke.

— „Thana“, sagte Gumbrecht plötzlich so laut, dass sie Angst hatten, dass man es vielleicht auch im anderen Teil des Geschäftes gehört haben könnte. Dann fügte er wieder mit gedämpfter Stimme hinzu: „Thana, so könnte sie heißen haben. Das war ein gebräuchlicher etruskischer Name!“

Frauke schaute plötzlich erschrocken in eine andere Richtung. Als sie Fraukes Blick folgten, sahen sie dort einen wahrhaftigen alten Etrusker, — der an anderen Orte auch ebenso gut als Grieche oder Römer durchgehen konnte — stehen.

Frauke schauten Gumbrecht hilfesuchend an, als der Etrusker näher kam und mit ausgebreiteten Armen auf sie einsprach. Er trug eine über der rechten Schulter geknotete weiße Leinen-Tebenna. An den Rändern bunte Stickereien. Schulterlange dunkle Haare. Geschminkt und maskiert wie für einen historischen Monumentalfilm, einer dieser Sandalenepen. Seine Sandalen zeugten allerdings eindeutig von einer Produktion im 21. Jahrhundert.

Aber für die drei wirkte er bedrohlich real, so als hätte der Unbekannte eben Zeit und Raum durchbrochen. Dann begann er in einer allen unbekannten Sprache zu reden oder zu stammeln.

— „Ist nicht italienisch!“, raunte Gumbrecht.

Thana musste ein Name sein, soviel glaubte sie zu verstehen und dass er sie mit diesem Namen ansprach. „Mi hasna, ...svalthas ...melaka ...Thana!”

Frauke wich nicht zurück, als er sich ganz dicht vor sie stellte und das Medaillon in seine Hand nahm. Dann blickte er ihr tief in die Augen und sagte:

— „Die Sonne,” und während er auf die Arme des Kreuzes zeigte, „Strahlen der Sonne, Oriente, Occidente, Sud und Nord!”

Dann strich er mit seinem Zeigefinger sanft über den blauen Stein, starrte aber nur Frauke an.

— „Il mare! ... Il nostro luogo di nascita ... our birthplace ”

Alle zuckten sie zusammen, als sie plötzlich Gardas energische Stimme hörten.

— „Was machen Sie hier! Hier ist Zutritt verboten!”

Die drei schauten den mysteriösen Fremden an, als könne Garda nur ihn mit ihrer Schelte meinen. Er war es, der hier eingedrungen war.

Dann sagte Garda in italienisch zu dem Fremden, dass alles in Ordnung sei, dass die drei zu ihrer Gruppe gehörten. Dann sagte Garda wieder in ihrem üblichen freundlichen Ton zu den dreien: „Darf ich vorstellen: Cutu, der Etrusker!”

— „Aber ich dachte, dass es keine Etrusker mehr gebe?“, fragte Sylvia verwundert, die mit Garda in den Raum gekommen war. Dabei schaute sie Gumbrecht vorwurfsvoll an, so als habe sie diese Fehlinformation von ihm.

— „Gibts auch nicht mehr! Die letzten sind vor über 2000 Jahren gestorben!“, sagte Gumbrecht verächtlich!

— „Unser Etrusker ist aber quick lebendig!“, korrigierte ihn Garda, während sie zu Cutu ging und wie zum Beweis, das es kein Geist sei, ihn fest um die Schultern fasste.

— „So wie die Römer im Gladiator! Mit einem Pseudo-Etrusker kann man den ganzen Klimbim hier im Laden besser verkaufen!“, erklärte Cedrik mit einer Überzeugung, als sei er für das Marketing der Coat-IT verantwortlich.

Da sei etwas faul, flüsterte Gumbrecht später, als sie wieder bei den anderen im Shop waren zu Cedrik. Ob er nicht gemerkt habe, wie entsetzt Garda gewesen sei, sie im hinteren Teil des Geschäftes zu sehen. Er müsse sich dieses sogenannte Lager nochmals genauer anschauen. Aber im Moment schien es nahezu aussichtslos, da sie Garda ständig zu beobachten schien.

* * * * *

Cedrik und Gumbrecht waren alleine im Seminarraum. Zuvor hatten alle den Raum verlassen, um draußen im Garten unter der Anleitung von Cutu im Schatten der Bäumen zu meditieren. Gumbrecht war zurückgegangen weil er auf die Toilette musste und Cedrik hatte etwas in seiner Tasche vergessen, die im Seminarraum stand.

Viele Leute können keine Telefone klingeln hören, ohne nervös zu werden. Cedrik gehörte ganz klar zu den besonders empfindlichen Exemplaren dieser Gruppe. Von Beruf wegen war es nicht besonders gewöhnt. Als Entwickler war er von der extremen Telefonitis der Manager, auch der unteren Chargen, so wie Gumbrecht verschont. Bei ihm klingelte das Telefon nur selten, aber wenn es klingelte, konnte er es nie lange klingeln lassen, ohne zu antworten, auch wenn es ihn noch so in seiner Arbeit störte. Schon oft, wenn er gerade besonders vertieft mit einem Problem war, versuchte er, es einfach zu ignorieren, aber das stetige Klingeln machte ihn dann so nervös, dass er nicht lange widerstehen konnte. Gleichzeitig spürte er dann, dass seine Konzentration sowieso durch den Klingelton zerstört war, und er seine Gedanken eh wieder von Neuem fassen musste.

Als im Seminarraum das Telefon klingelte, eigentlich nur ein leises unaufdringliches Klingeln, versuchte er, es zu ignorieren. Vor allem, weil es nicht für ihn oder Gumbrecht sein konnte. Dennoch gab er dem nicht endend wollenden Läuten nach und hob ab, um dann mit einem rasend schnell italienisch sprechenden Anrufer konfrontiert zu sein. Wie als habe ihn etwas ins Ohr gezwickt und ohne etwas zu sagen, gab er den Hörer an Gumbrecht weiter.

— „Pronto!“, meldete sich Gumbrecht fachmännisch.

Dann redete Gumbrecht mit sichtlichem Vergnügen. Cedrik verstand nur wenige Brocken „Si“, „No“, „non e possibile“ und immer wieder „gli etruschi“.

— „Manche Leute sind wirklich naiv!“, sagte Gumbrecht als er den Hörer auflegte.

— „Warum?“, fragte Cedrik, der ihn die ganze Zeit über staunend angeschaut hatte.

Cedrik wunderte sich nicht nur über Gumbrechts fließende Konversation, sondern darüber, dass Gumbrecht so lange mit dem Anrufer telefoniert hatte. Eigentlich hätte er ihm doch nur sagen können, dass derjenigen, den sie suchten nicht da war, dass er nur ein Gast oder Seminarteilnehmer war und dass er dem Anrufer insofern nicht weiterhelfen könne.

— „Was haben Sie alles mit dem geredet?“, fragte Cedrik.

— „Der wollte etruskische Originale, also Kunstwerke kaufen. . .“, dann murmelte er, kaum verständlich vor sich hin: „Also Vorstellungen haben die

Leute ...”

— „Und? Was haben Sie ihm gesagt?”

— „Was soll ich schon gesagt haben? Er soll es mal im Supermarkt um die Ecke probieren!”, sagte Gumbrecht sarkastisch.

— „Aber es ruft doch niemand einfach so an, wenn es nicht möglich ist?”, wunderte sich Cedrik.

— „Die haben doch diese Replikate im Souvenirladen! Für manche sind das Originale!”

— „Ja und hinter dem Vorhang haben sie sogar Originale!”

— „Aber die sind doch nicht zum Verkauf bestimmt.”

— „Woher wollen Sie das denn so genau wissen?”

* * * * *

Mit einem „jetzt müsse mal frische Luft in den Raum” leitete Cutu die Pause ein, schaltete den Beamer aus und eilte mit seinen etruskisch-römischen Sandalen über das prächtige mit Ornamenten verzierte Parkett. Ebenso wie der Fußboden zeugten auch die langflügeligen prachtvollen Sprossenfenster davon, dass dieser Raum im ehemaligen Kloster den Mönchen einmal als Repräsentations- und Festraum gedient hatte. Alle anderen alten Gebäude des Komplexes außer der Kirche hatten deutlich kleinere Fenster.

Während Cutu die Fenster öffnete durch die allerdings weiter nur heiße Luft in den Raum drang, betrat Garda mit zwei Bedienungen den Raum. Sie brachten ein kleines Pausenbüffet mit Joghurt-Früchte-Creme, verschiedenen italienisch-toskanische Süßteilchen und natürlich Kaffee und Tee.

Kaum hatte Cutu und Garda wieder den Raum verlassen, entrüstete sich Gumbrecht, dass dies ganzjähriger Fasching sei.

— „In den USA werden bewährte Mitarbeiter ja auch zum Mardi Gras nach New Orleans geschickt!”, sagte Cedrik mit deutlicher Ironie in der Stimme. Sollte man vielleicht auch in Deutschland einführen. Wer ein ganzes Arbeitsjahr die besten Verkleidungen und Clownerien im Betrieb geliefert hat, darf zum Karneval.

— „Oder zum Kurs in die Toskana!”, sagte Sylvia.

— „Mit Betonung auf ‘bewährte’!”, ging Gumbrecht noch auf Cedriks erste Bemerkung ein. „... Und wie beim Fasching hat das Dargebrachte den Tiefgang eines Planschbeckens!”

Sie sollten doch positiv denken, hätten sie doch eben im Seminar gelernt, ermahnte sie Lutz und ließ keinen Zweifel daran, dass er dies ernst meinte.

— „Den Leitspruch fand ich toll: „Unser Leben ist, was unser Denken daraus macht!“, sagte Frauke und fügte nach einer kurzen Pause hinzu, dass es ihr verdammt schwer fiele, so zu denken.

— „Wenn man Kaiser ist, fällt einem das schon viel leichter ... ohne Zweifel!“, sagte Cedrik.

— „Marc Aurel sagte, dass ‘das Leben das Produkt unserer Gedanken’ sei“, wandte Gumbrecht lautstark ein und während Frauke einwand, dass das ja wohl nur eine andere Formulierung des gleichen Gedankens sei, brummelte er halblaut, dass Aurel vor allen Dingen kein Etrusker gewesen sei.

— „Habe ich doch auch nicht gesagt!“, wehrte sich Cedrik.

Habe er wirklich nicht gesagt, verteidigte ihn auch Frauke, und Gumbrecht sagte, dass er doch nicht ihn sondern Cutu gemeint habe. Der tue so, als komme jede Weisheit von den alten Etruskern.

— „Da gibt es ja auch andere!“, sagte Sylvia unter allgemeinem Gelächter und alle starrten Gumbrecht an.

— „Im Prinzip ist es doch egal von wem seine Weisheiten stammen! Wichtig ist, ob sie stimmen oder nicht ... und ich fand die super!“, sagte Frauke.

— „Allgemeinplätze!“, sagte Gumbrecht verächtlich. Seinem verbissenen Gesichtsausdruck konnte man entnehmen, dass er nicht bereit war, Cutus Seminar irgend etwas Positives abgewinnen zu wollen. „Das waren doch alles abgedroschene Weisheiten und Binsenweisheiten. Dinge, die man in jedem Management-Motivationseminar findet. Auch wenn es mit pseudoetruskischen Scheinfakten aufgemotzt worden ist, so ist es doch nur eines dieser Seminare für die Leute locker mal tausend Euro zahlen. Dafür dass sie ein charismatischer Animateur von den Stühlen reißt. Dann glauben sie, dass sie alles können, dass sie Präsident werden können, dass sie Künstler werden können, was immer sie bisher nicht zu träumen gewagt haben. Aber spätestens am nächsten Morgen wachen sie mit Katerstimmung auf. Sie spüren, dass alles nur tolle Sprüche waren. Nur heiße Luft. Sie erkennen, dass sie nichts erhalten haben, dass ihnen wirklich ganz praktisch hilft, ihr Leben umzustellen.“

— „Jetzt spielen Sie wieder den Miesepeter!“, entrüstete sich Lutz Wilach. „Cutu hat recht: Man muss optimistisch sein, muss an sich selbst glauben und dann schafft man es auch! Leute wie Sie machen alles kaputt mit dieser ständigen zersetzenden Skepsis!“

Er mache nichts kaputt. Aber solche Schönfärberei könne er nicht so stehen lassen. Nach so einem Geschwafel sei doch das ganze Leben ein Kinderspiel. Man brauche sich nur etwas vorzunehmen, müsse dann konsequent

dran arbeiten und alles würde sich in wunderbarer Weise von selbst erfüllen. So wie bei seiner ersten Folie der Läufer mit den erhobenen Armen.

Nachdem Garda Cutu als neuen Seminarleiter für diesen Tag vorgestellt hatte, hatte sie unter dem Applaus der Anwesenden den Raum verlassen. Nur ein kurzes mit einem Lächeln versehenes Danke und dann hatte Cutu wortlos zum Beginn seines Vortrages das Bild eines Athleten eingeblendet. Ein Läufer, der erschöpft und verschwitzt als erster durch die Zielgerade läuft. Aber in seinem Gesicht ein Lächeln, dass ohne Zweifel verrät, dass es sich um einen der größten Glücksmomente in seinem Leben handeln muss. Ohne Kommentar hatte Cutu dieses Bild eine Weile kommentarlos stehen lassen. Dann hatte er den Text „Sie wurden als Sieger geboren!“ eingeblendet. Im Raum herrschte Schweigen und in perfekter Bühnenaussprache, so als gelte es einen Raum mit Hunderten von Zuschauern stimmlich zu bedienen, intonierte er „Kein Sieger glaubt an den Zufall.“

Auch diesen Satz ließ er wirken, wie ein Priester in einer heiligen Zereemonie. Im richtigen Moment hatte er dann seine Gedanken weiter ausgeführt. Schon die alten Etrusker hätten gewusst, dass man um eine Schlacht zu gewinnen, überzeugt sein muss, dass man der Sieger sein wird. Zwar könne man eine Schlacht auch verlieren, obwohl man vom Sieg überzeugt sei, aber nie und nimmer könne man gewinnen, wenn man sich für den Verlierer hält.

— „Eine Aussage muss nicht richtig sein, bloß weil sie plausibel erscheint!“, sagte Gumbrecht während er sich eine Tasse Kaffee einschenkte und nach den Süßteilchen Ausschau hielt.

Cutu habe doch gezeigt, dass es sich nicht nur um Vermutungen handelt, sondern dass man dies auch in der Psychologie untersucht habe, sagte Lutz und Frauke, die in den Unterlagen geblättert hatte, flocht noch die passenden psychologischen Fachbegriffe „externale und internale Kontrollüberzeugung“ in die Diskussion ein. Es habe sich gezeigt, zitierte sie, dass die internale Kontrollüberzeugung, also dass Denken, dass man das Leben selbst in der Hand hat und nicht durch äußere Umstände bestimmt wird, die Haltung ist, die einem nicht nur Erfolg sondern auch Wohlbefinden und Gesundheit sichere.

— „Und? Wie macht man aus einem Pessimisten einen Optimisten? Wie schafft man plötzlich Begeisterung für die Arbeit, damit man nicht weiter aufschiebt?“, sagte Gumbrecht, während er in einen Apfelblättertorteigkuchen biss.

— „Nicht ‘MAN’! Wie überwinde ‘ICH’ meine pessimistische Sichtweise! Wie überwinde ich meine ‘Aufschieberei’!“, korrigierte ihn Frauke mit einer Überzeugungskraft, als sei sie die Kursleiterin.

— „Gut, gut. Aber was kann man tun? Auf diese Frage blieb er uns die Antwort schuldig!“

Blieb er nicht, entgegnete Frauke, die nun wieder in ihren Unterlagen suchte. Man solle zurück schauen auf tolle Leistungen in der Vergangenheit. Gumbrecht murmelte, dass einige dann ganz schön weit zurück gehen müssten.

Die anderen hatten sich ausgeklinkt und diskutierten mit großer Begeisterung, was sie nach dem Seminar nachmittags machen könnten und was sie wohl mittags und abends als Essen erwarten könnten. Frauke fuhr unbeirrt weiter fort. Man müsse Glücksmomente schaffen. Seinen Schreibtisch zum Beispiel schön aufräumen mit ein paar hübschen Gegenständen aufpeppen. Möbel im Büro umstellen, so dass zum Beispiel mehr Licht hineinkommen, dass man nicht mehr so eingemauert sei. Man solle sich eine Liste mit den Dingen anfertigen, die einem Freude und gute Laune bereiteten.

— „Weiß ich! Ich war ja schließlich auch im Seminar!“, unterbrach sie Gumbrecht unwirsch.

— „Da schon, aber haben Sie auch zugehört?“

— „Was nützen mir solche dämlichen Tipps!, polterte Gumbrecht, der Frauke ihre Unterlagen aus der Hand gerissen hatte, „Zum Beispiel: ‘Es genügt nicht zur Arbeit zu gehen, um Ärger zu vermeiden. Man müsse sich vielmehr auf die Arbeit freuen und hingehen, um etwas positives erreichen zu wollen!’ “

— „Ist doch richtig!“

— „Klar würde ich auch gerne fröhlich und voller Elan zur Arbeit gehen! Aber wie ich von der“, Gumbrecht stoppte und suchte die Begriffe in Cutus Unterlagen, „Weg-von-Motivation in die Hin-zu-Motivation komme weiß ich nach seinem Vortrag immer noch nicht!“

Die anderen waren mittlerweile in einer Kaffeetassen-Erörterungsrunde. Es sei wirklich dumm, dass es keine richtigen Kaffeetassen gäbe, meckerte Cedrik. So richtig große meine er. Jetzt habe er sich schon das dritte kleine Tässchen einschenken müssen.

— „Stimmt!“, bekräftigt Sylvia, „Wie nennt man die eigentlich?“

— „Kleine Tassen seien doch gut! Kaffee sei eh nicht so gesund!“, mischte sich nun auch Frauke ein, um Gumbrecht zu entrinnen.

— „Zuccotti!“, sagt Garda, die gerade den Raum wieder betreten hatte.

— „Ich meinte doch in Deutsch“, sagt Sylvia.

— „Biskuitbombe!“, sagt Garda vielversprechend lachend, „toskanische Biskuitbombe!“

Während sie Zuccotti und Kaffee genossen, diskutierten sie, ob man nun kein richtiges Wort für große Tassen habe, oder ob man sie auch als Krüge

bezeichnen könnte.

Gumbrecht schweigt nun. Einerseits weil ihm niemand mehr zuhören will und andererseits, weil nun Garda im Raum war und Cutu jeden Augenblick kommen würde.

* * * * *

Cutu hielt es für Unsinn. Wenn man seinen Korb verwechselt hatte, wenn man ihn auf ein anderes Schiff gebracht hätte, warum ausgerechnet auf sein eigenes. Wahrscheinlich rochen alle Schiffe gleich oder zumindest würde eine normale menschliche Nase keinen Unterschied wahrnehmen. Klar, die Ladung war etwas anderes, man könnte den Geruch von frischem Holz oder von bestimmten Kräutern unterscheiden. So glaubte Cutu, seit der beißende Gestank von Abdanitus Werkstatt endlich seine Nase verlassen hatte, deutlich den Geruch von neuen Stoffen und Gewändern zu riechen. Er erinnerte sich plötzlich wieder daran, dass seine Mutter immer sagte, wenn irgendjemand in der Familie ein frisches Gewand erhalten hatte, dass sie den frischen Farbstoff riechen könne, dass sie mit geschlossenen Augen die Farbe bestimmen könnte. Besonders leicht wäre es, das Purpur der Purpurschnecke zu riechen. Es stank fürchterlich, wenn sich der gelbliche Schleim dieser Seeschnecke im Licht der Sonne der begehrte Farbstoff entwickelte, wenn sich das Gelb langsam grünlich, dann bläulich und schließlich in Scharlachrot und Purpur wandelte. Früher durfte nur sein Vater eine purpurne Tunika tragen, aber seit er volljährig war, durfte auch er diese Farbe tragen. Wenn ihm seine malträtierte Nase keinen Streich spielte, dann hatte dieses Schiff Kleider und Tücher geladen, ebenso wie Färbemittel. So hatten auch sie nach Fufluna zurückkehren wollen. Auf der Hinfahrt waren sie vollgeladen mit Eisenwaren und Kunstgeschmeide nach Alalia gefahren und Cutu glaubte auch noch den Geruch von Eisen zu riechen, aber dies musste eine Einbildung sein, denn das Eisen musste entladen worden sein. Kein vernünftiger Händler würde den Hafen von Fufluna mit Eisenwaren, außer in unbearbeitetem Zustand anlaufen, denn dort könnte er keine Gewinne machen. Aber über allen Gerüchen schwebte die unbeschreibliche Ausdünstung des Meeres.

Selbst als Cutu in seinem dämmrigen fast dunklen Korb glaubte die Stimme von Mamarce zu hören, — kurze präzise Kommandos, so dass die Matrosen wussten, was zu tun sei — hielt er dies für einen Wunschtraum, denn durch die Korbwand hörte sich doch eh alles recht dumpf und verzerrt an.

Cutu wollte sich ganz sicher sein, ansonsten wollte er lieber noch warten, was passierte. Er ging nicht davon aus, dass sie tagelang unterwegs wären bevor sie in einen Hafen einliefen.

griechischer Historiker und Kassiteriden-Inseln [Scilly-Islands] Dennoch fürchtete er sich, dass das Schiff vielleicht doch in unbekannte Gewässer aufbrechen würde. So wie kürzlich der Karthager Himilco, der dem Lauf der Sonne so weit gefolgt war, wie wenige vor ihm. Vorbei an den Städten der Tartessier, durch die Meerenge, weiter dem Abendrot entgegen, zu den Säulen des Herakles. Dann weiter in den dunklen kalten Norden auf der Suche nach dem begehrten Zinn und Blei mit dem Auftrag den Ruhm Karthagos zu mehren. Unerschrocken passierte er die Küsten der Barbaren bis zu den zehn Kassiteriden, den Zinninseln. Nur eine der Inseln ist unbewohnt und auf den andern wohnen Menschen mit schwarzen Mänteln und umgürteten Leibröcken. Inseln aus denen das Zinn und Blei aus dem Boden zu sprudeln schien. Für die in ihren Bergwerken in geringer Tiefe gewonnenen Metalle tauschten sie mit den phönizischen Händlern Häute, Töpferware und Kupfergeschirr, aber auch Salz und seltene Gewürze.

Was wenn dieses Schiff mit einem Wahnsinnigen als Kapitän noch weiter führe. Vielleicht zu den Germanen. Wenn er daran dachte, traute er sich kaum zu atmen. Was wenn er dort aus dem Korb stieg und ihm die Priesterrinnen entgegenkämen. Barfüßige, grauhaarige Frauen in feinleinenen weißen Gewändern, umgürtet mit ehernen Gürteln. Er kannte die Gruselgeschichten, von denen niemand wusste, ob sie wirklich stimmten. Die Frauen begrenzten die Gefangenen, um ihnen anschließend über einem bronzenen etwa zwanzig Amphoren großen Kupferkessel die Gurgel durchzuschneiden. So wie sich das Blut, derjenigen, die keine Zukunft mehr hatten, in den Kessel ergoss, konnten sie ihre Weissagungen für die Zukunft machen.

Diese Ängste kamen von seinem Onkel Aranth. Sein Kopf sei voller Bilder sagte er immer, aber Cutu dachte, dass sich in seinem Kopf Horrorgeschichten tummeln. Aranth sog diese Geschichten auf, wie ein trockener Schwamm Wasser.

— „Um zu malen brauche ich ein Schwarz schwärzer als die tiefste Nacht und ein Weiß heller als die Sonne, ein Rot leuchtender als Blut und Feuer.“

Für jede Farbe hatte er einen überschwenglichen Vergleich. Cutu fragte ihn einmal, warum es nicht genüge, dass sein gemaltes Feuer so rot wie die echten Flammen loderte, warum seine Wiese grüner sein soll als alle in der Natur.

— „Die Menschen nehmen es sonst nicht wahr!“, hatte er ihm geantwortet.

Sein Vater sagte zu Cutu, dass sein Bruder schon immer ein Problem

mit der Wahrnehmung gehabt hätte. Für Aranth lauerten überall Ungeheuer, Gefahren, Tücken, schlichtweg immer das Böse und Gemeine. Seine Mutter sagte nur, Künstler sähen die Welt intensiver, eindringlicher und erkannten sie Dinge, die anderen verborgen blieben.

* * * * *

Wahrscheinlich hatte Gumbrecht die Diskussion in der Pause aufgebracht, denn bereits zu Beginn der zweiten Hälfte des Seminars wirkte Ewa, alias Gumbrecht, angespannt und rutschte unruhig mit einem hochroten Kopf auf seinem Stuhl hin und her. Selbst aus der Entfernung hätten die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminares das Pulsieren seiner Halsschlagader sehen können müssen. Untrügliches Zeichen für diejenigen, die ihn kennen, dass er vor einem Wutausbruch steht. Besonders gut musste man ihn kennen, denn offensichtliche Gefühlsausbrüche sind eine große Seltenheit bei ihm. Aber wenn es um die Etrusker geht, versteht Gumbrecht halt keinen Spaß. Spaß versteht er in der Firma, denn bei der Arbeit hat er ihn schon lange nicht mehr. Wenn jemand seine Arbeit in der Firma tadelt, dann ärgert ihn das zwar, aber es kann ihm nicht mehr unter die Haut gehen, denn wie ein undurchdringlicher Schutzschild umgeben ihn seine etruskischen Kenntnisse und Fantasien. Aus der Firma zieht er schon lange keine Kraft und Selbstvertrauen mehr heraus. Dort hat er schon vor langem seinen Zenit überschritten. Er spürt, dass man mehr seine jahrzehntelange Erfahrung als seine Arbeitsleistung schätzt und keine großen Erwartungen mehr in ihn setzt. Ein Teufelskreis, denn je weniger man von ihm erwartet, desto weniger leistet er und je mehr beschäftigen ihn die mysteriösen Vorfahren der Römer. Sie stärken sein Selbstbewusstsein, aus der Beschäftigung mit ihnen schöpft Gumbrecht seine Lebenskraft. Hier übertrifft er andere. Aber die Etrusker sind auch seine Achillesferse. Ihn dort zu attackieren, sein Wissen in Frage zu stellen, trifft ihn tief im Innern.

Über Jahre hin hat sich Gumbrecht daran gewohnt im Firmen- und auch Bekanntenkreis der unumstrittene Etrusker-Experte zu sein. Selbst Historiker bildeten keine Gefahr für seine Autorität. Fast immer war es so, dass er auf Menschen stieß, die kaum etwas über dieses Volk wussten, aber dennoch eine mystische Begeisterung für sie hegten. Mit ihrer eigenen tiefen Sehnsucht nach Mystik und Geheimnisvollen verwoben sie seine sachlichen Ausführungen zu einer neuen einer nie dagewesenen Wirklichkeit.

Gumbrecht war mit Hilfe der Etrusker aus seiner ihm verhassten Arbeitswelt entflohen. Fliehen wollten auch andere. Häufig — zum Beispiel bei Festen — war er umringt von Fliehungswilligen. Leute, die ihn und vor allem die Etrusker noch nicht kannten. Aber nur kurzfristig umschwirrten sie ihn. Wie Motten vom Licht so wurden sie vom mystischen Unwissen über die etruskische Kultur angezogen. Aber im Gegensatz zu Motten verbrannten sie nicht in seinen bald langweilig und langatmigen Darlegungen, sondern zogen sich schnellstmöglich zurück, meist bevor sich etwas in ihren Erinnerungen einbrennen konnten. Wenn sie erkannt hatten, dass die Etrusker keine Fluchtmöglichkeit boten. Wenn sie enttäuscht erkannten, dass ihnen Gumbrecht stellvertretend für die Etrusker keine neue Heilslehre bieten konnte. Keine neue Geheimwissenschaft für Ihre Krankheiten, die besser als Bachblüten, Homöopathie oder die heilende Kraft der Steine wäre. Also eine weitere Therapie, die sich ihrer bisher nicht kurierbaren Leiden annehmen würde. Sie wandten sich ab von Gumbrecht und den Etruskern, wenn sie erkennen mussten, dass er ihnen keine neuen Schutzheiligen zum Schutz ihres Seelen- aber auch materiellen Heils für ihr ansonsten glaubens- aber nicht aberglaubensloses Leben zu bieten hatte. Auch versprach er keine neuen Liebeslehren, die ihr erotisches Leben oder das Fehlen dessen aufpeppen würden. Keine neuen Meditationstechniken, die ihnen das so dringend benötigte Selbstvertrauen liefern könnten.

Als Cutu ein von Gumbrecht benutztes etruskisches Wort in einer anderen Aussprache und einer anderen Betonung wiederholte, explodierte Gumbrecht.

— „Wie kommen Sie dazu meine Aussprache zu korrigieren?“, brüllte Gumbrecht mit hochrotem Kopf, „Niemand weiß, wie die Etrusker gesprochen haben!“

— „Ich weiß es!“, sagte Cutu mit einem mystischen Lächeln, was jeden Jesus-Darsteller bei den Passionsspielen neidisch machen würde.

— „Das ist lächerlich! Ein kostümierter Seminarleiter glaubt zu wissen, was kein Experte weiß! ... Niemand kann es wissen, denn wir haben kaum schriftlich Überliefertes. Im Wesentlichen nur Grabinschriften. Wenn es wenigstens Dichtungen gäbe, dann könnte man einiges aus dem Versmaß und gegebenenfalls Reimen schließen. ...“, poltert Gumbrecht und wird von Sylvia unterbrochen.

— „Er meint, das er weiß, dass niemand wisse, wie die Etrusker gesprochen haben!“, sagt Sylvia zu Cutus Verteidigung.

— „Danke Sylvia!“, sagt Cutu in süßlicher Stimme und ergänzt dann „Ich meine immer alles so, wie ich es sage, und wenn ich sage ‘Ich weiß es!’, dann weiß ich es!“

— „Ein alternder Hippie in der Toskana weiß wie sie gesprochen haben. Sie sprechen bestimmt fließend etruskisch, haben es mit der Muttermilch schon eingesogen ...“, meldet sich Gumbrecht schäumend vor Wut.

— „Woher wollen Sie wissen, dass es nicht so war?“, sagte ihr Referent mit einem abgeklärten Lächeln.

* * * * *

Zielstrebig bewegte sich Gumbrecht zum Ende des langen Ganges. Frauke folgte ihm direkt, während Cedrik immer ein paar Schritte zurücklag. Immer wieder bleibt er stehen, schaut sich ängstlich um, wie einer der damit rechnet verfolgt zu werden, und zuckt zusammen, wenn er irgendwo Schritte, entfernte Stimmen, die Wasserspülung oder sonstige kaum wahrnehmbare Geräusche hört. Jedes Mal sieht es so aus, als überlege er, ob er überhaupt weitergehen soll. Die letzte Türe am Ende des Gangs müsste nach Gumbrechts Überlegungen der Eingang zum hinteren Teil des Ladens sein.

— „Wir können doch nicht einfach dort hineingehen, wenn keiner da ist, das ist doch dann nichts anderes als Einbruch!“, moserte Cedrik des Öfteren.

— „Wenn die Türe offen ist, dann ist das kein Einbruch! Wenn sie abgeschlossen ist, gehen wir wieder!“, sagte Gumbrecht.

— „Die Türe ist sicherlich eh zugesperrt. Wenn nicht, dann“, flüsterte Frauke.

— „dann ist es schlimmstenfalls Hausfriedensbruch, wenn wir hineingehen. Wir könnten immer noch sagen, dass wir uns verirrt haben!“

Als Gumbrecht die besagte Türe erreichte, schaute er sich nochmals im Flur um, ob wirklich niemand außer ihnen dreien dort wäre. Er klopfte leise an der Türe, denn er wollte die Türe nicht einfach so öffnen, falls sich jemand im Innern befände. Als sich nach einer wie eine Ewigkeit erscheinenden Minute niemand meldete, drückte er vorsichtig die Türklinke herunter.

Gumbrecht war die treibende Kraft hinter der Aktion. Kaum hatten sie mit den anderen den Souvenirladen verlassen gehabt, wiederholte er immer wieder, dass er nochmals in diesen Raum müsse. Er brauche Klarheit über diese Schatzkammer. Gumbrecht fand es merkwürdig, wie er sagte, wenn Kunstschatze im Hinterraum eines Souvenirladens schlummerten, auf die jedes Museum neidisch wäre. Solange Cedrik glaubte, dass es nur Gerede von Gumbrecht wäre, dass er es nicht ernsthaft versuchen würde in diesen Raum zu gehen, war es ihm egal. Es störte ihn auch nicht allzu sehr, dass

Frauke auch von diesem Schatz der Etrusker begeistert schien. Aber beim Essen, als sie schon fast fertig waren, und die anderen schon das Restaurant verlassen hatten, wurde klar, dass es Gumbrecht ernst meinte und er nach dem Essen sofort los wollte. Wahrscheinlich gäbe es auch einen Weg durch den Keller in diesen Raum. Durch die Türe, durch die der Etrusker gekommen sei. Wahrscheinlich sei es die Türe am Ende des langen Ganges hinter den Toiletten. Das sei verrückt, das könnten sie doch nicht machen, wehrte sich Cedrik. Als Frauke klarstellte, dass er ja nicht mit müsste, aber sie auf jeden Fall mitginge, ging Cedrik schmollend, wie ein Kind mit. Er wollte sie nicht alleine mit Gumbrecht lassen.

Cedriks Hoffnung, dass die Türe verriegelt sei, löste sich gewissermaßen in Knarren und leisem Quietschen auf, als Gumbrecht vorsichtig die Türe einen Spalt weit öffnete. Dann hielt er wieder inne, lauschte, ob es irgendwelche Geräusche gäbe, die daraufhin deuteten, dass sie bemerkt worden seien. Vorsichtig lugte er in den Raum. Flüsternd und mit strahlendem Gesichtsausdruck verkündete er den anderen, dass es der gesuchte Raum sei und niemand drin sei. Dann öffnete er ohne weitere Vorsicht die Türe komplett und betrat den Raum.

— „Die Kette mit dem Anhänger ist nicht mehr da!“, sagte Frauke, der man ihre Enttäuschung ansehen konnte.

— „Das sind echte etruskische Grabsteine!“, hauchte Gumbrecht ehrfürchtig, der auf dem Boden kniete und mit seinen Fingerkuppen über den Stein strich.

Cedrik ermahnte ihn mit einem kaum hörbaren Psst und über den Mund liegenden Zeigefinger ruhig zu sein. Ohne einen Laut zu machen schlich sich Cedrik zum Vorhang, der Shop und Hinterraum trennt und bewegt ihn vorsichtig zur Seite. Dann schaut er mit dem ganzen Kopf durch und endlich kommt sein beruhigendes aber geflüstertes „Nichts! Ich muss mich wohl verhört haben!“. Alle Jalousien sowohl des Ladens als auch des Hinterraums waren heruntergezogen, um den Raum vor der Mittagssonne zu schützen. Niemand konnte sie so von draußen sehen, aber im Raum herrschte dadurch ein Dämmerlicht. Er würde mal genauer im Shop nachschauen, sagte Cedrik, als er durch den Vorhang huschte.

Gumbrecht schlängelte sich wie ein Kind auf allen Vieren zwischen den Steinen herum und jammerte leise, dass es zu düster sei, um alles richtig erkennen zu können. Frauke konnte von ihm nur noch seine Unterschenkel und Füße sehen, während sie selbst auf dem Boden vor einer Kiste kniete, in der sie hoffte, die Kette zu finden. Sorgfältig in Tücher und Zeitungen befanden sich darin diverse Kunstgegenstände, die alle sehr alt schienen. Geduldig wühlte sie in der Kiste, enthüllte und verhüllte einen Gegenstand

nach dem anderen. Cedrik musste sich sicherer fühlen, denn seine Schritte klangen plötzlich lauter. Lauter und energischer, aber dennoch bemüht keine Geräusche zu machen. Wer sollte schon kommen. Man war schließlich im Süden und dort herrschte jetzt Siesta. Niemand würde in den Laden kommen. Die Schritte, wieder vorsichtiger und kaum hörbar, näherten sich ihrem Raum. Sie wühlte weiter in der Kiste, begann nun mehr Systematik in ihre Suche zu bringen. Zuvor kam es immer wieder vor, dass sie die gleichen Gegenstände enthüllte, weil sie beim Zurücklegen unachtsam war. Gumbrecht lag bewegungslos zwischen den Steinen, leise keuchend. Gerade als sie glaubte alles durchwühlt zu haben und das Amulett nicht mehr zu finden, fand sie den Anhänger. Überglücklich richtete sie sich auf und hielt es in Richtung des, wie sie glaubte, sich nähernden Cedrik. Aber es war nicht Cedrik, sondern der kleinere der beiden Gehilfen Gardas. Dies alleine wäre schon erschreckend genug gewesen, aber in seiner Hand hielt Giorgio eine Waffe.

— „What do you do here?“, sagte er grinsend und zeigte mit seiner Waffe nacheinander mit seiner Pistole auf Gumbrechts Beine und auf sie.

Frauke umklammerte das Kreuz, als könne sie sich daran festhalten, als biete es ihr Schutz. Er schien nicht zu wissen, dass auch Cedrik da war. Er konnte ihn nicht bemerkt haben, denn das hätte sie gehört. Cedrik könnte ihnen vielleicht helfen. Gumbrecht krabbelte vorsichtig rückwärts.

Frauke glaubte ein ganz leises Knacken im Geschäft gehört zu haben und war froh, dass es der Kleine nicht bemerkt hatte. Damit er keine Chance hätte, etwas zu hören, begann sie ohne Unterlass zu plappern in einem Gemisch aus Englisch und Deutsch. Untermalt wurde ihre Geräuschkulisse von Gumbrecht, der nur kräftig schnaubte, nachdem er sich aufgerichtet hatte. Sie hätten sich nur einmal umschauchen wollen, sagte sie. Es wäre niemand da gewesen und die Türe sei offen gewesen und da seien sie einfach hineingegangen. Natürlich, das sei nicht richtig, aber sie hätten nichts Böses im Schilde geführt. Dann fing sie wieder von vorne an, leicht andere Wörter mehr in Englisch, da der Kleine sie mehr und mehr genervt anschaute und dabei unruhig mit der Waffe wackelte.

Cedrik schlich sich in den Raum. Frauke schaute krampfhaft in einer anderen Richtung, um ihn nicht mit ihren Blicken zu verraten. Gumbrecht, der auf Frauke schaute, hatte Cedrik noch nicht bemerkt. Hoffentlich würde Gumbrecht nicht zu unachtsam sein und Cedrik durch ein verräterisches Minenspiel enttarnen. In seiner Hand hält Cedrik eine der etwas dreißig Zentimeter großen Messing-Figuren. Eine Replikat eines alten Etruskers, den man in einem Grab gefunden hatte. Cedrik drückt ihm die Figur in den Rücken und hofft, dass Giorgio sie für die Mündung einer Waffe hält. Ce-

drik droht ihm zu schießen, wenn er seine Waffe nicht fallen ließe.

* * * * *

— „Wir hätten noch nicht fahren sollen!“

Eigentlich hatte Cutu bereits alle Hoffnung aufgegeben, dass er auf seinem eigenen Schiff sein konnte, aber diese Stimme war unverkennbar. Mamarce! Ebenso wie die Stimme des Antwortenden.

— „Was hätten wir tun sollen?“, hörte er Vulca genervt antworten.

— „Wir hätten noch ein paar Stunden warten können!“, sagte Mamarce. „Jetzt ist niemand da, der ihm helfen kann!“

— „Neri hat versprochen . . .“, sagte Vulca.

Aber Mamarce ließ ihn nicht ausreden und schrie voller Verachtung den Namen Neri aus. und sagte dann, dass bei Neri noch nicht einmal seine eigene Mutter sicher sei.

— „Die ist tot!“

— „Wie starb sie?“

— „Sie wurde vergiftet.“

— „Und man hat sicherlich nie herausgefunden, wer es gewesen ist?“

— „Doch hat man! . . . Jedenfalls nicht Neri!“

Sie könnten doch jetzt nicht einfach so heimfahren, als ob nichts passiert sei, während Cutu sich in großer Gefahr befände.

— „Also nochmals: Cutu wurde von diesem verdammten Karthager . . .“, begann Vulca.

— „Abdanitu stammt von Ichnoussa und nicht von Karthago!“, korrigierte ihn Mamarce.

— „Egal, die von Ichnoussa sind eh noch verschlagener!“, sagte Vulca, während er gehässig lachte. „Es gibt nun zwei Möglichkeiten: Entweder wird Cutu noch von Neris Leuten gefunden, dann wird Neri ihn mit dem nächsten Schiff zurückschicken. Das hat er mir versprochen! Oder wir werden bald von einer Lösegeldforderung hören. Dann kaufen wir ihn einfach wieder frei!“

— „Und woher weiß Neri, dass Abdanitu . . .“

— „Ich denke, dieses Gespräch führt zu nichts!“, sagte Vulca.

— „Was, wenn Abdanitu ihn nur vor Neris Häscher retten wollte? Weil sie ihm auf den Fersen waren und ihn umbringen sollten?“, sagte Mamarce.

Gumbrecht spreizte mit Daumen und Zeigefinger zwei Lamellen der Jalousie, um besser auf den Hof sehen zu können. Ungeduldig wartete er, dass Frauke und Cedrik auftauchten. An einen Stuhl gefesselt saß in der Mitte des Raumes Giorgio. Sie hatten ihn geknebelt, damit er nicht schreien könne. Dennoch war Giorgio nicht still. Sein ständiges Stöhnen und Röcheln war nicht laut genug, um von anderen gehört werden zu können, aber deutlich genug, dass Gumbrecht seinen Protest und sein Unwohlsein spürte. Manchmal wirkte es für Gumbrecht so, als wäre er am Ersticken, aber er sagte sich, dass dies nicht sein könne, da ja seine Nase frei war. In seiner rechten Hand hielt Gumbrecht den Revolver, den sie Giorgio abgenommen hatten. Immer wieder musste er die Waffe beiseite legen, um sich seine schwitzenden Hände an seiner Hose abzuwischen. Dabei schaute er dann misstrauisch auf Giorgio, so als könne der Gefesselte diese Gelegenheit nutzen, ihn anzugreifen. Gumbrecht fragte sich, was er tun würde, wenn jemand den Raum betreten würde. Er müsste sie mit der Waffe bedrohen, aber davor fürchtete er sich. Was, wenn jemand sich nicht von ihm bedrohen ließe? Wenn jemand spürte, dass er nicht kaltblütig genug wäre, um wirklich abzudrücken. Was, wenn jemand einfach näher käme, langsam auf ihn zugehe und ihm dann widerstandslos die Waffe abnehme. Gumbrecht glaubte, dass man es ihm direkt ansehen würde, dass er nicht schießen könnte. Oder würde er es doch tun und aus Angst abdrücken? Vielleicht aus Versehen mit seinen schweißnassen Fingern abrutschen, weil er zu sehr zitterte. Bereits jetzt zitterten seine Hände so sehr, dass er keine Suppe mehr löffeln könnte.

Wo blieben sie so lange? Sie wollten nur in ihre und sein Zimmer gehen, um das Gepäck zu holen. Hatte sie jemand aufgehalten? Es wäre doch sicherlich verdächtig, wenn man sie mit dem ganzen Gepäck sähe. Aber sie könnten einfach sagen, dass sie weg wollten. Schließlich konnte sie niemand zwingen zu bleiben.

Plötzlich erschrak Gumbrecht, als er Garda über den Hof laufen sah. Unwillkürlich zuckt seine Hand von den Lamellen zurück. Was wenn Garda nun draußen bliebe oder, was noch schlimmer wäre, wenn sie in den Shop käme. Die ganze Zeit kam sich Gumbrecht bereits wie ein Verbrecher vor, aber jetzt fühlte er sich wie einer, der in die Enge getrieben war und dessen kurze Karriere außerhalb des Gesetzes zu Ende ging.

Gumbrecht versuchte jeden Blickkontakt mit Giorgio zu vermeiden. Vergeblich versuchte er seine Augen zu meiden, obwohl sie nicht mehr stechend und brennend waren. Keinerlei Aggression spiegelte sich in ihnen.

Wie ein treuer Hund klebten Giorgios Blicke an ihm. Einer der seinen Herren auch Misshandlungen verzeiht. Einer der um Gnade fleht, nicht verstehen kann, was seinen Herrn so gegen ihn aufgebracht haben könnte. Gumbrecht kämpfte gegen den Drang ihn einfach loszubinden und dann nach draußen zu Garda mit ihm zu gehen. Er würde lachen, sagen, dass alles ein dummes Missverständnis sei. Sie hätten sich wie dumme Kinder benommen, aber hätten nie etwas Böses im Schilde geführt. Aber dann blickte Gumbrecht wieder auf die etruskischen Gegenstände im Raum. Es musste sich hier um eine Grabräuber- und Schmugglerbande handeln. Wenn ihnen klar würde, dass ihr Geheimnis enttarnt war, würden sie garantiert keinen Spaß mehr verstehen. Für einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, dass Garda möglicherweise nichts von dem ganzen Treiben wüsste, dass er sie einweihen könnte, aber dann verwarf er die Idee wieder. Sie konnten dadurch nichts gewinnen.

Vorsichtig lugte er wieder durch die Lamellen und sah, dass Garda es sich auf einer der Liegen neben dem Swimmingpool gemütlich gemacht hatte, im Schatten der mehrstämmigen Steineiche. So wie sie dort lag, konnte sie nicht auf den Weg sehen. Wenn Frauke und Cedrik kämen, würde er zu Garda gehen, würde sie in ein unverfängliches Gespräch verwickeln, während Cedrik und Frauke unbemerkt das Gepäck durch das, wie er sehen konnte, offene Tor hinaustragen würden.

* * * * *

— „Duckt euch!“, warnte Gumbrecht, der durch den scheibenlosen Fensterrahmen gespäht hatte und dann erschrocken zur Seite wich.

Eigentlich kam seine Warnung völlig unnötig für Frauke und Cedrik, denn diese hockten bereits auf dem nackten Boden des halbzerfallenen Hauses. Man konnte sie von außen nicht sehen. Über ihnen der blaue Himmel, denn das Dach war wohl schon vor langer Zeit eingestürzt oder vielleicht auch abgedeckt worden, weil jemand die Ziegel brauchte. Auf dem Boden lagen nur Ziegelscherben. Die Ruine stand inmitten einer weiten Wiese. In der Mitte des Raumes hatte sich ein noch kleiner Baum seinen Weg durch den Beton gekämpft. Dennoch hatte die Ruine von weitem wie ein bewohntes Landhaus gewirkt.

Sie hatten lebhaft diskutiert, ob es sinnvoll sei, die Polizei zu informieren. Cedrik hatte gesagt, dass sie es doch gewesen seien, die in den Shop eingedrungen waren. Das sei auf jeden Fall Hausfriedensbruch, wenn nicht sogar

Einbruch und außerdem hätten sie sich der Freiheitsberaubung schuldig gemacht. Sie hatten den Kleinen an einen Stuhl gefesselt mit einem Knebel im Mund im Laden zurückgelassen.

— „Okay!“, gab Gumbrecht vom Fenster wieder Entwarnung, „es sind nur zwei Mountainbiker! Weiß der Geier, weshalb die ausgerechnet über diese Wiese fahren. Für einen Moment sah es so aus, als wollten die hierher kommen, aber jetzt fahren sie anscheinend doch weiter.“

— „Er hatte uns mit seiner Waffe bedroht und wir handelten in Notwehr!“, knüpfte Frauke wieder an ihre vorherige Diskussion an.

— „Notwehr gibt’s nicht für Diebe!“, widersprach Cedrik sofort.

— „Das sind Antiquitätenschmuggler, und wir müssen sie anzeigen!“, sagte Gumbrecht.

— „Was nicht bewiesen ist. Angenommen in dem Raum waren wirklich illegale Antiquitäten. Bis wir die Polizei verständigt haben und die dort auftaucht, haben die den Raum längst leergeräumt. Wir haben nichts in der Hand gegen sie.“, räumte Cedrik ein.

— „Doch, haben wir!“, sagte Frauke lachend, und öffnete ihre linke Hand, in der sie das etruskische Kreuz hielt.

Sie habe es die ganze Zeit mit sich herumgeschleppt. Unwillkürlich. Es war als hätte es an ihrer Hand geklebt. Es sei die Angst gewesen und das Kreuz habe ihr merkwürdigerweise Halt gegeben.

Cedrik konnte Frauke nicht verstehen. Verstand sie nicht, was passieren würde, wenn sie die Polizei einschalteten? Die Grabräuber hatten Wolff weggeschafft und wussten sie genau Bescheid, was passiert war. Vielleicht hatten sie sogar alles beobachtet gehabt. Wenn es ihnen oder Gumbrecht gelänge die Bande hochgehen zu lassen, würden die anschließend behaupten, dass es Mord gewesen sei. Sie würden bezeugen es gesehen zu haben.

— „Sieht jemand von euch einen Polizeiposten? Überhaupt irgendein Haus? Ich sehe nur Wald! Also ist die Diskussion völlig verfrüht. Lasst uns erst einmal ein Haus oder ein Dorf finden, dann können wir weiterreden!“, sagte Cedrik. „Außerdem sind wir hier in Italien, da weiß man doch, wie das mit organisiertem Verbrechen und der Polizei geht.“

— „Also wir sind in der Toskana nicht in Palermo!“, entgegnete Gumbrecht

— „Am Schluss stehen wir noch als die eigentlichen Verbrecher da. Wer weiß, was die uns anhängen werden.“, fuhr Cedrik ungerührt fort.

* * * * *

Cutu war hungrig und vor allen Dingen durstig. Es war Nacht und die See war ruhig. Cutu schlief und träumte von Oasen mit frischem klaren Wasser, in dem er badete.

— „Nimmt bitte den Korb herunter, aber leise!“, hörte er eine flüsternde Frauenstimme.

Mit ihr hatte er nicht gerechnet. Wieso, war sie an Bord. Sie hatte zwar gesagt, dass sie nachkäme, aber er hatte nicht daran geglaubt.

Quietschend und knarrend wurde der Korb über dem seinem angehoben. Aber Thiphilnias Helfer achteten darauf, dass sich diese Geräusche in die sonstigen Geräusche des Schiffen einfügten.

— „Warum bist du nicht sofort zum Schiff gegangen? ... Was wolltest du bei dieser Schlampe?“, fragte ihn Thiphilnia.

— „Sie sagte, dass sie wichtige Informationen über meinen Vater habe.“

— „Woher wusstest du?“

— „Dass du bei Melissa warst?“

— „Nein, dass Abdanitu ...“

— „Stenia sah, dass du in seinem Laden verschwandest und nicht mehr herauskam!“

— „Und Melissa hatte dich zu Stenia geschickt!“

— „Genau!“

* * * * *

Ein goldener Käfig war es, dachte Gumbrecht, in dem er gefangen war. Sein Käfig heißt Arbeitsplatzsicherheit. Nahezu unkündbar wegen jahrzehntelanger Betriebszugehörigkeit und weil er über fünfzig Jahre alt war. Ein Käfig dessen Türe er selbst jederzeit öffnen könnte, wenn er nur wollte. Aber draußen lauerte der soziale Abstieg wie eine Katze auf einen Hamster. Auch wenn er sie nicht sehen konnte, würde sie sich aus dem Nichts auf ihn stürzen. Spitze Krallen, die schmerzten, und sich pfeilschnell in sein Fleisch hakten. Langsam und qualvoll. Aber in seinem Käfig bleibt ihm nur sein Hamsterrad. Ein Käfig, der ihn in einer unendlich scheinenden Monotonie gefangen hält, ihn lähmt, entmutigt und ihm seine Lebensfreude raubt.

Nein, dachte Gumbrecht, er war kein Hamster, eher ein Löwe, ein Zirkuslöwe, einer dem man applaudierte, wenn er seine Kunststückchen zur allgemeinen Zufriedenheit vollführte. Ein Löwe, den man mit Leckerbissen verwöhnte, die er in der Savanne vergeblich suchen würde, aber immer drohte die Peitsche. Außerhalb seines Käfigs war die weite Savanne, die

Freiheit, aber er fürchtete sich. Es war nicht nur die Arbeitsplatzsicherheit, die Angst davor einen neuen Job nicht halten zu können oder gar keinen neuen Arbeitsplatz mehr zu finden. Er fürchtete sich davor und diese Furcht wuchs nahezu zur Gewissheit, dass sich im neuen Job nichts grundlegend ändern würde. Dass dort wieder Tag für Tag glanzlos verstreichen könnte.

Sagte nicht Sallust, dachte Gumbrecht, man müsse sich bemühen mit höchster Kraft danach zu streben, das Leben nicht unbeachtet oder mit Stillschweigen zu verbringen. Seine Füße schmerzten von den Anstrengungen der letzten Tage, so wie sie noch nie zuvor geschmerzt hatten. Dennoch empfand er es als ein angenehmes Gefühl. Sein bisheriges Leben in der Firma war Schmerzvermeidung. Seine Tage waren wie sie nach seiner Auslegung von Sallust nicht sein sollten: stillschweigend auch wenn er noch so viel redete. Jeden Montagmorgen eine neue Variation der Frage von Sylvia oder anderen Kolleginnen und Kollegen, wie sein Wochenende gewesen sei. Aber eigentlich war sie nicht interessiert an dem, was er sagte. Wie sollte sie auch, denn es gab ja nichts zu berichten. Immer wieder, Woche für Woche die gleiche Gegenfrage, und auch er interessierte sich nicht für das, was sie sagte. Belanglosigkeiten. Aber warum sollte sie jemandem, der so offensichtlich kein Interesse zeigte, persönliche Dinge anvertrauen? Jeden Montagmorgen die Abteilungsbesprechung. Blick in müde Gesichter. Leute, die noch im Wochenende weilten und teilweise schon das nächste kaum erwarten konnten. Die ganze Besprechung ein Ritual. Jeder versuchte seine Arbeit der letzten Woche möglichst positiv darzustellen. Hervorhebung von Problemen, die mangelnde Produktivität kaschieren sollen. Es schmerzte nicht, aber es war Zeitvergeudung. Immer öfters ertappte er sich dabei, dass es ihn überhaupt nicht interessierte, was sie sagten oder dass er sogar minutenlang gar nicht zuhörte. Sollte dies so bis zu seiner Pensionierung weiter gehen? Nein, so würde es noch nicht einmal weiter gehen, wenn er nichts tat. Man würde ihm weiter Verantwortung entziehen und warten, dass er endlich in den vorgezogenen Ruhestand ginge. Unendliche Monotonie würde ihn langsam herausquälen.

* * * * *

Frauke und Cedrik sitzen mit angewinkelten Beinen nebeneinander mit dem Rücken gegen die Außenwand der Landhausruine. Gumbrecht sitzt ihnen gegenüber in einer Ecke und scheint zu schlafen. Schon eine Weile hat niemand von ihnen gesprochen. Sie wirken erschöpft und müde. Frauke spielt

mit kleinen Scherben von Dachziegel, die sie zu einer Kreislinie zusammengeschoben hat. Cedrik entnimmt eine der Scherben aus der Kreislinie, die viel größer als alle anderen ist und damit die Linienstruktur stört. Schweigend ersetzt er die Scherbe durch zwei andere, die in ihren Größenverhältnissen besser zu den übrigen passen.

Cedrik hatte immer noch das Gefühl, Frauke überzeugen zu müssen, dass es falsch wäre, die Polizei einzuschalten. Minuten vorher hatte er beschwörend zu Frauke geflüstert, dass sie Gumbrecht deswegen umstimmen müssten. Frauke hatte ihn mit weit geöffneten Augen angeschaut, aber ihm keine Antwort gegeben. Er hatte das Gefühl gehabt, als habe sie ihn überhaupt nicht verstanden. Dann hatte sie weiter ihre Scherben auf dem Boden verschoben.

Plötzlich überrascht sie Cedrik mit der Bemerkung, dass sie jetzt verstanden habe. Sie wisse jetzt, was die Ursache gewesen sei. Aber es geht nicht um das von ihm angesprochenen Problem. Sie weilt in der fernen Vergangenheit. Jahrelang habe sie auf das Abi hingearbeitet. Ständig habe sie davon geträumt, endlich fertig zu sein und das begehrte Papier in der Hand zu halten. Er müsse das Gefühl doch auch kennen. Cedrik nickt und wartet gespannt, worauf sie hinaus will.

— „Die Feier ist wohl das Größte im Leben eines Gymnasiasten! Feierliche Musik, Reden und dann überreicht der Direktor einem das Zeugnis. Wenn die Eltern und Großeltern sich um die Bühne drängen, um den feierlichen Augenblick im Foto festzuhalten ...”

Sie stockte und Cedrik schob ein, immer noch beinahe flüsternd aus Rücksicht auf Gumbrecht, dass es bei ihm nicht ganz so festlich zugegangen sei. Eigentlich sei es schon feierlich gewesen, aber er könne so eine Stimmung nicht richtig aufnehmen. Es pralle an ihm gewissermaßen ab. Erst viel später werde ihm bewusst, das etwas Bedeutendes passiert sei. Eigentlich sei aber nicht die Feier sondern der Abschluss und dessen Endgültigkeit und die damit verbundenen gravierenden Änderungen im Leben das Entscheidende. Als Cedrik merkt, dass Frauke ihm zum einen nicht zuhört und andererseits gerne sprechen will, schweigt er.

— „Ich habe es mir wahnsinnig gewünscht, seit ich einmal lange vor dem eigenen Abitur an einer Feier teilgenommen habe. Mit Vater und Mutter, beide zusammen auf der Bühne, übergücklich. Das habe ich mir mehr als das Abiturzeugnis selbst gewünscht. ...”, Frauke macht eine Pause und schluckt, als blockiere plötzlich ein Kloß ihren Hals. „Kannst du dir vorstellen, was es bedeutet, wenn dein eigener Vater fehlt?”

— „Deiner war nicht da?”, fragte Cedrik, weil ihm nichts Besseres einfel.

Für sie sei es so gewesen als sei alles umsonst gewesen. So als sei das Abiturzeugnis mit einem Male wertlos geworden.

— „Ich müsse verstehen sagte er, es ginge um einen der größten Aufträge seit er in der Firma sei und wenn er nicht dabei wäre . . . Wie immer sagte ich kleinlaut ‘Versteh ich!’, aber diesmal verstand ich ihn ganz und gar nicht. Wie immer sagte er „Schau’ nicht so traurig! Ich kann’s doch auch nicht ändern!’ Genau das glaubte ich ihm diesmal nicht. Einmal im Leben mache ich Abitur, aber ein Auftrag ist wichtiger. So als könne ihn niemand vertreten. Bei der Feier konnte ihn jedenfalls wirklich niemand vertreten. Auch wenn meine Mutter da war, fühlte ich mich entsetzlich alleine. Während unser Direktor mir das Zeugnis überreichte, schaute ich plötzlich so traurig aus, dass er mir einen extra Klapps auf die Schulter gab und scherzend sagte ‘Gibt Schlimmeres als ein bestandes Abitur’ ”

— „Vielleicht konnte ihr Vater ja wirklich nicht anders . . .”, versuchte Gumbrecht, der anscheinend doch nicht geschlafen hatte, ihren Vater zu verteidigen.

Schlimmer noch seien zwei Freundinnen ihrer Mutter gewesen, die sich während der Feier über die Abwesenheit ihres Vaters unterhielten. Sie hätten nicht bemerkt, dass sie hinter ihnen stand und dieser Minidialog hatte sich fest in ihr Hirn gebrannt:

— „Eigentlich hatte ich es nicht anders von ihm erwartet!”, sagt die eine.

— „Aber heute hätte er doch wirklich kommen können . . .”, sagt die andere.

— „Er hat sie einfach nie richtig angenommen . . . So etwas soll vorkommen bei Kuckuckskindern!”

— „Bei der Abifeier habe ich erkannt,”, sagte Frauke in der Landhausruine, „dass ich die Liebe meines Vaters . . . also ich denke immer noch von ihm als meinen Vater, auch wenn er es biologisch nicht ist . . . All mein Ehrgeiz hatte nichts genutzt, ihn zu gewinnen. . . . Vorhin ist mir klar geworden: Mit Holger habe ich jemanden wie meinen Vater geheiratet, aber diesmal sollte alles anders laufen. Weißt du warum ich ihn geheiratet habe?”, sie schaute ihn an und fuhr sofort fort, „Einmal sagte er ‘Frauke, ich liebe dich so wie du bist!’ Also brauchte ich mich nicht zu verstellen, brauchte nicht auf besonders toll zu machen.”

* * * * *

Sie hatten die Ruine verlassen. Gumbrecht hatte anscheinend wieder zu seinem alten Optimismus und seiner Weltvergessenheit zurückgefunden. Er

führte sie an, als handle es sich um einen Sonntagsspaziergang. Er hatte die Richtung bestimmt. Alle Wege seien besser als der, den sie gekommen seien. Sie wären aus dem Westen gekommen, wären kilometerweit gelaufen ohne, dass es irgendeine Behausung gegeben hätten, wenn sie nun weiter gegen Osten liefen, müsste bald ein Ort kommen, so dünn sei die Toskana schließlich nicht besiedelt. Panik und Angst schienen verflogen bei Gumbrecht. Für ihn schien wieder alles ein fröhliche Wanderung zu sein und ihre Situation war zu einer der Realität enthobenen mathematischen Kopfnuss geworden.

Gumbrecht wunderte sich, dass Cedrik und Frauke John Nash nicht kannten. Besonders von Cedrik habe er es eigentlich erwartet. Immerhin sei Nash bisher der erste und einzige Mathematiker gewesen, der einen Nobelpreis erhalten habe. Von Nash sei das Nash-Gleichgewicht, welches man mit dem Gefangenen-Dilemma beschreiben könne. In so einer ähnlichen Situation seien sie auch. Zwei Gefangene sitzen in getrennten Zellen. Sie können nicht miteinander kommunizieren. Sie werden wegen einiger leichter Vergehen beschuldigt, die ihnen aber jeweils etwa ein Jahr Gefängnis bringen würden. Aber es ist sicher, dass einer von beiden sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht hat, zum Beispiel Raubüberfall oder gar Mord. Man weiß aber nicht wer. Nur ein Geständnis eines der Gefangenen könnte Klarheit bringen.

Als Gumbrecht Mord sagte, zuckte Frauke sichtlich zusammen und sagte, dass dies doch wohl überhaupt nichts mit ihrer Situation zu tun habe.

— „Ist doch egal ob Mord oder sonst ein schweres Vergehen. Hier geht es um Mathematik.“, sagte Gumbrecht „Wenn beide Gefangene schwiegen, also kein Geständnis ablegten, könnte man sie nicht des schweren Vergehens überführen. Wenn einer der beiden, also nicht beide, den anderen anschwärzte, dann würde er dafür mit einer Art Kronzeugenregelung ganz ohne Strafe ausgehen und der andere erhielte eine Strafe von — sagen wir — zwölf Jahren. Belasten sich jedoch beide gleichzeitig, so erhalten sie beide zehn Jahre Gefängnis.“

* * * * *

Es musste etwas passiert sein, Frauke und Cedrik spürten es sofort, als Gumbrecht von der Toilette zurückkam, wo es laut Aussage des Patrone einen Münzfersprecher gäbe. Gumbrecht, der bisher als einziger der dreien ruhig und entspannt gewirkt hatte, so als könne ihn nichts tangieren,

wirkte nun angespannt und nervös. Obwohl er sich große Mühe gab seine Angst und Aufregung hinter einer zur Schau gestellten Gelassenheit zu verbergen. Unruhig rutschte er auf der vorderen Sitzfläche seines Stuhls umher und schaute sich verstohlen unter den wenigen anderen Gästen um.

Nach der panikartigen Flucht war ihnen dieser kleine malerische Ort auf der Spitze eines Hügels wie der Himmel vorgekommen. Schon von weitem sahen sie die beleuchtete Telefonzelle, die ihnen die Rettung versprach. Gumbrecht, der am besten Italienisch von ihnen sprach, eilte in die Zelle und kam jedoch wenige Sekunden später mit einem Hörer dessen Kabel durchgeschnitten war heraus. Im Ort gäbe es sicherlich genügend Möglichkeiten zu telefonieren.

Auch die nächste Chance entpuppte sich schnell als aussichtslos. Ob sie vielleicht ein Handy dabei hätten, sprach Gumbrecht ein Paar an, dass ihnen auf der schmalen steil ansteigenden Gasse entgegenkam. Eine Gasse mit vielen malerischen Häusern, in der sie sich, wenn sie normale Touristen gewesen wären, gegenseitig fotografiert hätten, die natursteinerne Kirche im Hintergrund. Gott bewahre, nein, exaltierte sich die Dame, die ein kurzes Trägerkleid trug, dass ihre dicken sonnenverbrannten Brüste nach oben drückte. In Deutschland schleppe ihr Mann immer dieses Ding mit sich herum, allzeit bereit für seine Firma, aber für den Urlaub hätten sie — wobei kurzfristig ein leidender Gesichtsausdruck über das Gesicht ihres Begleiters zu huschen schien - eine Übereinkunft getroffen, dass das Ding im Hotel bliebe, gewissermaßen für den Notfall.

— „Das ist ein Notfall!“, hatte Gumbrecht eingewandt.

Sie schien die letzte Bemerkung überhört zu haben, aber ihr Mann in cremefarbener langer Hose und Polohemd, auf dem ein Krokodil verkündete, dass es möglicherweise ein Markenhemd sei, verstand sofort. Bei ihm währte der Notfall schließlich einen ganzen Urlaub lang. Tag für Tag handylos zu sein. Unruhig wackelte er mit seinen tiefbraunen Zehen, die aus funkelnagelneuen Sandalen lugten.

Er habe ihr ja immer gesagt, dass man das Handy besser immer dabei habe, man wisse schließlich nie, wann ein Notfall eintreffe. Wenn er das Ding wenigstens ausgeschaltet ließe, aber er würde es immer wieder anschalten. Mal sehen, ob nicht eine wichtige SMS oder einer Nachricht auf dem Anrufbeantworter sei. Und wenn dass etwas Wichtiges von seiner Firma käme sei der Abend gelaufen.

Sie würden sicherlich jemand anderes mit einem Handy treffen, sagte Frauke, und die Drei schickten sich an eilends weiterzugehen.

An diesem Abend würde es ihnen schwer fallen. Normalerweise sei hier mehr los, sagte der Mann. Überlaufen sei es aber nie, denn dieser Ort sei ein

Geheimtipp, beeilte sich seine Begleiterin, die gerade ihr linkes Ohrfläppchen zwischen Zeigefinger und Daumen ribbelte, zu beteuern. Nur Kenner der Toskana und solche, die öfters dort verweilten würden diesen Ort kennen. Ihr stolzer Gesichtsausdruck ebenso wie das zustimmende Nicken ihres Mannes ließen keinen Zweifel daran, dass sie sich zu dieser elitären Gruppe zählten. Mindestens einmal im Jahr kämen sie hierher und wenn sie in Rente seien, würden sie ganz hier leben, wobei nicht klar war, ob sie den Ort oder die Toskana meinten. Tiefe Furchen im Gesicht des Mannes und leichte Falten unter den Augen seiner Frau zeugten davon, dass dieser Zeitpunkt nicht mehr allzu ferne in der Zukunft läge.

Auf Gumbrechts Frage, warum denn an diesem Abend nichts los sei, erfuhren sie, dass "La Vecchia Cucina" wegen Krankheit geschlossen habe. Während der Saison habe Alberto sein Restaurant normalerweise jeden Tag geöffnet. Nein, sonst gäbe es nichts im Dorf außer oben auf dem kleinen Platz bei der Kirche gäbe es eine kleine Bar, in der aber nur Einheimische verkehrten. Wenn man aber nicht fließend Italienisch spräche, wäre man dort völlig fehl am Platz, sagte der Mann mit dem verfurchten Gesicht und ließ auch keinen Zweifel daran, dass er dieses Kriterium erfüllte.

Er könne zwar italienisch relativ mühelos lesen, aber um an einem Einheimischen-Stammtisch mitzuhalten lange es sicherlich nicht, fühlte sich Gumbrecht wegen der fragenden Blicke von Frauke und Cedrik genötigt zu sagen. Es gäbe allerdings dort nichts zu essen, warnte sie das Paar.

— „Wir brauchen nur ein Telefon, um die Polizei zu verständigen!“

— „Oh, so ernst ist das. Das ist also ein richtiger Notfall!“, sagte das Paar nahezu gleichzeitig und wünschten Ihnen im Weggehen viel Erfolg bei der Suche nach einem Telefon.

Seit der Ruine hatte sich ihre Angst vor der Bande so sehr verstärkt, dass alle es als beste Lösung sahen die Polizei einzuschalten.

Vorher hatte Gumbrecht entspannt und gelassen gewirkt, so als sei die Polizei schon da gewesen und der Alptraum zu Ende. Er rührte genüsslich seinen Espresso, als wäre er nur ein gewöhnlicher Tourist. Er sähe das nicht so, hatte er nur gesagt, als Frauke ihm ihre Ängste dargestellt hatte. Sie traue dem Patrone nicht. Er habe sie alle so genau angeschaut. Gumbrecht sagte, dass dies doch klar sei, wenn sich ein paar Touristen in einer Dorfkneipe verirren, dann werde man auch in Deutschland angestarrt.

— „Hat's geklappt!“, fragte Frauke ungeduldig, als Gumbrecht zurückkam.

Sie meinte, ob es ihm gelungen sei vom Telefon vor der Toilette ein Gespräch zu führen.

— „Nein, es ist ein Kartentelefon. Der Patrone sagt, dass er keine Karten

habe. Aber was am schlimmsten ist, der Kleine ist hier!“, sagte Gumbrecht mit unterdrückter Stimme.

— „Welcher Kleine?“, fragte Cedrik.

Frauke verstand sofort. Es musste der kleine der beiden Helfer von Garda sein, der vor dem sie sich von Anfang hat gefürchtet hatte.

— „Sergio!“

— „Sind Sie sich sicher? Ich hätte eher erwartet, dass er bei unseren Verfolgern wäre, statt hier gemütlich zu sitzen und Wein zu trinken.“

— „Er trinkt ein Bier und er sitzt nicht, sondern er steht am Tresen,“, korrigierte ihn Gumbrecht „aber es ist Sergio, Gardas hündischer Gehilfe! So eine Visage vergisst man nicht! ... Ich habe das Gefühl die stecken hier alle unter einer Decke.“

Gumbrecht sagte, dass er glaube, dass der Kleine sie noch nicht gesehen habe, aber sie sollte nun so schnell wie möglich verschwinden.

* * * * *

Cutu wünschte, er hätte die Gabe seines Onkels, dann würde er den Zauber des Augenblicks in ein Bildnis fassen. Aber er spürte, dass auch die Künste seines Onkels nicht ausreichten, um das Spiel des Mondlichtes auf dem nackten Körper Thiphilnias in einem Bild zu bannen. Auch sein Onkel wusste um die Grenzen seiner Kunst. Immer wieder schimpfte er über die Farben. Auch wenn niemand, wie er die Farben zu mischen verstünde — und darauf war er stolz —, so sei er doch nur ein Stümper im Vergleich zur Natur. Dann dachte Cutu, dass es in diesem Mondlicht unter dem Sternenhimmel keine Probleme mit Farben geben würde. Die Schwierigkeit wäre die vielfältigen Schattierungen von Grau. Milchigweiß bis undurchdringliches Schwarz. Wie ein Schwamm saugte Cutu jedes Detail ein, um es nie zu vergessen. Ihr angewinkeltes Bein im Wechselspiel zwischen Licht und Schatten des Mondes, das andere Bein ausgestreckt milchig weiß. Ihre Brüste aus seiner Perspektive dunkle Silhouetten gegen den Mond. Seine Hand ruht auf ihrem Bauch seine Fingerkuppen an ihren dunklen Schamhaaren.

So ruhig wie in dieser Nacht, war die See die ganze Zeit nicht gewesen. Dennoch knarrte und ächzte immer wieder der Rumpf des Schiffes. Und von der Bordwand ist ein kontinuierliches leises Plätschern zu hören, wenn die niedrigen Wellen gegen sie schlagen. Über allem ein abwechslungsreiches Konzert von verschiedenen Schnarch- und Pfeiftönen. Außer

Cutu und Thiphilnia wachte nur der Steuermann, aber der konnte solange er seinen Standort nicht veränderte, sie nicht sehen. Sie lagen versteckt von den anderen hinter verschiedenen Kisten und Amphoren.

Jedes Mal, wenn jemand sich etwas lauter im Schlaf räusperte oder hustete, fürchtete Cutu, dass jemand aufwachen und aufstehen könnte, und damit ihre romantische Zweisamkeit ein jähes Ende finden könnte.

So glücklich wie in dieser Nacht hatte sich Cutu schon lange nicht mehr gefühlt gehabt. Thiphilnia war anders als andere Frauen, darin war sich Cutu sicher, sie war für ihn nicht nur ein weiterer Zeitvertreib. Mit ihr konnte er sich vorstellen, zusammen zu bleiben. Es irritierte ihn, dass sie plötzlich so sorgenvoll ausschaute. Ob es nicht schön gewesen sei, flüsterte er leise in ihr Ohr. Doch wunderschön, aber es gäbe etwas, was sie ihm bisher verschwiegen hätte. Vielleicht wäre es besser, wenn sie es für sich behalten würde. Dann solle sie es doch für sich behalten, sagte Cutu, aber dann hätte sie nie diese Andeutung machen sollen. Er spürte, dass er es nun wissen wollte, seine Neugierde war geweckt.

— „Andererseits,“, begann Cutu in einem aufmunternden Ton, „kann es doch nichts so Schlimmes sein!“

Cutu glaubte im diffusen Mondlicht Tränen in Thiphilnias Augen zu sehen. Er drückte ihre Hand, und sagte, dass es doch nicht so schlimm sein könne.

— „Doch!“, sagte sie.

Sie sei bis zum Schluss bei ihm gewesen, sagte sie nun leise schluchzend und jetzt war sich Cutu sicher, Tränen zu sehen. Wie Perlen glitzerten sie im Mondlicht, als sie ihre Wangen herunterliefen. Zärtlich fing Cutu einige mit seinen Fingerkuppen.

— „Bei wem?“, fragte er.

— „Deinem Vater. . . Ich war bei ihm bis . . . bis man, . . . mein Mann . . .“

Cutu zog erschrocken seine Hand zurück starrte sie entsetzt an.

— „Du?“

— „Nein, ich habe nichts mit dem Tod deines Vaters zu tun!“, wehrte sie sich.

— „Man sagt, es sei mit einer Liebedienerin zusammen gewesen?“

— „Er war bei mir, aber ich bin keine . . .“

Sein Vater sei in ihren Armen gestorben. Sie sei nicht Schuld am Tod seines Vaters, beteuerte sie erneut, so als habe er sie beschuldigt. Sie habe auch nichts damit zu tun. Eine Frau sei doch nicht verantwortlich für ihren Ehemann, fragte sie ihn ängstlich? Sie wisse nicht warum ihr Mann das getan habe. Mit Eifersucht habe es jedenfalls nichts zu tun gehabt. Ihrem Mann sei es schon Jahre lang egal gewesen, was sie tue.

— „Bei so einer Frau? Kann ich nicht verstehen!“, sagte er mehr im Ton einer skeptischen Frage, als dem eines Komplimentes.

Sein Vater sei so etwas wie ein väterlicher Freund gewesen, sagte sie zu Cutu. Flüsternd, aber beinahe schon zu laut, fragte Cutu mit belegter Stimme und man spürte seine Eifersucht:

— „Und mit väterlichen Freunden geht man ins Bett?“

Dann stutzte Cutu, so als habe er erst jetzt verstanden, was sie eben gesagt hatte.

— „Du warst dabei als mein Vater ermordet wurde, und es war ... dein Mann?“

Nach einer Weile sagte Cutu beinahe enttäuscht:

— „Also war es doch ein Mord aus Eifersucht, so wie es Vulca immer sagte!“

— „Nein, war es nicht!“

— „Also dein Mann findet dich in den Armen eines anderen und dann ... dann muss er doch eifersüchtig sein!“

— „Mein Mann hat deinen Vater umgebracht, aber jemand anderes hat ihn dazu angestachelt! Hat ihm von uns erzählt! Mein Mann hatte doch von nichts gewusst!“

— „Und wer hatte ihn aufgehetzt?“, bohrte Cutu.

— „Mein Mann wusste von nichts! ... Also ich meine bis zu dieser Nacht“

— „Das frage ich mich auch, aber es wird wohl ein ewiges Geheimnis bleiben.“

— „Warum?“

— „Weil derjenige, der es wusste, vom Schwert deines ungestümen Cousins zum Schweigen gebracht worden ist.“

Nach Vulcas Schilderung hatte es einen Kampf gegeben. Er hätte spät abends nochmals zu Plecu gemusst. Eigentlich hätte er wegen der späten Stunde gar nicht mehr ins Zimmer gewollt. Aber als er dann schrille Schreie einer Frau gehört hatte, sei er eingetreten. Ein Mann mit einem Schwert, von dem das Blut von Cutus Vater tropfte, sei sofort auf ihn eingestürzt und nur seiner schnellen Reaktion habe er es zu verdanken, beteuerte Vulca, dass er diese Attacke überlebt habe.

— „Es war Notwehr!“, verteidigte Cutu seinen Cousin Vulca, aber in seiner Stimme schwang dennoch unüberhörbar ein Hauch von Frage.

— „Notwehr? Mein Mann hatte sofort sein Schwert fallen lassen. Nach seiner Tat saß er verzweifelt weinend auf dem Boden. Er hatte Vulca überrascht angeschaut. Bezeichnend sind die letzten Worte meines Mannes ‘Wieso bist du gekommen?’ ...“

Thiphilnia zitterte, als erlebte sie alles noch einmal. Dann fügte sie noch hinzu:

— „Hast du dich schon einmal gefragt, wieso Vulca in Begleitung von Soldaten und mit gezücktem Schwert nachts durch den Palast wandert, um deinen Vater etwas zu fragen?“

— „Willst du damit etwa sagen . . .“

— „Nur eine Frage!“, unterbrach sie seinen Satz.

Und er könne die Antwort auf diese Frage geben, hörten sie plötzlich Vulcas spöttische Stimme.

* * * * *

— „Also ich weiß nicht! In so einer schummerigen Gegend soll ein Polizeirevier sein?“, fragte Frauke und verzog dabei ihr Gesicht, als hätte sie gerade in eine Zitrone gebissen.

— „Wir hätten nach links statt nach rechts abbiegen müssen!“, sagte Cedrik zum wiederholten Mal. „Wir entfernen uns immer weiter vom Stadtzentrum!“

Die Straße durch die sie gingen war düster, fast so als wäre die Beleuchtung ausgeschaltet, obwohl altertümliche an Kabel über der Straße hängende Lampen ein gelbliches diffuses Licht ausstrahlten. Drei- bis vierstöckige Mietshäuser zu beiden Seiten, denen es an Farbe mangelte und an einigen bröckelte sogar der Verputz ab.

Es war ein ungewöhnlich frischer Abend für die Toskana zu dieser Jahreszeit und so war es nicht verwunderlich, dass die Straßen und Plätze nicht so bevölkert wie sonst waren. Nur selten begegneten ihnen Leute, die eilig vorbeihuschten, als wollten sie so schnell wie möglich von diesem düsteren Ort verschwinden. Aus den Häusern hörten sie diffuse Stimmen und Geräusche, meistens von zu laut eingestellten Fernsehern. Außerdem war es kurz vor elf und damit schon relativ spät für eine Gegend, in der sich keine Touristen verirrten und ansonsten Leute wohnten, die morgens früh zur Arbeit aufstehen mussten.

— „Also für mich macht es Sinn!“, sagte Gumbrecht, „Wenn ich Stadtplaner wäre, käme ein Polizeirevier mitten in den dunkelsten Stadtteil. Lampen stellt man ja auch dort auf, wo es dunkel wird oder nicht? . . . Außerdem, so schlimm finde ich es hier auch nicht.“

Gumbrecht hatte schon vorher zu ihnen gesagt, dass er keine Angst mehr habe. Sie seien aus den Wäldern draus und hier in der Stadt könnten ihnen

die Grabräuber nichts mehr anhaben. Im Dunkeln sähe jede Stadt — vor allen Dingen eine fremde — unheimlich aus. Es wäre schon erstaunlich gewesen, dass die Bande in dem Bergdorf anscheinend ihre Hände im Spiel habe, aber in der Stadt seien sie sicher.

— „Also eigentlich hat er Recht!“, sagte Cedrik in Richtung Frauke, „Ich hatte mal ein Computerspiel, da ging es um die Simulation einer Stadt, man baute Straßen, Häuser, Krankenhäuser, Schulen, und wenn man in einem Viertel vergaß ein Polizeirevier zu bauen, dann ging es heiß her, dann ...“

— „Da vorne,“, unterbrach ihn Frauke aufgeregt, „die sehen aus wie Monte und Sergio!“

Frauke zeigte auf zwei Gestalten weit vor ihnen im Halbdunkeln.

— „Also wir sollten aufpassen, dass wir jetzt nicht in Hysterie verfallen!“, sagte Gumbrecht. „Man kann die beiden von hier aus kaum erkennen und mehr als eine figürliche Ähnlichkeit kann ich nicht erkennen!“

— „Lasst uns umkehren!“, flüsterte Frauke ohne jeden Grund, denn sie hätte laut schreien müssen, damit die beiden es hätten verstehen können.

— „Ich finde, wir sollten uns jetzt nicht irritieren lassen und weiter Richtung Polizeirevier laufen! ...“

— „Aber wer sagt uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind?“, fragte Cedrik „Was wenn der Mann uns den falschen Weg gezeigt hatte?“

Gumbrecht sagte, dass sie nun aufpassen müssten keine Paranoia zu entwickeln und nicht in jedem einen Verbrecher zu sehen. Der Mann habe sehr seriös gewirkt. Mit seriös meinte Gumbrecht den tadellos sitzenden schwarzen Anzug. Ein Mann mit einem Hemd so weiß, dass es in der Nacht zu leuchten schien. Der Knoten seiner perfekt sitzenden Krawatte schien mit großer Sorgfalt geknüpft. Außerdem hatte der Mann ein tadelloses Deutsch gesprochen, eines mit einem ganz leichten Akzent. Warum sollten sie dem Mann nicht trauen? Nicht jeder x-Beliebige konnte der Bande angehören.

Langsam kamen die Beiden näher und immer mehr ähnelten sie Sergio und Monte.

— „Die sind es!“, raunte Frauke und drehte sich um und rannte zurück.

Cedrik lief sofort hinter ihr her, um sie zurückzuhalten. Gumbrecht starrte verwirrt und skeptisch in die Richtung der beiden Gestalten, die scheinbar ohne jede Eile näher kamen. Wie Raubtiere, die wussten, dass ihre Opfer nicht mehr entkommen könnten.

Aber Cedrik konnte Frauke nicht aufhalten. Sie lief panikartig zurück, wurde dann aber von dem Mann im schwarzen Anzug gestoppt.

— „Was ist los, sie laufen ja, als sei der Teufel hinter ihnen her!“

— „Sowas Ähnliches!“, sagte Frauke und versuchte sich loszureißen.

— „Kommen sie, ich bringe sie in Sicherheit!“, sagte der Mann in väterlichem Ton und zog Frauke mit sich in eine schmale Seitenstraße.

Eine schmale Gasse, so schmal, dass kein Auto durchpasst. Man konnte sich leicht vorstellen, dass sich die Bewohner aus den gegenüberliegenden Häusern tagsüber aus den Fenstern die Hände reichten oder Gegenstände von einem Haus zum anderen übergaben. Eine dunkle Gasse, die nur Streulicht von den schlecht beleuchteten Straßen erhielt, in die sie mündete.

Der Fremde schob sie in einen Hauseingang, öffnete eine alte verwitterte Türe und hieß sie ebenso wie Cedrik und Gumbrecht schnell hineinzugehen. Hinter ihnen schloss er die Türe. Einen kurzen Augenblick später, hörten sie Schritte und verhaltene Stimmen in der Gasse.

— „Das war knapp!“, raunte Cedrik.

Sie standen am Fuße einer alten Holztreppe mit Stufen, die von den Schritten in der Mitte ausgehöhlt waren, so wie Steine eines Gebirgsbaches vom stetigen Fluss des Wassers abgeschliffen werden. Auf dem Flur unter einem Dutzend Briefkästen, aus denen teilweise Werbung hervorquoll stand ein großer Kinderwagen, dem man ansehen konnte, dass er schon für viele Kinder gedient hatte,

Die Stufen der Holztreppe, die der Mann sie hinaufotste, knarrten und ächzten bei jedem Schritt, egal wie sehr sie sich auch bemühten keine Geräusche zu machen. Es stank penetrant nach Bohnerwachs und diffusen Essensrechten. Die auf dem Treppenabsatz zum Keller befindliche große Mülltonne verströmte einen leichten Verwesungsgeruch.

„Studio legale Pietro Boldini“ stand zwei Stockwerke höher an der Wohnungstüre, die der Fremde ihnen öffnete. Er bat sie freundlich einzutreten.

Alles Misstrauen gegenüber dem Fremden war nun verflogen. Er hatte sie gerettet, sich selbst damit sogar in Gefahr gebracht.

— „Warum haben Sie das getan?“, fragte Cedrik erleichtert im Innern der Kanzlei.

— „Ich helfe von berufswegen Menschen?“, sagte er lachend in tadellosem Deutsch, „Darf ich mich vorstellen: Mein Name ist Pietro Boldini!“

Die leeren Büros wirkten ein wenig geisterhaft. So wie alle Büros, wenn man sie außerhalb der Arbeitszeit aufsucht. Auf einem Schreibtisch stand eine fast volle Kaffeetasse und ein Teller mit einem halb verzehrten Kuchen. Es wirkte als wäre die Mitarbeiterin oder der Mitarbeiter nur eben mal auf die Toilette verschwunden, um sich dann gleich wieder um Kaffee und Kuchen zu kümmern. Cedrik kannte das Gefühl von seinem Büro, wo er oft an Samstagen oder spät abends alleine arbeitet. Man hört Geräusche, die einem sonst nie auffallen. Summen von Stromleitungen, Brummen von Computern, Telefonanlagen, Faxgeräten und sonstige nicht zuor-

denbare Geräuschen. Aber manchmal, vor allem, wenn man tief in Gedanken versunken ist, hört man auch Phantomgeräusche. So als wandle gerade ein bestimmter Mitarbeiter über den Flur oder als höre man gerade wieder aus einem anderen Büro jemanden telefonieren.

Boldini hatte sie gebeten in einem kleinen Konferenzraum Platz zu nehmen, während er ihnen einen Kaffee machen würde. Um einen langen ovalen Tisch standen zwölf Designer-Stühle, Rundrohrkonstruktion als Freischwinger mit weich gepolsterter lederner Sitzfläche. Die schwarz lasierte Tischplatte glänzte so sehr, dass sich die Deckenleuchten darin spiegelten.

Zwischendurch brachte Boldini eine frische Dose Tafelgebäck. Kaffee ohne Plätzchen sei wie Kino ohne Film, sagte er lachend, als er wieder in Richtung Küche verschwand.

— „Englische Plätzchen?“, stellte Cedrik in fragender Verwunderung fest. „Und ich dachte immer, die Italiener sind für Ihr Dolce berühmt!“

— „Wenn sie auch nicht gerade berühmt für ihre Küche sind, aber Plätzchen haben die Engländer vom Feinsten!“, meinte Frauke, die bereits in der Dose wühlte.

— „Die menschliche Natur ist schon verrückt. Noch vor ein paar Minuten flohen wir in Todesangst von der Straße und jetzt diskutieren wir über Plätzchen!“, sagte Cedrik.

— „Der italienische Kaffee ist jedenfalls der beste in der Welt!“, bemerkte Gumbrecht, als Seniore Boldini Frauke und ihm eine Tasse Espresso hinstellte.

— „Ihre Tasse kommt sofort!“, sagte Pietro Boldini zu Cedrik und rief dann bereits wieder von der Küche als Antwort für Gumbrecht: „Ich hoffe, dass ich Ihr Vorurteil mit meinem bescheidenen Kaffeekünsten nicht ruinieren!“

Boldini nahm auf der anderen Seite des Tisches Platz.

— „Womit kann ich Ihnen helfen?“, fragte er in geschäftsmäßiger Manier.

So als seien sie zu einem ordentlichen Termin erschienen. Ein Termin, der Tage vorher mit der Sprechstundenhilfe vereinbart worden war. So, als ginge es um eine Routineangelegenheit.

— „Sie haben uns bereits sehr geholfen!“, sagte Gumbrecht, der seinen Kaffee rührte und gleichzeitig ein Plätzchen wie ein Bonbon lutschte.

— „Aber ich denke nicht, dass es damit getan ist? Wenn sie jetzt wieder auf die Straße ...“

— „Nein, nicht raus!“, platzte es aus Frauke und die scheinbare Gelassenheit war wieder verflogen und einer Panik gewichen.

— „Die stehen sicherlich nicht die ganze Zeit vor der Türe. Die wissen noch nicht einmal ...“, sagte Gumbrecht.

— „Die sind immer überall, wo wir sie nicht vermuten und die wissen alles!“, unterbrach ihn Frauke.

Pietro Boldini versuchte sie zu beruhigen, indem er sagte, dass sie sich zu viele Sorgen machte. Vielleicht seien die beiden ganz harmlos gewesen. Manchmal täusche man sich, da seien die am schlimmsten aussehenden Typen ganz harmlos und andere, die besonders honorig aussehen die wahren Ganoven. Dann begann Senior Boldini mit der dem Fingerspitzengefühl und der jahrelangen Erfahrung eines Anwaltes ihnen ihre Geschichte zu entlocken.

— „Im Prinzip können wir von Glück sagen, dass wir Ihnen begegnet sind!“, sagte Cedrik, „Ich meine, auf der Polizei hätten wir wohl mehr Schwierigkeiten gehabt. Vor allem wegen der Sprache und so“

— „Sie können das nun für uns bei der Polizei melden oder nicht?“, fragte Gumbrecht.

— „Schon!“, sagte Boldini beinahe ausweichend, „aber wir müssen die Details noch genauestens ausarbeiten! Wir wollen doch schließlich nicht, dass die Anzeige sofort auf die Seite gelegt wird, weil sie unplausibel oder widersprüchlich erscheint?“

— „Bei drei Zeugen?“, fragte Frauke.

Er habe schon erlebt, dass sich manche aus zwingenderer Beweislage aus der Schlinge gezogen hätten, entgegnete Boldini.

— „Aber wir haben mit eigenen Augen gesehen, dass sie hinter dem Laden etruskische Kunstwerke liegen hatten ...“, ereiferte sich Gumbrecht.

— „Und sie glauben, dass die noch dort sind, wenn die Carabinieri auftaucht?“

— „Aber wir haben es alle drei mit eigenen Augen gesehen ...“, warf Frauke wieder ein.

— „Wer sagt ihnen, dass die echt waren?“

— „Herr Gumbrecht ...“, Frauke schaute dabei hilfesuchend auf Gumbrecht, der bereits das Problem begriffen hatte „ist ein Experte, was Etrusker betrifft!“

Dann müsse Gumbrecht auch wissen, wie überzeugend echt manches Replikat aussieht, sagte Boldini. Gumbrecht müsse wissen, dass man erst nach genauen wissenschaftlichen Analysen von einer Echtheit ausgehen könne. Gumbrecht nickte nur resigniert.

— „Aber die haben uns verfolgt! Warum haben sie das getan, wenn sie nichts zu verbergen haben!“

— „Weil sie einen ihrer Leute gefesselt hatten und weil sie vermuteten, dass sie etwas gestohlen haben könnten.“

— „Sie reden, als hätten sie sich bereits mit denen unterhalten!“, sagte Cedrik

— „Nein, als Anwalt kann man sich nur sehr gut in die Gedankenwelt von Tätern und Opfern hineinversetzen. Schließlich muss man immer kalkulieren, was man von der Gegenseite zu erwarten habe. In Ihrem Fall: Gegenanzeige wegen Hausfriedensbruch, Körperverletzung, Freiheitsberaubung und Diebstahl!“

— „Auf welcher Seite stehen Sie eigentlich?“, fragte Gumbrecht.

— „Habe ich Ihnen doch gerade versucht zu erklären!“

— „Aber das ist doch eine totale Tatsachenverdrehung!“, empörte sich Frauke.

— „Anwälte verdrehen keine Tatsachen! Anwälte sind wie Schriftsteller. Uns interessiert nicht, was wirklich war sondern wie es hätte sein können. Man konstruiert eine Faktenlage, die in sich widerspruchsfrei ist, so dass sie vor Gericht stichhaltig ist. Wahrheit und Gerechtigkeit ist nur eine naive Wunschvorstellung. ... Wenn die wollen versuchen die Ihnen sogar einen Mord anzuhängen!“

Cedrik und vor allen Dingen Frauke zuckten zusammen, was Gumbrecht nicht bemerkte aber Boldini. Der die beiden kritisch anschaute, als habe er dies erwartet, als habe er es nur gesagt, um diese Reaktion heraufzubeschwören.

— „Das dürfte denen schwer fallen!“, sagte Gumbrecht. „Dazu braucht es doch eine Leiche ... und niemand wird vermisst!“

Dann stutzte Gumbrecht kurz und sagte: „Außer Dr. Wolff, aber der ist ja ins Hotel zurückgekehrt ...“

— „und auch dort angekommen?“, fragte Boldini.

— „Davon gehe ich aus!“, sagte Gumbrecht überzeugt.

— „Dann haben Sie ja nichts zu befürchten!“, sagte Boldini in einem Tonfall der klarzustellen schien, dass er Gumbrechts Überzeugung nicht teilte.

— „Wenn wir schon am fantasieren sind ...“, fuhr Gumbrecht fort „Angenommen wir erstatten keine Anzeige, wir fahren nach Deutschland als sei nichts passiert! Was, wenn die Bande uns dennoch eine Anzeige wegen allem Möglichen anhängt? Dann können wir nicht mehr mit der Wahrheit kommen ...“

— „Ihrer Version der Wahrheit!“, unterbrach ihn Boldini.

— „Dann können wir nicht mehr mit der Wahrheit kommen,“, wiederholte Gumbrecht gereizt „denn die werden sagen, dass wir das erfunden

haben, um uns rauszureden. Man wird uns dann fragen, warum wir nicht sofort eine Anzeige erstattet hätten. Es wird sich anhören wie eine an den Haaren herbeigezogen Ausrede!”

— „Sie haben es erfasst! An Ihnen ist ein Jurist verloren gegangen!”, lobte ihn Boldini.

— „Also ist es doch besser gleich eine Anzeige zu erstatten?”

— „Das ist das Dilemma! Gleich eine Anzeige ohne Erfolg stellen, und dabei eine Gegenanzeige kassieren, die ihnen im schlimmsten Fall einen Aufenthalt in italienischen Gefängnissen bringen wird oder schweigen und wahrscheinlich wird nichts passieren.”, sagte Boldini breit grinsend.

— „Also ins Gefängnis kann man uns selbst in Italien nicht stecken für das, was wir getan haben!”

— „Da wäre ich mir nicht so sicher!” und dann schob Boldini noch ein entrüstetes „das ‘selbst in Italien’ will ich überhört haben!” nach.

Cedrik und Frauke fragten beinahe gleichzeitig, ob sie sicher sein könnten, dass man sie in Ruhe ließe, wenn sie schwiegen.

— „Ihr könnt euch doch von so einem Mist nicht ins Boxhorn jagen lassen!”, fauchte Gumbrecht „Hier geht es um Vertuschung einer Straftat! Ich werde jedenfalls nicht schweigen!”

— „Und wenn man Sie ...”, Boldini räusperte sich und fuhr fort „daran hindern würde? Sie haben eben ja selbst erwähnt, dass wir uns in Italien befinden, Mafia und Co.!”

— „Und woher wissen die beiden Killer ...”, begann Frauke und wurde von Boldini unterbrochen.

— „Sie meinen die beiden, von denen Sie glaubten, dass sie verfolgt hätten?”

— „Genau! ... Woher wissen die, das wir bereit sind zu schweigen!”

— „Was heißt hier ‘Wir’?”, wehrte sich Gumbrecht und Cedrik sagte nahezu gleichzeitig: „Gute Frage! Das würde mich auch interessieren!”

— „Wenn Sie mir hier glaubhaft versichern, dass Sie schweigen werden, werden sie die beiden nie wieder sehen!”

— „Der steckt doch mit denen unter einer Decke!”, unterbrach ihn Gumbrecht.

— „Ich bitte Sie! Warum habe ich Sie dann eben gerettet?”

— „Und da genügt Ihnen einfach unser Wort?”, fragte Cedrik skeptisch.

— „Naja, wir würden noch ein kleines Papier, auch zu ihrer Sicherheit, aufsetzen. Das wäre alles!”

— „Also im Prinzip haben wir wohl gar keine andere Wahl?”, fragte Gumbrecht.

— „Sie sehen es richtig!”, stimmte ihm der Anwalt zu.

6 In Artumes Armen

Vulcas stechende Augen schienen in Cutus Gesichtsfeld gebrannt. Eiskalte Augen starrten Cutu an, als Cutu über dem dunklen tosenden Wasser baumelte und sich seine Finger krampfhaft um die Reling krallten. Augen, die darauf lauerten, dass Cutus Kräfte nachließen. Augen in denen Cutu vergeblich nach Mitleid suchte. Doch dann griff Vulca überraschend nach seinen Unterarmen und Cutu spürt, wie er sein Gewicht übernahm und lockerte seinen eigenen Griff.

Aber dann, als Cutu glaubte, dass er ihn wieder zurück an Bord zöge, blitzte es kurz in Vulcas Augen auf, gefolgt von einem gehässig Lachen. Mit einem kurzen Schwung ließ er ihn fallen, so dass er keine Chance mehr hatte nach der Reling zu greifen. Im Fallen versuchte er vergeblich Vulcas Hände zu krallen.

Für Cutu schien es, als zürnte Artumes wegen Vulcas Missetat. Die Blitze aus Vulcas Augen spiegelten sich nun im schlagartig verfinsterten Himmel. Scheinbar aus dem Nichts kommend hatte sich eine Wolke vor den Mond geschoben. Nein, es war keine Wolke, dachte Cutu. Artumes, die Göttin des Mondes, hatte mit ihrem pechschwarzen Gewand ihr Gestirn verhüllt.

— „Warum hast du die Dinge nicht so belassen, wie sie waren!“, hörte er immer wieder Vulcas Stimme, „Manchmal ist es besser nicht alles zu wissen!“

So dunkel und düster war es, dass er das nur wenige Meter entfernte Schiff kaum mehr wahrnehmen konnte, nur vage Konturen. Die anderen Schiffe waren zu weit weg, als dass man sie überhaupt hätte sehen können. Keine Laute mehr, die ein Schiff in der Nähe machen müsste. Kein Ächzendes, knarrendes Holz im Wind, und keinerlei Stimmen, keine aufgeregten Schreie, wie es in der Situation zu erwarten gewesen wäre. Auch wenn nur sein Kopf aus dem Wasser ragte, spürte er plötzlich einen eisigen Wind, der tödliche Atem von Artumes über dem Meer.

Augenblicke später waren auch die Umriss des Schiffes im dichten Nebel verschwunden und als sich der Nebel mit einem Schlag wie in einem tiefen Atemzug der Göttin lichtete, war auch das Schiff verschwunden. So als habe die Göttin es eingesogen. In wenigen Augenblicken entwickelte sich aus dem Wind ein Sturm mit haushohen Wellen. Cutu fürchtete sich plötzlich nicht mehr, denn nun war er sich sicher, dass Artumes selbst ihn retten würde. Es war als würde sie ihn auf ihren Händen über das Wasser tragen.

So schnell und unvermittelt wie er begonnen hatte, endete der Sturm wieder. Nur ein göttliches Wesen hatte diese Macht, dachte Cutu, der nun wieder das fahle Licht des Mondes im Wasser glitzern sah. Plötzlich war aber auch ein anderes Licht aufgetaucht, nicht mehr Vulcas brennende Augen.

Das rötliche, goldene Licht am Horizont versprach Rettung und Wärme, auch wenn es unerreichbar schien. Viel zu schwach und zu klein, als dass es sich um ein himmlisches Gestirn handeln könnte. Es musste ein Feuer sein, und dort musste dann auch Land sein. Cutu schwamm mit langsam schwindenden Kräften in Richtung des Lichts.

Cutu spürt kaum mehr die Kälte des Wassers und das Meeresrauschen vernimmt er nur noch dumpf. Artumes Stimme wird lauter. Direkt in seinem Kopf. Eine Stimme wie Musik, Geborgenheit verheißend. Er lässt sie widerstandslos an sich heran. Er ist eh zu schwach um sich zu wehren. Aber statt ihn in einem Akt der Erlösung nach unten ins Reich der Toten zu ziehen, umfasst sie ihn von unten und ihre glühenden Hände umfassen seinen Kopf und halten ihn sicher über dem Wasser. War es vielleicht gar nicht Artumes sondern Alpanu, fühlte er mehr als zu denken. Alpanu die Göttin des Neubeginns. In der Gestalt Thiphilnias.

— „Thiphilnia?“, hauchte er und spürte unter sich Sand und ihre warmen Hände.